L. eleg. g.
51 h

Blankenburg

<36631983520010 S

<36631983520010

Bayer. Staatsbibliothek

Verſuch
über
den Roman.

Leipzig und Liegnitz,
bey David Siegerts Wittwe, 1774.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorbericht.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Ich weis nicht recht, aus welchem Geſichtspunkte man dieſe ganze Schrift anſehen möchte, wenn ich dieſen Geſichtspunkt nicht ſelbſt zeigte, und dazu ſoll nun dieſer Vorbericht dienen.

Es mag vielen ein ſehr dreuſter und mißlicher Einfall zu ſeyn ſcheinen, daß ich eine Art von Theorie für die Romane ſchreiben will. Wenn ſich nicht mancherley Schwierigkeiten dabey fänden, ſo dürſten vielleicht nicht ſo viel Jahrhunderte vergangen, und ſo viele Romane geſchrieben worden ſeyn, ohne daß nicht irgend ein Grübler auf den

Einfall gerathen wäre, über dieſe Gattung von Schriften nachzudenken, die vorhandenen Werke mit ihrem Zweck und Abſicht zu vergleichen, und, nach Anlage der menſchlichen Natur, die Mittel anzuzeigen, wodurch man dieſen Zweck am ſicherſten erreichen könne. —

Aber vielleicht hat man es nicht der Mühe werth gehalten, über eine Gattung von Schriften viel nachzudenken, die nur für die Unterhaltung der Menge geſchrieben iſt? — Dies ſcheint wirklich der Fall zu ſeyn; aber eben dadurch wird dieſe Sorgloſigkeit ſtrafbar. Sollte man nicht zuvörderſt darauf denken, dem größten Theil des menſchlichen Geſchlechts geſunde Nahrung zu verſchaffen?

Ich bin nicht Willens, — und auch nicht fähig, eine vollſtändige Theorie für eine Gattung von Schriften zu ſchreiben, die ſo mancherley Geſtalten annehmen können; aber ich halte Bemerkungen über dieſe Dichtungsart, aus den angeführten Gründen, für ſehr nothwendig.

Vorbericht.

Daß dieſe Schriften, weil ſie nun einmal die Unterhaltung der Menge ſind, natürlich einen Einfluß auf ihren Geſchmack, — und auch auf ihre Sitten gehabt haben, iſt wohl unläugbar.

Wir wollen hierüber nicht etwan den Epigrammatiſten allein hören, der in Zieglers Aſiatiſche Baniſe ſchrieb:

Mit kühnen, treuen, frommen Rittern,
Verdarb ſich der Geſchmack von unſern guten Müttern;
Mit feinerm Witz, empfindungsvollen Scherzen,
Verdirbt man unſrer Töchter Herzen.

Käſtners Vorleſ. zweyte Samml. S. 114.

Was läßt ſich von einer Schrift erwarten, „in welcher gewöhnlich die Heldinn ein tugendhaft Frauenzimmer iſt, das der Verfaſſer durch allerhand Gefährlichkeiten zu „Waſſer und zu Lande herum führt, tauſend Verſuchungen, zuweilen gar gewaltthätigen Unternehmungen, ausſetzt, und „am Ende durch dieſe oder jene Peripetie

„krönt? Das Mägdchen muß Schiff-
„bruch leiden, um zur Sclavinn gemacht
„zu werden; ihre Tugend wird auf die
„Probe geſetzt, entweder von einem Baſſa
„oder Therſander, oder einem jungen Lie-
„besritter in Paris, London, oder wo es
„iſt. — Die Romanen aller Nationen
„ſcheinen dies mit einander gemein zu ha-
„ben: — daß Männer ihre Zeit, ihre
„Ruhe, ihre höhere Beſtimmung, zu-
„weilen ihre Geſundheit, oder ſo gar
„das Leben dem andern Geſchlechte
„aufopfern:“ — was, ſag' ich, läßt
ſich von ſolch einer Schrift, charakteriſirt
durch einen Romanenſchreiber ſelbſt, wenig-
ſtens durch einen Romanenüberſetzer, für
die Bildung des guten Geſchmacks, für
die Ausbreitung guter Sitten erwarten?

Damit nun dieſer Geſchmack weniger
verdorben werden, damit der üble Einfluß
der Romane auf die Sitten, von unſern
guten Müttern weniger beſeufzt werden
möge, hab' ich dieſe Bemerkungen nieder-
geſchrieben. Sie ſollen, wenns möglich
iſt,

iſt, den Roman zur Wahrheit und Natur zurücke führen.

Ich geſteh' es ſehr aufrichtig, daß ich glaube, ein Roman könne zu einem ſehr angenehmen, und ſehr lehrreichen Zeitvertreibe gemacht werden; und nicht etwan für müßiges Frauenzimmer, ſondern auch für den denkenden Kopf.

Solcher Romane aber haben wir vielleicht nicht mehr, als zwey oder drey; — vielleicht gar nur einen. Dieſe vorhandenen Werke hab' ich mit allen dem Fleiſſe ſtudiert, der nöthig iſt, um es ausfindig zu machen, wodurch ſie das geworden ſind, was ſie ſind.

Noch ehe ich daran dachte, dieſen Verſuch zu ſchreiben, laſ' ich die Wielandſchen und Fieldingſchen Romane, den Agathon und den Tom Jones, zu meinem Unterricht und zu meinem Vergnügen, ſah bey jedem Schritt, der darinn geſchieht, zurück auf die menſchliche Natur, und fand bey ihnen das, was Pope vom Homer ſagt:

Nature and *they* were . . . the ſame.

Und von den andern, in dieſer Gattung erſchienenen Werken, hab ich gewiß die wichtigſten, — und überhaupt ſo viele geleſen, als nöthig geweſen, um die Vortrefflichkeit jener einzuſehen. — Es iſt nicht etwan mein Vorſatz, indem ich dieſe beyde mit einander nenne, ſie einander gleich zu ſtellen, und für einerley zu erklären; unſtreitig hat Wieland einen Schritt zur Vollkommenheit voraus; aber Fielding verdient nächſt ihm geſtellt zu werden. Die Ausführung hierüber gehört an einem andern Ort. —

Aber wird man das, was ich aus dieſen beyden Schriftſtellern, und alſo aus der menſchlichen Natur, gelernt und abſtrahirt habe, auch gelten laſſen, auch annehmen wollen? — Wenn es den Dichtern am Herzen liegt, gegründeten Beyfall zu haben, ſo denk' ich, können ſie mit keinem hadern, der ſich die Mühe giebt, ihnen wenigſtens etwas von dem zu ſagen, was ſie thun müſſen, um den Beyfall der Beſten zu erwerben. Und wenn die Ausbreitung

tung des guten Geſchmacks und die Verbeſſerung der Sitten diejenigen Endzwecke ſind, die ſie billig, ſich vorſetzen müſſen, wenn man ſie nicht zu unnützen Zeitvertreibern zählen ſoll: ſo ſollten die Mittel, wodurch dieſe Endzwecke erreicht werden können, mit der größten Sorgfalt hervorgeſucht werden. — Und wer wird nicht, wenn er ſieht, daß Fielding und Wieland durch das, was er hier von ihnen angemerkt finden wird, geworden ſind, was ſie ſind, das Geſagte wenigſtens der Mühe werth finden, es zu prüfen? Wer wird nicht gerne ein Fielding oder Wieland werden wollen, — wenn er kann? — *)

*) Der Verfaſſer von Sophiens Reiſe hat uns, wenn ich Ihn recht verſtehe, ein Werk, in der Geſchichte des H. Groß, verſprochen, wodurch die Zahl der ächten Romane vermehrt werden wird, wenn er ſein Wort hält. Wir ſollen nämlich in dieſem Werke eine Reihe von Begebenheiten und Vorfällen ſehen, wodurch H. Groß gleichſam geführt

Vorbericht.

Die Leſer ſelbſt, oder die Menge, wenn man will, könnte es leicht am übelſten empfinden, wenn alle Vorſchläge befolgt würden, die ſich aus den angeführten Muſtern folgern laſſen. Sie hat ſich einmal das Richteramt über dieſe Schriften angemaßt; vielleicht glaubt ſie, dabey zu verlieren, wenn ihr ein Kunſtrichter auch nur einen Roman wegcritiſirt. Wer wird ſich gutwillig ſeine gewohnte Nahrung neh-

men

führt wird, um am Ende, durch ihre Einwirkung auf ihn, vor unſern Augen, das zu werden, was er iſt. Natürlich wird alſo dieſe Reihe von Begebenheiten, eine, durch die Perſon des H. Groß verbundene Kette von Urſach und Wirkung ſeyn, deren Reſultat der Charakter des H. Groß iſt. Wenn je eine Schrift meine Erwartung erregt hat, ſo iſt es dieſe. Sie muß, ihrer Einrichtung nach, unendlich weit die bisher'gen Romane dieſes ſchätzbaren Mannes übertreffen; und ich erinnere den Verfaſſer daher an ſein gegebenes Wort. Deutſchland wird gerne noch warten, wenn es ſolch einen Roman erwartet.

men laſſen? — Ich kann nichts thun, als verſichern, daß ſie, ſo fremde und ſchwer ihr auch die neue Nahrung auf den erſten Augenblick dünkt, nichts dabey verlieren, ſondern nur um deſto geſünder davon werden wird. — Und auch dafür werden die Romanendichter wohl ſorgen, daß es ihr nicht ſo bald an der gewohnten Nahrung gebricht. —

Aus allem, was ich bis jetzt geſagt habe, wird man folgern können, daß ich nicht willkührliche Grundſätze und Vorſchriften vorzutragen Willens bin. Auch habe ich nicht etwan mit einer Unterſuchung über das Wort Roman angefangen, und daraus die nöthigen Eigenſchaften dieſer Gattung Schriften hergeleitet. Nicht einmal die Schrift des Huet, de l'origine des Romans, hab' ich geleſen; ob ich gleich ſie habhaft werden zu können, gewünſcht hätte.

Meinetwegen mag auch das Wort Roman von Ῥωμη (Stärke) oder von der Stadt Rheims, oder von dem Namen der

Spra-

Sprache, worinn die Barden dichteten, abſtammen! Leſer, die das bey mir ſuchen, könnten ſich leicht betrogen finden.

Und eben ſo ſehr diejenigen, die über die bloß äußere Einrichtung des Romans viel Bemerkungen erwarten. Es ſieht inwendig noch zu öde und wüſt darinn aus, als daß man ſich um den Aufputz zuerſt bekümmern ſollte. Dieſer Aufputz ſollte billig immer das Letzte ſeyn, und iſt, leyder! faſt immer das Erſte; er iſt faſt immer für das Weſentlichſte angeſehen worden. Werden wir denn nicht einmal aufhören, dem Knaben in Gellerts Fabeln ähnlich zu ſeyn, der durchaus den Zeiſig zur Nachtigall machen wollte? —

Weder über die Ausdehnung des Ganzen alſo, noch die zufällige Form, noch über den Schauplatz (das abgerechnet, daß ich deutſche Sitten empfehle) noch über die Menge und Auswahl der ſpielenden Perſonen, wird man hier was anders finden, als was, in Beziehung auf wichtigere Dinge, davon geſagt werden muß.

Vorbericht.

Ich ſehe den Roman, den **guten Roman** für das an, was, in den erſten Zeiten Griechenlands, die Epopee für die Griechen war; wenigſtens glaub' ichs, daß der **gute Roman** für uns das werden könne. — Aber ich will hiermit nicht geſagt haben, daß dieſe beyden Gattungen von Werken gerade in Allem einerley, und ſich ganz ähnlich wären. — —

Die Romane entſtanden nicht aus dem Genie der Autoren allein; die **Sitten** der Zeit gaben ihnen das Daſeyn. Gegenden, in welchen man keine **Bürger** brauchte; und **Zeiten**, in welchen keine **Bürger** mehr waren, verwandelten die Heldengedichte der Alten, eine Iliade oder Odyſſee, in einen Roman. Der erſte Romanendichter würde, wenn er in **ganz bürgerlichen** Zeiten geboren, und gebildet worden, an ſtatt einen Roman zu ſchreiben, gewiß eine Epopee geſchrieben haben. — Doch die Heldengedichte der Alten ſind nicht durch dieſe Romane etwann ſo verdrängt geworden, daß ſie nicht dabey ha-

ben

ben beſtehen können, und wirklich beſtanden ſind; ſondern dieſe ſind nur ſo zur Unterhaltung ihrer Zeit geſchrieben worden, wie jene zur Unterhaltung der ihrigen. Den Eindruck, den damals nur jene machen konnten, machen jetzt dieſe; in ſo fern nämlich nur, daß ſie die Unterhaltung des Publikums jetzt ſind, ſo wie es jene ehmals waren.

Natürlich ſind hieraus Unterſchiede in der Einrichtung dieſer verſchiedenen Werke entſtanden. Der Roman iſt von mannichfaltigerm Umfange, als die Epopee, weil ſich für den Menſchen mehr Gegenſtände zur Unterhaltung, als für den Bürger finden. Und dieſer Unterſchiede ſind noch mehr. Aber alle laſſen ſich aus dem Unterſchiede herleiten, der ſich zwiſchen den Sitten und Einrichtungen der damaligen, und der jetzigen Welt findet.

Wenn der Roman das für uns eigentlich iſt, was die Epopee, nach Maaßgebung, für die Griechen war; — wenn wir jetzt nur vorzüglich der Theilnehmung für

für das, was den Menſchen eigentlich angeht, (ohne daß wir auf ihn, als Glied eines gewiſſen Staates denken) fähig ſind: ſo wird man leicht die Foderungen voraus-ſehen können, die ich mit Recht an den Romanendichter machen zu dürfen glaube. — Dieſe Veränderung in unſrer Theilnehmung kann das menſchliche Geſchlecht ſeiner Vervollkommung näher bringen. Der Romanendichter ſoll es mit dahin führen helfen.

Er ſoll uns den Menſchen zeigen, wie er ihn, nach der eigenthümlichen Einrichtung ſeines Werks, zu zeigen vermag. Das übrige alles iſt Verzierung und Nebenwerk. Die verſchiedenen Formen, die der Roman haben kann, müſſen alle von einer Materie ſeyn. Von dieſer iſt hier nun, als dem Weſentlichſten, die Rede; nicht von der Geſtalt, von dem Model des Dinges. —

Und ich ehre die nackte Menſchheit, die, von allem, was ihr Sitten und Stand, und Zufall geben können, entblößte Menſchheit ſo ſehr; ich möchte ſie ſo

gern

gern in ihr wahres Vorrecht wieder eingeſetzt ſehen; ich möchte ſo gern alle Welt davon überzeugen, daß ein heller Kopf und ein reines Herz die wichtigſten Stücke in unſerm Poſten ſind: — und ich finde dieſe Meynungen ſo wenig immer noch ausgebreitet, daß ich natürlich öfter, als einmal auf ſie zurück gekommen bin, und mich ſo gar einigen kleinen Abſchweifungen überlaſſen habe, um ſie deſto Anwendungsfähiger zu machen. Denn, wenn wir vorzüglich dies, im Menſchen ſehen und ſuchen müſſen: ſo müſſen wir dazu gebildet, und der Menſch uns ſo gezeigt werden, daß wir erſt dies an ihm ſehen, und dann auch an ihm bemerken können, wie er zu dem Beſitz dieſer Eigenſchaften gelanget iſt? —

Für den Philoſophen kann die Ausſicht, die aus der Veränderung der Gegenſtände unſrer Theilnehmung entſteht, nicht unangenehm ſeyn. Wenn wir zuerſt Menſchen ſind, und ſeyn ſollen; wenn wir nur, indem wir Menſchen ſind, unſre Beſtimmung

erreichen können: ſo muß es ihm lieb ſeyn, daß die Theilnehmung der Menſchen vorzüglich auf das geht, was den Menſchen allein trift, und nicht den Menſchen, als Bürger. — Vielleicht folgert er hieraus, daß ein Theil dieſes Alls, dieſer Erde ſeiner Vervollkommung näher iſt, als je ein andrer Theil es war, — daß einige Krümmungen und Umwege auf der Bahn zum Ziel, und allgemeinen Endzweck der Natur, mehr durchlaufen ſind; — daß alle die von den Morgenländern und Griechen beſeſſene Vollkommenheiten und Vorzüge nicht das ſind, was man eigentlich glaubt; — daß die Abänderung und Umſchmelzung unſers Geſchmacks hierinn, nicht Verfall, und die Vollkommenheiten der Griechiſchen Litteratur nicht die **höchſten** Vollkommenheiten ſind. —

Glücklich der Dichter, der etwas beytragen kann, dieſe Ausſichten für den Philoſophen zu erweitern; der, indem er uns den Menſchen zeigt, und kennen, und es uns ſelbſt werden lehrt, ſein Volk doch nie,

 mit

mit ſeinen Beſondernheiten, dabey vergißt, ſondern in ſeiner Art ſo national iſt, als es die Griechiſchen Dichter für ihr Volk waren.

Dadurch glaub' ich, kann der Romanendichter claſſiſch, und ſein Werk des Leſens werth werden. Darauf habe ich vorzüglich beſtanden, weil der Romanendichter ſich vorzüglich mit dem **Menſchen** beſchäftigt; und ſo iſt dieſer Verſuch entſprungen. Man ſieht leicht, daß jene Kleinigkeiten und Nebenwerke nicht Platz darinn hatten.

Daß ſich meine Begriffe ſehr gut mit den Begriffen der Kunſtrichter in andern Dichtungsarten vertragen: davon bin ich ſehr gewiß überzeugt. Ich verlange aber nicht ganz neue und bis jetzt ungeſagte Dinge vorgetragen zu haben. Ich habe größtentheils ſchon längſt bekannte, und angenommene Grundſätze und Bemerkungen auf die Romane angewandt. —

Ich ſchreibe auch nicht für die Meiſter der Kunſt, und will nicht für ſie geſchrieben

ben haben. Dazu fühl' ich mich zu ſchwach. Aber eben weil ich nicht für ſie, ſondern für junge, angehende Romanendichter ſchreibe: ſo habe ich an einigen Orten weiter ausgeholt, als es jenen vielleicht nöthig dünken wird. Aber ich bitte ſie, zu bedenken, wie es mit unſern gewöhnlichen Romanenſchreibern ausſieht. —

Noch einige Kleinigkeiten! — Ich habe ſehr oft Beyſpiele aus dem Epopee oder dem Drama angeführt, wo ſie das bewieſen, was ſie beweiſen ſollten, und ſie nicht aus dem Roman genommen. — Die Urſachen ſind mancherley; eine davon iſt auch dieſe, daß man, im Ganzen gerechnet, Epopee und Drama mehr kennt, als den Roman. — Ich habe ferner der Ausländer öfter gedacht, als meiner Landsleute; aber ich haſſe und verabſcheue Kritiker- und Autorenkriege. Die aus den Ausländern und Alten gebrauchten Stellen, hab' ich faſt immer mit ihren Ueberſetzungen zugleich angeführt. Auch dieſe Vorſicht wird wohl nicht ganz bey unſerm Publiko unnütz ſeyn;

— wenigſtens bey den gewöhnlichen Romanſchreibern.

Ich habe ferner oft Werke von großem Rufe getadelt. Darunter gehören vorzüglich Richardſons Romane. Aber ich habe nicht die Abſicht gehabt, ſie herunter zu ſetzen. Wer mich zu entſcheidend, oder zu richterlich ſprechen zu hören glaubt: der ſetze dies nicht auf Rechnung von Stolz und Eigendünkel. Ich ſchätze Richardſon; aber die Wahrheit höher, als ihn. Ich habe jedesmal, ohn' alle Nebenabſicht, aber nach inniger Ueberzeugung, und vorhergegangener Prüfung niedergeſchrieben.

Uebrigens zerfällt mein Werk von ſelbſt in zwey Theile. In dem erſtern finden ſich Betrachtungen über das Anziehende einiger Gegenſtände; Im zweyten iſt die Rede von der Kunſt des Dichters, in Rückſicht auf die Anordnung und Ausbildung der Theile und das Ganze des Romans.

B. [Blanckenburg]

I. Von

I.

Von
dem Anziehenden
einiger
Gegenſtände.

I.

Von dem Anziehenden einiger Gegenſtände.

1.

Ehe ich zu dieſem Anziehenden ſelbſt komme, iſts billig, daß ich eine kleine Einleitung voran ſchicke, in welcher wir uns mit der Gattung und Natur des Romans überhaupt bekannt machen wollen.

Die Erfindung, das menſchliche Geſchlecht durch Erzählung allerhand rührender und anziehender Begebenheiten und Vorfälle zu unterhalten, iſt vielleicht ſo alt, als irgend eine andre auf dieſe Abſicht zweckende Erfindung. Vielleicht iſt ſie ſo alt, als das Epiſche Gedicht, und hat nur, nach veränderter Denkungsart des Menſchen, eine andre Geſtalt angenommen. Im allgemeinſten Sinn gehört wirklich das Heldengedicht mit allen ſeinen Gattungen hieher; oder vielmehr gehöret der Ro-

man einigermaßen mit zur Gattung der Heldengedichte, und die Theorienſchreiber der Dichtkunſt, wenn ſie die Romane mit in ihren Plan zu ziehen würdigen, pflegen Epopee und Roman in eine Claſſe zu ſetzen.

Man ſieht gewöhnlich die ſo genannten Mileſiſchen Fabeln für die erſten Romane an; Erzählungen, die im Schooß einer üppigen, in Trägheit verſunkenen Stadt entſtanden, irgend einen Liebeshandel enthielten, bey welchem der unbeſchäftigte Einwohner, der als Bürger keine Nahrung für ſeinen Geiſt bedurfte und haben konnte, ſich eben ſo vergnügte, wie der Athenienſer bey ſeinem Homer. — In der Bibliothek des Photius wird ein Antonius Diogenes als derjenige Scribent genannt, der den Romanen die gewöhnliche, und in dem Vorbericht charakteriſirte Form und Einrichtung gegeben; und das älteſte der in dieſer Gattung auf uns gekommenen Werke, iſt die Geſchichte des Theagenes und der Chariklea, deren Ueberſetzung wir Meinhardten zu verdanken haben. Die Zahl all' der ältern übrig gebliebenen Schriften dieſer Art beläuft ſich auf ſieben [a]), wenn ich des Theodorus Pro-

a) Sie ſind — die angeführte Geſchichte des Theagenes und der Chariklea vom Heliodor, — des Clitiphons und der Leucippe vom Achilles Tatius, — des Daphnis und der Chloe

Prodromus Geſchichte des Rhodantes und der Doſikle, in jambiſchen Verſen, dazu rechne. Alle dieſe Werke haben nichts, das die Aufmerkſamkeit der Leſer vorzüglich auf ſie zu ziehen verdiente; und ſie ſind in einer unſrer kritiſchen Schriften (der Allg. Bibl.) bey Gelegenheit der Ueberſetzung des Longus, ſehr richtig charakteriſirt. — Den Titel Roman aber hat meines Wiſſens die von Guillaume de Lorris angefangene, und von Jean de Meun geendigte Schrift, von der Roſe, zuerſt geführt. Es iſt eine Art von Kunſt zu lieben: b)

Chloe vom Longus, — des Jsmenes und der Jsmenia vom Euſtathius, — des Chäreas und der Calliroe vom Chariton, — des Aprocamus und der Anthia vom Xenophon von Ephes, — und die oben genannte Geſchichte des Rhodantes und der Doſikle. Der erſte, zweyte, dritte und fünfte dieſer Romane ſind auch ſchon ins Deutſche überſetzt.

b) Vielleicht iſt es manchem nicht unlieb, hier von dieſem Roman ſo viel zu hören, als ich ſelbſt ohngefähr davon weis: hier iſt es in den eigenen Worten eines franzöſiſchen Scribenten: Au milieu de chanſons on vit éclorre le *Roman de la Roſe*, que les gens de gout eſtiment encore aujourd'hui. — Il renferme les expreſſions vives de cette paſſion ſi douce & ſi cruelle, qu'on ne ſe laſſera jamais de peindre, & dont les peintures ſont toujours intéreſſantes même pour les malheureux qu'elle a faits. Cet ouvrage eprouva tout ce qui accompagne les grands ſuccès, les éloges outrés, & les contradictions ridicules. Les Religieux qui s'y voyoient maltraités crioient au blaſphê-

C'eſt le Roman de la Roſe
Où tout l'art d'amours eſt incloſe.

Unter uns Deutſchen iſt, ſo viel ich weis, Wolfram von Eſchenbach, oder eigentlich Eſchilbach, der im An-

blaſphême; les Prédicateurs lançoient contre lui toutes les foudres de l'eloquence Apoſtolique; & Gerſon, Chancelier de l'Univerſité crut l'enſevelir ſous un énorme Traité Latin; — mais les Graces toujours victorieuſes ſe jouent des criailleries des Moines, des Anathèmes de la Chair & du Latin de l'Univerſité. — Les Partiſans du Roman de la Roſe tombèrent dans un autre excès: à les entendre, c'étoit le livre univerſelle. Fable, Hiſtoire, Morale, Theologie, Religion, Chymie, tout étoit renfermé ſous cet ingenieux emblème. Cette Roſe, d'après eux, repreſentoit tout-à tour la Science, la Sageſſe, les myſteres de la *Grace*, la Piété Chretienne, & le Port du Salut: quelques-uns même y appercevoient la *Roſe virginale de Marie*, la *blanche Roſe en Jéricho plantée*, le *Verger d'infinie Lieſſe*, le *Roſier de tout bien & gloire*, *qui eſt la béatifique viſion de l'eſſence de Dieu*. — Cette Roſe eſt cependant celle qui fut transplantée depuis à l'opera-comique par l'auteur de la Metromanie. *(Piron)* — le Roman célébre fut en quelque ſorte l'Aurore de la Poeſie françoiſe; il eſt à la fois voluptueux & ſatyrique. Les femmes ſur-tout n'y ſont pas menagées; les Epigrammes contr'elles y reviennent à tout moment; en voici une:

Penelope même il prendroit,
Qui bien à la prendre entendroit —

Quand cela feroit faut-il le dire avec cette dureté, & outrager un ſexe charmant qui n'a pas toujours le courage de ſe defendre contre les idées du bonheur que nous attachons à ſes foibleſſes. — *Oeuvr. de Dorat* T. IV. Diſc. prél. p. 13. (Ed. de Paris.)

Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts lebte, der älteſte Romanendichter. —

Doch ich will hier nicht eine Geſchichte oder Charakteriſtik der Romane überhaupt entwerfen; nur das Nothwendige hierinn hab' ich mitnehmen zu müſſen geglaubt. Aus dem Eigenthümlichen, das dieſe Gattung von Schriften bey den verſchiedenen Nationen gehabt hat, aus der Zauberey, z. B. die in den barbariſchen, aus der vermittelten Intrige, die in den ſpaniſchen, aus der ausſchweifenden Liebe und Ehrbegierde, die in den erſten franzöſiſchen Werken dieſer Art durchgängig herrſcht, kann der Unterſucher zwar wichtige Beyträge zur Geſchichte des Geſchmacks und der Sitten dieſer Völker holen. Es iſt kein unangenehm Geſchäft, die Romane aus dieſem Geſichtspunkte zu betrachten; und ich bilde mir ein, mit richtigen Vorausſetzungen und Abrechnungen, manchen Beytrag zur Geſchichte der Menſchheit in ihnen gefunden zu haben; aber dieſe Sachen liegen jetzt außer meinem Wege. — —

Wenn der Innhalt des Romans von dem Innhalt der Epopee abgehen muß, weil ſie aus einer Verſchiedenheit in der Denkungsart der Menſchen entſtanden ſind: ſo muß dies natürlich einen Einfluß auf die übrigen Einrichtungen des Romans gehabt haben. Den Unterſchied alſo, der ſich

zwiſchen Epopee und Roman finden muß, wollen wir aufſuchen, um die Idee eines Romans deſto feſter zu ſetzen, und um ihn von den angränzenden und ſo ſehr verwandten Gattungen deſto ſicherer zu unterſcheiden. — Aber ich bin nicht willens, dieſe Materie zu erſchöpfen, und alle Kleinigkeiten anzugeben, die man als Unterſchiede zählen kann. Nur das Allerweſentlichſte werd' ich berühren.

Zuerſt alſo iſt dem Heldendichter nur eine Handlung von einer gewiſſen Größe, von einem gewiſſen Umfange erlaubt. Ariſtoteles gab dieſe Vorſchrift nicht allein nach Maaßgebung des Endzwecks, den alle Dichter haben, zu vergnügen und zu unterrichten; er zog auch die eigenthümliche Denkungsart ſeines Volks, und die Materien, die die Epiſchen Dichter behandelten, bey der nähern Beſtimmung dieſer Größe mit zu Rathe. Dies läßt ſich nicht anders von dem, ſeinen Stoff aus allen Geſichtspunkten überſehenden Philoſophen vermuthen; und ich denke, daß ihm dieſe Vermuthung nicht Schande machen kann.

Die nähere Beſtimmung dieſer Größe geht uns hier nichts weiter an, als daß der dem Roman zukommende Umfang mehr in ſich begreift, wenigſtens mehr in ſich begreifen kann, als jene Größe. Die wichtigſten Begebenheiten eines Menſchen können unter einem Geſichtspunkt vereinigt, und, als

Urſach und Wirkung, in ein Ganzes unter ſich verbunden werden, das weder einer Milbe noch einem Elephanten gleicht, und das doch Ariſtoteles nie für das Ganze eines Heldengedichts erkannt haben würde. Da wir dieſen Fall in wenigſtens zwey Beyſpielen wirklich ſehen, wovon das ſchönſte noch dazu deutſcher Geburt und Urſprungs iſt: ſo braucht meine Meynung keines weitern Beweiſes, als daß ich den – Agathon nenne. Wer ſich wundert, daß ich dieſes vortreffliche Werk ſo gerade zu unter die Romane ſetze, der beliebe hinzu zu denken, daß es nicht etwan geſchieht, weil ich alles, was Roman iſt und heißt, ihm gleich ſchätze, ſondern weil ich alle Romane ihm gleich zu werden wünſchte, — weil nur er allein all' die Eigenſchaften hat, die ſolch ein Werk, ſeiner Natur nach, haben kann. Es iſt nicht etwan ſein beſondrer Innhalt, deswegen ich ihm dieſe Vorzüge zuerkennen muß; es iſt die Art und Weiſe, wie der Dichter deſſelben, den Stoff, Begebenheiten und Charaktere, behandelt hat, die dies Werk ſo ſehr über die andern Werke dieſer Art erhebt. Bey dieſer Behandlung konnte der Held Triſtram ſeyn; und das Werk war immer noch vortrefflich; immer noch vortrefflich, wenn wir auch nicht ein Muſter fürs Leben darinn ſich ausbilden ſähen. —

Wenn wir den Agathon c) unterſuchen: ſo findet es ſich ſo gleich, daß der Punkt, unter welchem alle Begebenheiten deſſelben vereinigt ſind, kein andrer iſt, als das ganze jetzige moraliſche Seyn des Agathon, ſeine jetzige Denkungsart und Sitten, die durch all' dieſe Begebenheiten gebildet, gleichſam das Reſultat, die Wirkung aller derſelben ſind, ſo daß dieſe Schrift ein vollkommen dichteriſches Ganzes, eine Kette von Urſach und Wirkung ausmacht. Weder in den Vorſchriften des Ariſtoteles, noch in den vorhandenen Heldengedichten finden wir einen Plan zu einem Werk von ſolchem Umfange. Wir ſehen in ihm vorzüglich den bemerkten Unterſchied in Rückſicht auf die Größe der Handlung, der ſich zwiſchen der Epopee und dem Roman befindet. Zwar haben wir viele Romane, die weitläuftiger zu ſeyn ſcheinen, als es Agathon iſt. Ohne hier der Clelien und Artamenen zu gedenken, ſo haben die Werke des Richardſons das Anſehn eines weit größern Umfanges, in Rückſicht auf die Handlung, und haben dieſen Umfang doch wirklich nicht. Agathon iſt, da er zu Tarent ankommt, wenigſtens einige dreyßig Jahre alt; und die ganzen Begebenheiten

c) Ich beſitze nur die erſte Auflage des Agathon, ob ich gleich dies zu einer Zeit ſchreibe, wo die neue, vollendete Ausgabe deſſelben unlängſt erſchienen iſt. — Ich habe alſo nur dieſe erſtere Auflage hier nützen können.

heiten ſeines vorigen Lebens, in ſo fern nämlich ſie nicht ohne Einwirkung geblieben, ſind in einen Punkt vereint. Dies läßt ſich weder vom Grandiſon, noch von der Clariſſe, noch von jenen gröſſern Werken ſagen, wenn ſie auch ſonſt die übrigen Vollkommenheiten, die ein Werk dieſer Art haben kann, hätten. d)

Eine natürliche Folge dieſes bemerkten Unterſchiedes zwiſchen dem epiſchen Gedicht und dem Roman, iſt die Frage: Warum kömmt dieſer größere Umfang vorzugsweiſe dem Roman vor dem epiſchen Gedichte zu? die Unterſuchung dieſer Frage iſt nicht ſo ganz gleichgültig, wenn wir uns mit der Natur des Romans bekannt machen wollen. Wenn Ariſtoteles in dem drey und zwanzigſten Kapitel der Dichtkunſt auch diejenigen epiſchen Dichter zu tadeln ſcheint, die entweder einen ganzen Krieg, oder die ganzen Begebenheiten eines Menſchen beſingen: ſo kann es freylich ſeyn, daß dieſe Dichter dieſe ganzen Begebenheiten nicht unter einen Geſichtspunkt zu bringen verſtanden, und ſich dadurch den Tadel des Philoſophen zugezogen haben; ich werde auch nie glauben, daß, wenn Ariſtoteles das Ganze des

d) Man mag dieſen weitern Umfang vom Innhalte des Agathon für einen neuen Grund anſehen, warum ich ihn auch lieber zuerſt nennen wollen.

des Agathon beurtheilen ſollte, er es nicht zugeſtehen würde, daß es ein ſolches Vergnügen gewährte, als immer irgend ein vollſtändiges Werk der Natur gewähren kann; aber dem ungeachtet bin ich eben ſo feſt überzeugt, daß, wenn auch Hr. Wieland ſeinem Werke, in Rückſicht auf den Styl, die epiſchen Eigenſchaften geben wollte, es dennoch für den Ariſtoteles nie ein epiſches Gedicht ſeyn würde. Ariſtoteles foderte für das Heldengedicht die Nachahmung einer großen Handlung [e]), und obgleich das Wort (σπȣδαιων), wodurch er den Gegenſtand epiſcher Gedichte ausdrückt, mehr als eine Bedeutung haben kann, und auch den Ueberſetzern ein Stein des Anſtoßes geweſen iſt, die es bald auf dieſe, bald auf jene Art erklärt; bald auf die Perſonen, bald auf die Handlung gezogen haben: ſo dünkts mich doch ſehr wahrſcheinlich, daß der eigentliche Sinn des Philoſophen ſehr leicht zu finden iſt, wenn man hier, ſo wie man bey ihm billig immer es ſollte! ſich den Sinn des Worts, nach Maaßgabe der Abſicht, die er damit hatte, aus der Denkungsart und den Begriffen, die die Griechen vermöge ihrer politiſchen Einrichtung, Religion, Sitten und ganzen Verfaſſung von der Sache haben mußten, abſtra-

e) Es verſteht ſich von ſelbſt, daß hier die Rede von innerer Größe iſt.

abſtrahirt. Wenn die Commentatoren des Ariſtoteles praktiſch werden wollten: ſo ſollten ſie jedesmal die Veranlaſſungen, die er zu dieſer oder jener Vorſchrift gehabt haben kann, ausfindig zu machen ſuchen. Gewiß iſts, daß hier der Philoſoph nichts anders meynen kann, als eine Handlung und Perſonen, die, nach der Denkungsart der damaligen Zeiten, viel Anziehendes für die Griechen haben ſollten. Nach dieſen Begriffen nun getrau ich mir es zu ſagen, daß ein Gedicht, in welchem alle Handlungen dahin nur zweckten, den Geiſt und den Charakter eines einzelnen Mannes zu bilden, und ſollte dieſer einzige Ulyſſes oder Achilles ſeyn, nicht das charakteriſtiſche Große gehabt haben würde, das Ariſtoteles für ein Heldengedicht fodert [f]). Und dieſer

f) Wenn doch unſre Kunſtrichter (wie es einige ſehr rühmlich gethan) indem ſie uns die Geſetze des Ariſtoteles ſo ganz unbedingt vorlegen, immer ein wenig Rückſicht auf ihre Entſtehung, Veranlaſſung, eigentliche Abzweckung und wahren Innhalt haben wollten! Oder, wenn doch ein neuer Ariſtoteles aufſtehen, und eine deutſche Poetik ſchreiben wollte, wie jener eigentlich eine Griechiſche Poetik ſchrieb. Freylich müßte es aber kein andrer Gottſched ſeyn, der dieſen Einfall, ſo wie Gottſched, hätte. Doch vielleicht iſt in unſerer jetzigen ganzen politiſchen Verfaſſung, Denkungsart und Sitten nichts, auf das ſich ein Kunſtrichter bey Abfaſſung ſeiner Vorſchriften mit beziehen könnte, wie es Ariſtoteles, nachdem er gewiß zuerſt Rückſicht auf die menſchliche Natur gehabt hat, thun konnte? —— Dieſe Frage wäre einer Unterſuchung werth. —— Ich will aber nicht

dieſer Charakter von Größe würde Ariſtoteles auch nicht dem Dichter, bey der Wahl ſeiner Handlung, empfohlen haben, wenn er ihm nicht davon den mehrſten Beyfall verſprochen hätte, ſo fern nämlich ſolch eine Handlung den mehrſten Einfluß auf das damalige Publikum hatte, und von ihm für wichtig gehalten wurde.

Die epiſchen Dichter der neuern Zeiten (wenn ich vielleicht meinen treuen Freund Arioſt und einige andere ausnehme, die von den ſtrengen Kunſtrichtern kaum unter die Heldendichter pflegen geſtellt zu werden) haben ſich in Rückſicht auf den Umfang und den Innhalt der Handlung, im Ganzen gerechnet, ſo ſehr nach dem Homeriſchen Heldengedicht gebildet, ſie haben ſich ſo getreu den Regeln des Ariſtoteles unterworfen [g]); und unſre Kunſtrichter ſind

nicht etwan, daß man eine Celtiſche Dichtkunſt ſchreibe; oder daß man für vaterländiſch erkläre, was Oſſian und die Barden ſangen.

g) Mit wie viel Recht oder Unrecht mag ich nicht ſo ganz genau beſtimmen; aber da wir weder ſolch Vaterland, noch ſolche Geſetzgebung, noch ſolche Denkungsart haben, als die Griechen hatten, (eine Sache, die ich hier wiederholen zu müſſen glaube) ſo ſcheints unmöglich, daß ſolche Handlungen, wie Homer behandelte, den Einfluß auf ein deutſches Publikum haben können, den ſie auf ein griechiſches hatten. Was noch mehr iſt, ich zweifle ſchlechterdings, daß für uns Deutſche irgend eine Handlung für die Epopee ausfindig gemacht werden könne, die auf uns ſo wirke, wie die Iliade, zum Beyſpiel, auf die Griechen in einem

ſind in ihren Vorſchriften, was dieſe Gattung von Gedichten betrifft, ſo genau dem Philoſophen gefolgt,

einem gewiſſen Zeitpunkt wirkte. Selbſt die Eneide machte nie auf die Römer den Eindruck, den die Werke Homers auf die Griechen machten. Und ſie konnte es nicht. — Das Heldengedicht enthält vorzüglich Thaten, Unternehmungen; und für den bloßen Unterthanen kann darinn keine Theilnehmung liegen. — Man klagt ſo oft und ſo viel, daß Homer jetzt ſo wenig geleſen werde, in Vergleichung mit denen Zeiten, wo noch ein Griechenland war; — daß unſre Heldendichter, in Vergleichung mit denen Leſern, die er in jenen Tagen hatte, ſo ſehr wenige, und noch dazu ſo ſehr kalte Leſer haben; — daß wir die Muſter der Alten von Tage zu Tage mehr vernachläßigen, und unſer Geſchmack immer ſchlechter wird; — es giebt Leute, die da behaupten, daß, ſo vortreflich auch das Colorit Homers iſt, dennoch einige unſerer Dichter, nach Maaßgebung des Unterſchieds, den die Sprache und andre Umſtände in der Sache machen (und wobey folglich, wenn die Dichtkunſt verliert, die Nation den Verluſt nicht empfindet, weil ſie den Vorzug nicht gekannt haben kann) dieſe freylich ſehr wenigen Dichter, in ihrer Art, und nach Möglichkeit der ganzen Lage der Zeit, für uns ſo vortreflich beynahe ſind, als es nur Homer für die Griechen ſeyn konnte, ohne daß ſie jemals ſo geleſen worden ſind, und geleſen werden dürften, als er; — man folgert hieraus ſehr richtig, daß dies in der Wahl des Vorwurfs liege, den die verſchiedenen Dichter behandeln: — und doch ſucht man nicht, nach all' den Verhältniſſen, in welchen wir uns befinden, das Eigenthümliche zu beſtimmen, das vorzüglich der Stoff haben müſſe, der uns ſo an ſich ziehen ſolle, wie der Innhalt der Iliade die Griechen an ſich zog. — Je weiter wir von der Denkungsart des griechiſchen Volks entfernt ſind; je kälter muß uns geradesweges alles das dünken, was ſich nur auf dies Volk allein

bezog,

folgt, daß ich wohl nicht befürchten darf, getadelt zu werden, wenn ich alſo den Begriff des Ariſtoteles von

bezog, und nichts, als was die bloße Menſchheit angeht, kann uns alſo nur noch in dieſen Werken intereſſiren. Wer alſo unſer Homer im wahren Sinne werden will, muß zuerſt einen Stoff ausfindig machen, der eben ſo anziehend iſt, als der Stoff, den Homer behandelte, es für die Griechen war; und dann muß er ihn freylich auch ſo behandeln, wie Homer. — Die neuern Epiſchen Dichter, die zu ihren Heldengedichten den Innhalt aus der Religion genommen, ſcheinen über das Anziehende, das ſolch ein Stoff immer haben muß, und auch trotz dem Gott von Ferney, (wie ein Epigrammatiſt den alten Voltaire irgendwo nennt) immer behalten wird, richtig geurtheilt zu haben; aber ich weis nicht, ob dies allein die Sache ausmacht? — Die Schuld unſers Kaltſinns und der Vernachläßigung immer und allein auf die Nation zu ſchieben, die oft einen unbedeutenden franzöſiſchen Roman, eine fade Nouvelle, verſchlingt, hilft dem Uebel nicht ab; und iſt vielleicht ungerecht. Denn wenn ein Volk zu ſo einem Gerichte Appetit haben kann, wie würd' es ſich bey einem andern ergötzen, bey dem die Natur des Menſchen, und all' die Eigenthümlichkeiten, die es durch Religion, Geſetzgebung u. ſ. w. erhalten hat, zu Rathe gezogen worden wären? „Aber vielleicht" . . . ich verſtehe! aber dann habt erſt Mitleiden mit dieſem Volk, das, nach ſeiner ganzen Einrichtung keinen andern Geſchmack, als für franzöſiſche Poſſen haben kann. An ihm allein liegt die Schuld nicht! — Und am Ende bleibt ihm wenigſtens Eins übrig, das ihm durch nichts genommen werden kann. Wir müſſen immer Menſchen bleiben; und in den Eigenthümlichkeiten des Geſchmacks unſrer und der benachbarten Nationen, findet ſich die Beſtätigung, daß wir immer mehr und mehr hierauf zurück kommen. Auch verliert die Menſchheit im Grunde nichts hierbey, wie man vorher ſchon

von der Epopee (der vielleicht zu dem deutſchen Titel, **Heldengedicht**, Anlaß gegeben) als allgemein annehme, und dann folgere, daß alſo der Unterſchied zwiſchen Heldengedicht und Roman, in Rückſicht auf den Umfang der Handlung, aus der Wahl der verſchiedenen Begebenheiten zu entſpringen ſcheine. So wäre denn auch zugleich ein zweyter Unterſchied bemerkt, der ſich zwiſchen dieſen beyden Gattungen befindet, und beyde Unterſchiede zuſammen ſind darinn enthalten, daß, ſo wie das Heldengedicht **öffentliche Thaten** und **Begebenheiten**, das iſt, **Handlungen des Bürgers** (in einem gewiſſen Sinn dieſes Worts) beſingt: ſo beſchäftigt ſich der Roman mit den **Handlungen und Empfindungen des Menſchen.**

Dieſe beyden Unterſchiede gründen ſich auf die Verſchiedenheit in den Sitten und der Einrichtung der Welt. So wie aber vorzüglich in der Epopee die **Thaten** des Bürgers, in Betracht kommen: ſo

ſchon geſehen haben wird. —— Dies Feld alſo laßt uns aufs ſorgfältigſte anbauen! Es iſt bis jetzt noch zum Theil ſehr vernachläßigt worden. Wenigſtens haben einige unſrer Dichtungsarten noch nicht das Anſehn, als ob wir darauf allein eingeſchränkt wären; ſondern daß ſie da gewachſen ſind, wo für uns keine Blumen mehr wachſen. Wie bedaur' ich unſre deutſche Pindare und Horaze! Ich würde ſie nicht ſo bedauern, wenn ich ſie nicht ſo ſehr verehrte.

ſo ſcheint in dem Roman das Seyn des Menſchen, ſein innrer Zuſtand das Hauptwerk zu ſeyn. Bey jenen Thaten läßt ſich für den Bürger eine anziehende Unterhaltung denken, weil dieſe Thaten entweder den Ruhm der Vorfahren, oder die Wohlfahrt ihres Landes enthalten können. Wenn die Epopee den gehörigen Eindruck machen ſoll: ſo muß ihr Innhalt aus dem Volk genommen ſeyn, für das ſie geſchrieben wird. Wie könnte der Muſelmann ſich bey der chriſtlichen Epopee gefallen? — Und wenn ſich der Romanendichter auf Thaten und Unternehmungen des Menſchen allein einſchränken wollte, was kann heraus kommen, das den vorangeführten Thaten gleich intereſſant wäre? — Aber wohl kann uns das Innre des Menſchen ſehr angenehm beſchäftigen. — Bey einer gewonnenen Schlacht iſts nicht das Innre des Feldherrn, um das wir uns bekümmern; die Sache ſelbſt hat ihren Reiz für uns; aber bey den Begebenheiten unſrer Mitmenſchen, iſt es der Zuſtand ihrer Empfindung, der uns, bey Erzählung ihrer Vorfälle, mehr oder weniger Theil daran nehmen läßt. Dies lehrt Jeden die Erfahrung. Sind es Thaten und Begebenheiten, die uns ſo ſehr angenehm im Tom Jones unterhalten; oder iſt es nicht vielmehr dieſer Jones ſelbſt, dieſer Menſch mit ſeinem Seyn und ſeinen Empfindungen? Er

thut

thut nichts, wenigſtens ſehr wenig, das wir nur gut heißen können, und doch lieben wir ihn herzlich, und nehmen deßwegen ſehr viel Theil an ſeinen Begebenheiten.

Einige der **Vortheile**, die hieraus für die Menſchheit entſtehen, wenn die Romanendichter dieſe Winke der Natur; dieſe Folgen der Einrichtung der jetzigen Zeiten nutzen, hab' ich ſchon vorher angezeigt; und die **Eigenthümlichkeiten**, die ſich hieraus für den Roman ergeben, werd' ich, am gehörigen Orte, bemerken. —

Daß die Gefühle und Handlungen der **Menſchheit**, der eigentliche Innhalt der Romane ſind, wird dadurch nicht widerlegt, daß in einigen Werken dieſer Art Könige und Helden, **Clelien** und **Artamenen** auftreten. Die Verfaſſer und Verfaſſerinnen dieſer Werke, behandeln ihre Perſonen als **Menſchen**, und nicht als Bürger; wenigſtens iſt die Empfindung des bloßen Menſchen, und nicht des Bürgers, der Grund der Handlungen, die das **Anſehn bürgerlicher Handlung** zu haben **ſcheinen**. —

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß der Umfang, der vorher dem Roman zuerkannt worden, der weiteſte iſt, den er haben kann; aber daß nicht eben jeder Roman dieſen Umfang haben müſſe, um ein

Roman zu ſeyn. Das mehrere hierüber kann ſich erſt in der Folge ergeben. —

Es werden ferner die mehreſten der folgenden Bemerkungen auf die höchſte Wirkung gerechnet ſeyn, die der Roman hervorzubringen vermag, ohne daß ich jeder Schrift, die nicht alle dieſe Wirkungen hervorbringt, deßwegen (wenn das Publikum ſie ſonſt Roman nennen will, oder ihr Verfaſſer ſie ſo zu nennen beliebt hat) dieſen Namen abſprechen will. Auf den Namen kömmt es überdem nicht an. — Es dürfte auch wirklich die Zahl der Ausrangirten ſo groß werden, daß nur ſehr wenige übrig bleiben möchten, die, wie Hr. Leſſing vom Agathon ſagt, verdienten, von einem Manne von Claſſiſchem Geſchmack geleſen zu werden. Genug, daß ich alles das aufs ſorgfältigſte zu entwickeln gedenke, was aus einem Werke werden kann, das ſich mit den Handlungen und mit den Empfindungen des Menſchen beſchäftigt. —

Es befinden ſich zwiſchen dem epiſchen Gedichte und dem Roman noch allerhand andre Unterſchiede, die aus dem erſtern herzukommen ſcheinen; und von welchen ich mir nur dann die beſte Rechenſchaft zu geben weis, wenn ich ſie als natürliche Folgen derſelben anſehen darf. Der eine dieſer Unterſchiede betrift die Schreibart.

Oeffent=

Oeffentliche Handlungen werden, in aller Art, mit einer Feyerlichkeit, mit einer Würde vollzogen, die bey Privatbegebenheiten mehr als Geziere ſeyn würde. Wer ſpricht unter Freunden, ſo wie er in einer öffentlichen Rede, vor einer öffentlichen Verſammlung ſpricht? — Wenn auch der Styl des Heldengedichts andre Schönheiten hat, als daß er nur dieſer Uebereinſtimmung wegen allein, viel Wirkung und Reiz haben ſollte, und deßwegen eingeführt worden iſt: ſo dünkts mich doch gewiß, daß das Oeffentliche der epiſchen Handlungen eine mit von den Veranlaſſungen zur dichteriſchen Schreibart geweſen ſeyn muß [h]). Und ſo würd' es dann auch ſehr pretiös und ſehr unwahrſcheinlich klingen, wenn ein Romanendichter den epiſchen Ton anſtimmen wollte. — Es verſteht ſich aber wohl von ſelbſt, daß alles, was uns die ideale Gegenwart der behandelten und vorgeſtellten Gegenſtände verſchaffen kann, hierdurch nicht verworfen wird.

h) Wer auf die Art zurücke denkt, wie öffentliche Begebenheiten in Griechenland behandelt worden, wird hierin wohl nichts Widerſprechendes finden. Es ließe ſich hier noch viel von dem Unterſchiede ſagen, der aus dieſen Gründen ſich zwiſchen unſrer und jener dichteriſchen Schreibart befinden kann.

Ein dritter Unterſchied iſt zwiſchen dem Heldengedicht und Roman zu bemerken, der, ſo wie der vorhergehende, eine Folge der erſtern zu ſeyn ſcheint. Die Epopee geſtattet ein gewiſſes Wunderbares, das man Maſchienen nennt; und der Roman dürfte es vielleicht nicht vertragen.

Die neuern ſcheinen zu glauben, daß die Würde der Epopee und die Wichtigkeit der epiſchen Handlung, den Beyſtand und die Einmiſchung der Götter und der höhern Weſen erlaube, ja ſo gar fodern könne; zufolge des ſehr unphiloſophiſchen Grundſatzes, daß ſich dieſe mehr ums Ganze als ums Einzelne bekümmern müſſen. Sie glauben auch, daß das Anſehn vom Wunderbaren, welches dem epiſchen Gedicht dadurch gegeben wird, es um ſehr vieles anziehender mache; und dadurch ſcheinen ſie ſich rechtfertigen zu wollen, daß ſie auch hier, ſo unbedingt, ſich den Vorſchriften des Ariſtoteles und dem Beyſpiel des Homers unterworfen haben. Die eigentlichen Urſachen aber dieſer Vorſchriften, und dieſes Gebrauchs der obern Weſen, liegen wohl in andern Veranlaſſungen. Erſtlich gab ſie die Religion des Alterthums mehr, wie die unſrige; wenn ſich Jupiter und Juno, Mars und Venus, für oder wider die Griechen erklärten: ſo waren es Familienhändel, in die ſie ſich miſchten. Und dadurch wurden denn dieſe Einmiſchungen zugleich

höchſt

höchſt anziehend, weil unter den Leſern Homers noch immer ſehr viele ſeyn konnten, denen natürlich die Erinnerungen ſo naher Verhältniſſe zwiſchen ſich und ihren Göttern, ſehr ſchmeichelhaft und angenehm ſcheinen mußten. Die Maſchienen verſchafften alſo dem Homer gewiß mehr, wie einen Leſer, weil das beſondre Intereſſe ſo manches Griechen damit verknüpft war; ob ſie unſern epiſchen Dichtern mehr Leſer zuführen, weis ich nicht? — Da indeſſen der Romanendichter keine von dieſen Veranlaſſungen haben kann, Maſchienen in ſeinem Werke zu gebrauchen; weil ſie ſich nicht ſo gut mit denen Gegenſtänden vertragen und **vereinigen** laſſen, die er behandelt, als mit dem Vorwurf des epiſchen Gedichts; ferner, da er ſich nach dem Vorurtheil und den Meynungen des Ganzen bequemen muß, (wenn es auch noch ſo unphiloſophiſch denkt,) wofern er dieſem Ganzen gefallen will: ſo enthält er ſich wohl aus all' dieſen Gründen der Maſchienen in ſeinem Werke; zumal da der **Reiz des Wunderbaren** (die einzige Urſache, warum er ſie noch gebrauchen könnte) ihm größere Vortheile rauben würde, als er ihm gewähren kann, wie wir dies an ſeinem Orte ſehen werden. Aus dieſen Vergleichungen des Epiſchen Gedichts und des Romans ſcheinen ſich einige Bemerkungen ergeben zu haben, die es uns begreiflich machen, warum einige Ein-

richtungen in beyden Werken lieber ſo, als anders ſind? Und dies ſcheint uns nicht ſo ganz gleichgültig ſeyn zu dürfen, wenn wir die Natur und Beſtimmung des einen uns näher bekannt machen wollen.

2.

Es iſt nichts ſo ſehr billig, als die Foderung, daß der Romanendichter uns vorzüglich diejenigen Empfindungen und Handlungen des Menſchen, und überhaupt diejenigen Gegenſtände darlege, die uns auf die angenehmſte Art unterhalten. Welche ſind dies? Die Beantwortung dieſer Frage kann nicht, ohne Kenntniß der menſchlichen Natur, und ohne mancherley Beobachtungen, ertheilt werden. Zur Nachricht aller künftigen jungen Romanendichter ſey es alſo geſagt, daß wir gleich bey dem erſten Schritt an dieſe beyden Sachen verwieſen worden ſind! Sie mögen hieraus folgern, daß man den Menſchen ehe ſtudieren müſſe, als man ihn vergnügen und unterrichten könne. — Ich will das Nöthige hier ganz kurz faſſen. —

Der Menſch iſt ſo geſchaffen, daß er bey Erblickung gewiſſer Handlungen, Empfindungen und Gegenſtände in eine ergetzende oder verdrüßliche Bewegung geräth. Wir werden durch alles in

Bewegung geſetzt, was ſelbſt in Bewegung iſt. Auch lebloſe Dinge, ein großer Pallaſt, ein tiefer Abgrund erzeugen Bewegungen in uns; nur daß dieſe nicht ſo anhaltend ſind, als diejenigen, die durch bewegliche Dinge in uns erzeugt werden können. — Alle Bewegungen, die in uns entſtehen, ſind den Urſachen ähnlich, woraus ſie herkommen; angenehme Handlungen, Empfindungen und Gegenſtände erwecken ergetzende; unangenehme Handlungen, Empfindungen und Gegenſtände erwecken verdrüßliche Bewegungen.

Dieſe unangenehmen Gegenſtände können nun auf unſer eigenes Selbſt wirken; oder ſich auf andre beziehen. Das letzte iſt der Fall bey den Werken der Nachahmung. Und in dieſem Fall ſind auch diejenigen Bewegungen, die aus unangenehmen Gegenſtänden entſtehen, ergetzend für uns. Im Grunde beſchäftigt uns daher jede Bewegung, die durch Nachahmung erzeugt wird, auf eine ergetzende Art. Denn da die geradeswegs und durchaus verdrüßliche Bewegung nur dann in uns entſteht, und unvermiſcht gefühlt wird, wann die vorhandenen verdrüßlichen Gegenſtände die Seele zunächſt treffen [i]), und in ihr, oder ihrem

i) Alles, was ich hievon ſage, nehme ich des Zuſammenhangs wegen nur mit; und verweiſe den Leſer über das mehrere

Gefährten, dem Körper, einen Mangel erzeugen: ſo folgt natürlich, daß (weil ein Theil der Vergnügen unſrer Seele aus der Uebung und Beſchäftigung ihrer denkenden Kraft entſpringt, und dieſe Uebung nie ganz aufhört, als bey eignen Uebeln) die, für die Lieblinge unſers Herzens, eine Clementina, Clariſſe, Emilia Galotti unangenehmen Gegenſtände, für uns ſelbſt, ſo nahe unſerm Herzen die Perſonen liegen, nicht ſchlechterdings unangenehm werden, weil ſie unſre denkende Kraft aufs äußerſte beſchäftigen, und uns nie das Unterſcheiden unſer ſelbſt von den leidenden Perſonen nehmen können. Nur vielleicht, wenn dieſe Perſonen wirklich wären, ſo daß wir uns ganz an ihre Stelle ſetzen könnten, würde das Schrecken ihrer Leiden uns einen Augenblick aus uns ſelbſt herausſcheuchen, und uns unſrer vergeſſen machen. Aber auch dieſer Zuſtand würde nur von gar ſehr kurzer Dauer ſeyn, weil unſre Zuneigung für dieſe Perſonen, ihn ſo gleich in einen Zuſtand vermiſchter Empfindungen verwandeln würde. —

Auch ſo gar diejenigen Gegenſtände, die, in der Nachahmung für ſich allein betrachtet, verdrüßliche Bewegungen erzeugen, wie die ekelhaften z. B. können

mehrere an die Schriften des H. Mendelsſohn, welchen auch das gehört, was ich ſage.

können vom Dichter, verbunden mit andern, gebraucht werden. Im Roman beſonders kann nie die Illuſion ſo weit gehen, (wie auf dem Theater vielleicht) daß wir das wirklich ſehen, was uns der Dichter vorhält, und alſo darf der Dichter von dem Eindruck ſolcher Gegenſtände, auf die gehörige Art gebraucht, nichts fürchten. —

Und ſo bleibt es denn gewiß, daß alle Gegenſtände in der Nachahmung etwas angenehmes behalten, oder behalten können, weil ſie noch immer unſrer Seele die Uebung ihrer Kräfte geſtatten. —

Freylich iſt aber von denen, durch die Nachahmung in uns erzeugten Bewegungen, die eine mehr ergetzender als die andre. Denn, wofern der Gegenſtand, der ſie erzeugt, ſeiner Natur nach, unangenehm iſt, das heißt, wenn wir mehr Mängel als Realitäten in ihm entdecken: ſo iſt die ergetzende Bewegung, die die Seele durch ihn erhält, nur ſehr klein. Dieſer Gegenſtände giebt es nun genug, die auch in der Nachahmung mehr unangenehm, als angenehm ſind. Habſucht, Grauſamkeit, Untreue, Prahlſucht erzeugen mehr verdrüßliche, als ergetzende Bewegungen. —

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß der Zuſtand unſrer Empfindungen, ſehr viel von Temperament, Erziehung und andern Umſtänden mehr abhängt, und daß das Herz des Menſchen dadurch für eine

Art von Gegenſtänden offner, als für andre, und überhaupt mehr oder weniger geſchickter wird, ſich den Eindrücken derſelben zu überlaſſen. Daher kann denn natürlich ein großer Unterſchied zwiſchen den Empfindungen zweyer verſchiedenen Menſchen über einen und denſelben Gegenſtand ſtatt finden. Es laſſen ſich aber auch noch Gegenſtände angeben, die in dem allergrößten Theil des menſchlichen Geſchlechts ergetzende Bewegungen erzeugen. —

Alle diejenigen Gegenſtände dem Romanendichter namhaft zu machen, die er im Roman brauchen kann, um uns damit angenehm zu unterhalten, würde faſt unmöglich ſeyn. Alles, was der Menſch thun, und ſeyn und empfinden kann, ſteht ihm zu ſeinem Gebrauche frey. Und da jeder Dichter in gewiſſem Maaße auch die Gegenſtände der körperlichen Natur nützen darf: ſo gehören auch natürlich dieſe mit in ſeinen Zirkel. Es ſcheint aber, als wenn ſie nur in Verbindung mit ſelbſthandelnden Weſen, und beziehendlich gebraucht werden könnten, weil ſie nicht dauernde und beſtimmte Bewegungen in uns erzeugen.

Ich werde über das Anziehende, das einige Eigenſchaften und Leidenſchaften haben können, zuerſt einige Bemerkungen in dieſem Verſuch mittheilen, und dann zu dem Gebrauch übergehen, den der Romanendichter von denen Materialien

machen ſoll, die ihm der Menſch und die Natur darbeut. Ich geſteh' es, daß es mir hauptſächlich darum zu thun iſt, dieſen letztern Theil aufzuklären, und über die **Kunſt**, wie der Dichter die Gegenſtände ſeines Werks, — und zu **welchem Zwecke** er ſie untereinander verbinden ſoll und **kann**, einige Bemerkungen anzubringen, von welchen ich glaube, daß ſie nicht ſo ganz überflüßig und ſo ganz bekannt ſind, daß ſie nicht verdienten, dem Leſer dargelegt zu werden. — Die Bemerkungen über das Anziehende der Gegenſtände ſelbſt, ſind weniger gemacht worden, um dem Leſer etwas Neues zu ſagen, als um gewiſſe, bis jetzt noch nicht ganz entſchiedene Streitigkeiten (z. B. über den Gebrauch und die Bildung der ſo genannten vollkommnen Charaktere) wenns möglich wäre, beyzulegen, indem man ſie in ihr wahres Licht ſetzte; — und dann, dem jungen Romanendichter Gelegenheit zu verſchaffen, ſich zu überzeugen, daß auch mehrere Begegniſſe, als **Liebe** allein, verdienen von ihm genützt zu werden. Ich habe nichts gewollt, als ihn erinnern, daß wir mit Theilnehmung, auch für andre Dinge, als Liebhaber und Liebhaberinnen geſchaffen ſind. Vorzüglich hab' ich mich bey Gegenſtänden lange aufgehalten, die, indem ſie unſre Leidenſchaften der Selbſterhaltung erregen, zugleich unſer **Mitleid** erwecken. Und dazu hab' ich nun, weil wir doch

einmal

einmal das Shakeſpearſche Trauerſpiel nicht für unſer Theater brauchen können, einige Scenen und Charaktere aus dieſem Dichter genommen, an welchem man das Entſtehen, Fortgehn und ganze **Werden** der Leidenſchaften, gerade ſo, wie der Dichter es behandeln ſoll, behandelt ſieht; und ich habe alles dies aus den übrigen Theilen des Stücks allein herausgehoben, damit man es deſto beſſer ſehen könne. Nicht allein ſeines **Reizes**, ſondern auch ſeines **Nutzens** wegen fürs menſchliche Geſchlecht, iſt das **Mitleid** mir ein ſehr heilig Gefühl. — Der **gute Romanendichter** hat dies alles freylich längſt gewußt; aber ich ſchreibe nun für die **guten** gar nicht. —

3.

So ſchwer es auch immer aus den vorher angeführten Urſachen ſeyn mag, eine Rangordnung unter unſern Empfindungen feſtzuſetzen: ſo iſts doch wohl gewiß, — was auch einige Philoſophen ſagen mögen, — daß alles, was unſerm Triebe zur Vollkommenheit ſchmeichelt, die anziehendſte aller Bewegungen in uns erzeugt. Wie könnt' auch die weiſe Vorſicht, wenn es ihr nicht mit unſrer Vervollkommung ein bloßes Spiel war, anders, als daß ſie in uns für ſolche Thaten und

Empfindungen die mehrſte Theilnehmung legte, die die möglichſte Vollkommenheit ſolcher Geſchöpfe, wie wir ſind, enthalten?

Das Gefühl des Erhabenen iſt gewiß ergetzender, als irgend ein anderes. Ich rede hier noch nicht von der Dauer ſeines Reizes, ſondern bloß von ſeinem Innhalt; und da glaub' ich, ohne Widerſpruch, mit dem Longin ſagen zu können k), „daß die Natur in uns einen unüberwindlichen Hang für dasjenige, was uns Erhaben, und daher faſt Göttlich dünke, gelegt habe.“ —

Ich halt' es für billig, diejenigen Gegenſtände zuerſt zu unterſuchen, die dies Gefühl in uns erzeugen können.

Ich weis es, daß in einem großen Theil des menſchlichen Geſchlechts dieſe Theilnehmung an den Gegenſtänden des Erhabenen nicht zu liegen ſcheinet. — Und ein vielleicht noch größerer Theil, als dieſer, findet es in Gegenſtänden, die nicht unſre Vervollkommung zu befördern ſcheinen; aber dies wird ſich ſehr leicht erklären laſſen.

Das erſte iſt immer die Folge einer unglücklichen Erziehung und Ausbildung. Der Urheber der

Na-

k) ἡ φύσις ἄμαχον ἔρωτα ἐνέφυσεν ἡμῶν ταῖς ψυχαῖς παντὸς ἀεὶ τȣ̃ μεγάλȣ, καὶ ὡς πρὸς ἡμᾶς δαιμονιωτέρȣ. De Sublim. XXXV. Edit. Mor. p. 202.

Natur hat uns gewiß nichts verſagt, das, auf irgend eine Art, unſrer Beſtimmung uns näher bringen kann. Obgleich, bey der gegenwärtigen Einrichtung der Welt, man Kinder vorzüglich erziehen ſollte, um — Menſchen aus ihnen zu machen, (denn Bürger in dem eigentlichen Sinn des Worts bedürfen nur noch wenig Staaten) — ſo iſt doch dies das Einzige, das wir gewöhnlich bey der Erziehung vergeſſen. Wir ſollen Cavaliere werden, die ihren Ahnen und ihrer Geburt Ehre machen; oder verſchlagene Staatsminiſter, unternehmende Generals, arbeitſame Landjunker, einſichtige Rechtsgelehrte, erfahrne Aerzte, kluge Kaufleute, — als wenn dieſe Sachen alle was anders wären, als Stickereyen und Zierrathen, die, wenn ſie nicht auf einem guten Grunde angebracht ſind, ſo gleich ihr Nichts, ihr läppiſches Verdienſt von ſelbſt verrathen? — Doch, was hat hiemit eine Schrift über die Romane zu thun? So wenigſtens dürften verſchiedene Leſer, — vielleicht ſehr ungerecht, — denken —

Der Menſch findet in allem, was zu ſeiner Vervollkommung etwas beyträgt, eine anziehendere Unterhaltung, als er in jenen finden kann. Dies geht ſehr natürlich zu. Dieſe Neigung iſt das Werk des Schöpfers, und der Hang für jene Dinge das Werk — der Frau Mama, — des Herrn

Papa,

Papa, — des Herrn Hofmeiſters, — oder der alten Gouvernante. Und dieſe guten Leute erkennen auch ſelbſt den Vorzug, den die Vergnügen der erſtern Art haben. Home bemerkt [1]), daß, obgleich viele Menſchen ihre Zeit auf niedrige und nichtswürdige Beluſtigungen verſchwenden, ohne daß ſie ein Verlangen merken ließen, ſich zu erheben, ſie dennoch die Sprache des beſſern Theils der Menſchen reden, und in ihren Urtheilen, wenn gleich nicht in ihrem Geſchmack, erhabnen Gegenſtänden den Vorzug geben. Sie erkennen, ſetzt er hinzu, daß es einen feinern Geſchmack giebt, und ſchämen ſich des ihrigen, als eines niedrigen und kriechenden. Wenn auch dieſer Zuſatz gleich nicht von Deutſchland gelten ſollte, wie ich beynahe glaube: ſo hab' ich ihn doch lieber herſetzen, als durch ſeine Weglaſſung irgend jemanden, der ihn zur Anwendung auf ſich brauchen kann, das Verdienſt rauben wollen, — ſich inskünftige ſeiner ſelbſt zu ſchämen. —

Ein anderer Theil des menſchlichen Geſchlechts, der des Gefühls fürs Erhabene fähig iſt, und es nur nicht in Gegenſtänden ſuchet und findet, die die Vervollkommung des Menſchen befördern, ſcheint eben

1) Elements of Criticiſm Vol. Ch. 4.

eben ſo, wie jener, zum Theil in der Erziehung verwahrlost worden zu ſeyn; zum Theil — durch andere Umſtände mehr, die ich nicht nennen mag, und nicht nennen darf. Da aber in dieſem die Fähigkeit liegt, das Erhabene zu empfinden; ſo müſſen auch in den Gegenſtänden, in welchen er es findet, einige Eigenſchaften des Erhabenen anzutreffen ſeyn, und ſo verhält ſich auch die Sache. Wenn alles, was den Charakter des **Unermeßlichen**, vereint mit Größe, Neuheit und Mannichfaltigkeit, beſitzt, nach der ſo richtigen Erklärung des Verehrungswürdigen Mendelsſohns, **Erhaben** iſt: ſo müſſen eben ſo gut die höchſtguten, als die höchſtböſen Eigenſchaften dies Gefühl in uns erzeugen können, es mag die Rede von Charakter, Leidenſchaft oder von Thaten ſeyn. Dies **Höchſtgute** iſt hier nicht allein das moraliſch Gute; es begreift jede große Eigenſchaft des Geiſtes und des Herzens, angewandt auf unſchädliche wichtige Gegenſtände; Sokrates ſowohl als Newton; der Titus, der keinen Tag verlieren wollte, ohne Gutes zu thun, und Lycurg gehören hieher. Und eben ſo heißt das Höchſtböſe, jede große Eigenſchaft angewandt auf ſchädliche Gegenſtände. Hier ſtehen, — Miltons Teufel, — und Alexander der Große; — Cromwel — und Kartouſch. — Ich rede hier noch nicht von dem **Uebertriebenen**,

das

das ſich in der Schilderung dieſer Thaten befinden, und ſo, durch das Leſen ſolcher Schriften in den Kopf dieſer Menſchen gekommen ſeyn kann; dies wäre höchſtens nur verdorbner Geſchmack; — ich rede von **wirklich** gewordnen höchſt böſen Thaten, die dieſen Charakter von **Größe, Unermeßlichkeit** und **Mannichfaltigkeit** haben. Freylich zeugt auch die lebhafte Theilnehmung für große und verderbliche Gegenſtände den ungebildten Kopf und das ungebildete Herz: und dies wars, was ich ſchon oben bemerkte; aber dieſe Gegenſtände ſelbſt haben doch auch immer die Eigenſchaften des Erhabenen, und können daher zu dieſem Vergreifen Anlaß geben. Home ſagt: „Man darf ſich nicht wundern, daß Geſchichte von Helden und Eroberern ein ſo allgemein beliebter Zeitvertreib ſind. — Der Menſch hat eine urſprüngliche Neigung für jeden Gegenſtand, der die Seele erhebt. — Die gröbſten Unterdrückungen und Ungerechtigkeiten, beſlecken kaum den Charakter eines großen Eroberers; ſie halten uns nicht ab, an ſeinen Schickſalen eifrig Theil zu nehmen, ihn durch ſeine Thaten zu begleiten und für ſein Glück bekümmert zu ſeyn. Der Glanz und der Enthuſiasmus des Helden, der in die Leſer ſeiner Thaten übergeht, erhebt ihre Seelen weit über die Regeln der Gerechtigkeit, und macht ſie gegen das Unrecht, das er thut, faſt unempfindlich.“

lich.“ — Dieſe Bemerkung iſt ſo wahr, wenn vielleicht der Grund dazu es nicht iſt, daß ich kaum eines ſolchen Gewährmannes bedürfte, ſie zu bezeugen. Und ich ſelbſt kenne mehr als einen Menſchen, der ſogar Kartouſchens Leben mit eben ſo vieler Theilnehmung geleſen hat, als das Leben des großen Alexanders [m]). —

Wenn indeſſen auch ſo weit nur ein vernachläßigter Kopf und ein roher Geſchmack gehen können: ſo würde doch die Betrachtung ſchon traurig ſcheinen, daß das Gefühl für den Geiſt, welcher alle ſeine Kraft anſtrenget, ſeine Macht anwendet, ſeine Leidenſchaften beſieget und ſeine Vergnügen aufopfert,

m) Faſt alle Philoſophen haben es bemerkt, daß die Empfindungen des Erhabenen einer gewiſſen Art von kürzerer Dauer ſind, als irgend ein anders unſerer Gefühle. Bewundern können wir nicht lange. Man glaubt dies aus der Natur der Seele zu erklären; man ſagt, es ſpanne die Kräfte der Seele zu ſehr an, und ermüde ſie daher. Dieſe Erklärung kann richtig ſeyn; aber das muß ich noch hinzuſetzen: Betet Den auch hier an, der alles ſo weislich ſchuf! Wenn der Menſch, unerſättlich in ſolchen Empfindungen, geſchaffen geweſen wäre: zu wie viel ſogenannten großen Thaten mehr hätte dies Anlaß geben müſſen? Und da die Neigung dafür ſo leicht ausarten, — und der Menſch leichter ein Kartouſch, als ein Alexander werden kann: wie viel Unglück mehr hätte aufs Geſchlecht der Menſchen kommen können! Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dies Gefühl nur denn ſo bald ermüdet, wenn es allein in uns iſt; und nicht denn, wann Liebe damit ſich vereinet, wie es gleich hier der Fall ſeyn muß.

opfert, und dies alles, um ſeinen Mitbürgern Ruhe, Friede und Unterhalt zu verſchaffen, nicht anziehender ſey, als das Gefühl für den, welcher wacht, und denkt, und der Fürſorge für ſich vergißt, und keine Gefahren ſcheuet, um Morgen lieber hundert tauſend, als zehn tauſend Kriepel zu machen: — ich ſage, dieſe Betrachtung ſchon würde traurig ſeyn, — wann nicht die Zahl derer, die in einer Verfaſſung ſind, dieſe Thaten zu thun, würklich kleiner wäre, als die Zahl derer, die jene thun können — wenn nicht die Gefahren, die mit der letzten Gattung von Thaten verknüpft ſind, und natürliche Trägheit manchem, den dies Gefühl zu ihrer Nachahmung treiben könnte, zum Gegengifte dienten, — wenn nicht die Liebe, die ſich mit der Bewunderung für jene Thaten vereinigt, ihren Eindruck angenehmer und dauernder machte, — und endlich, wenn nicht, in einem ſehr kleinen Kreiſe, Thaten ächter Tugend und wahrer Menſchenliebe ausgeübt, und ſo das Gefühl fürs Erhabne vervielfältigt werden könnte, da Thaten der Helden und Eroberer großen Umfang bedürfen, — und alſo natürlich weniger zahlreich ſeyn können, als jene. — Es befindet ſich noch ein Unterſchied im Erhabenen, in ſo fern es aus verſchiedenen Quellen kömmt. Das eine ſcheint aus ächter Tugend und großem Verſtande zu entſpringen; das andere

aus heftigen Leidenſchaften. Es iſt natürlich, daß aus der erſten Quelle nichts als die höchſt guten Thaten kommen können; dieſe erregen in uns Bewunderung und Liebe; und unterhalten uns dahero ſo angenehm. Das Gefühl ſelbſt iſt von größerer Dauer, als das Gefühl des Erhabenen allein es ſeyn würde. — Das Erhabene, das aus Leidenſchaften entſpringt, iſt zweyerley: es kann Bewunderung allein erregen, und dann ſind die Leidenſchaften, die es wirken, Ehrgeiz, Stolz, Kühnheit; — oder dies Erhabene entſteht, indem die Gefühle der Selbſterhaltung in uns erregt werden, dann ſind die überwältigenden Leidenſchaften, die Quellen deſſelben, und mit dieſem Erhabenen vereinigt ſich unſer Mitleid. — Unter den Thaten der Leidenſchaften findet, in dem Begriffe der gebildeten Menſchen, noch ein andrer Unterſchied ſtatt. Es müſſen dieſe Thaten das Anſehen von Rechtmäßigkeit für uns haben; wenn ſie uns ganz hinreißen ſollen; und da wir nicht Richter über die Rechtmäßigkeit der Thaten der Könige ſind: ſo zählen wir ihre Thaten zu den rechtmäßig erhabenen. Wenn aber bloße Blutſucht mit unter die heftigen Leidenſchaften gehöret, wodurch ſie in Bewegung geſetzt worden ſind: ſo iſt ein gewiſſer Abſcheu mit unſerm Gefühl verbunden, der dadurch ehe vermehret als gemindert wird, daß der große Verſtand

gewöhn-

gewöhnlich in eben dem Grade weniger ſich in dieſen Fürſten zeiget, als jene Blutſucht mehr. — Rechtmäßigkeit in den Thaten der Menſchen finden wir, wann wir glauben, daß die Veranlaſſung, die ein Menſch zu ſeinen Unternehmungen und den Aeußerungen ſeiner Leidenſchaften hat, gerecht iſt, das heißt, wann dieſe Veranlaſſung ſchlechterdings gar keine andere, als dieſe Wirkungen hervorbringen konnte; wenn wir ſehen, daß Abſicht und Mittel, Urſach und Wirkung im genaueſten Verhältniß ſtehen. Kartouſch konnte jede andre Lebensart zu ſeinem Unterhalt wählen. — Ein Mann, der wüthet und raſet, weil ſeine Geliebte eine Zuſammenkunft verabſäumt hat, wird lächerlich; viel tauſend Menſchen würden ſich anders dabey genommen haben; aber wenn der alte Lear im Shakeſpear von ſeinen Töchtern gemißhandelt wird, welchen er kurz vorher ſein Königreich eingetheilt hat; ſo ſcheint uns ſeine Wuth gerecht. Wir glauben, daß kein Menſch von Gefühl, bey ſo ſcheußlichem Unrecht, ſich anders verhalten haben würde. Bey Miltons Teufeln, die gewiß nicht das Anſehn von Rechtmäßigkeit für ſich haben, reißt uns, wie bey Königen, die **Macht**, die ſie zeigen, mit ſich fort, und hält uns ab, hieran zu denken. — Man mag hieraus, im Vorbeygehn geſagt, folgern, in wie weit Home Recht hat, wenn er ſagt, daß wir

die Regeln der Gerechtigkeit, bey Leſung großer Thaten, aus den Augen ſetzen. Mich dünkt, daß die **Macht**, mit welcher jene ihre Thaten vollziehen, unſer Selbſtgefühl erreget, und uns für unſere Erhaltung zittern macht. Aus der Erregung unſrer Leidenſchaften, die zur Erhaltung gehören, entſteht in uns das Gefühl des zweyten Erhabenen, wie Burkes beweiſt. — Die mehreren Unterſuchungen hierüber gehören in eine Theorie der Empfindungen.

Dichter ſtellen uns diejenigen Gegenſtände, die das Gefühl des Erhabenen erzeugen, in der Nachahmung vor. Es verſteht ſich wohl, daß das **Höchſtböſe**, in ſo fern es nicht das Anſehn von Rechtmäßigkeit hat, von dem Dichter nicht gewählt werden wird, weil ſeine Nachahmung einen Grad weniger Vergnügen, als das rechtmäßige bringt. Den Zirkel haben wir ſchon gefunden, in dem der Romanendichter Schöpfer ſeyn kann; und die Zeit ſcheint vorüber zu ſeyn, in welchen man ſo genannte Heldenthaten in Romanen vollziehen läßt; es bedarf alſo der Warnung nicht, die ich hier ſicher geben würde, — **an das Wohl der Menſchen zu denken**, (wenn ich auch ſonſt keine andre Abhaltungsgründe wüßte) indem man ſie mit den Thaten und Begebenheiten ihrer Mitgeſchöpfe unterhält. Aber einer andern Warnung, oder vielmehr

mehr Bemerkung, bedarf hier mein Verſuch. Ich habe ſchon geſagt, daß das unrechtmäßig' Erhabene weniger anziehend iſt, als das wahre Erhabene, das heißt, für gebildete Menſchen; es kann aber auch ſchädlich werden. Ich verbitte zum voraus das ungünſtige Urtheil, als ob ich Kloſtertugenden, oder Anachoreten, oder Schweizerhelden [n]) gebildet haben wollte; ich will nichts als dem jungen Romanendichter rathen, uns auf ſolche Art und mit ſolchen Gegenſtänden zu unterhalten, die die Vervollkommung des menſchlichen Geſchlechts befördern können. —

Beyder Saame liegt in uns allen, mehr oder weniger, aus dem entweder Neigung für die höchſtguten, oder für die höchſtböſen Thaten aufſchoſſen kann. Dieſen letztern Saamen ſoll er nur nicht befruchten. Wir müſſen in ihm finden, was der Dichter ſagt:

In jeder böſen Handlung liegt ein verborgen Gift,
Ein Fluch, ein rächend Wehe, das ihren Thäter trifft.

Je mehr wir uns durch das Nachdenken über ſeine Kunſt hiervon überzeugen: je ſicherer wird er

n) Wer die Schriften des Vater Bodmers, und beſonders die neuere ſchweizeriſche Trauerſpiele kennt, weis, was ich meyne; für jeden andern würde eine Erklärung immer unzulänglich bleiben. —

uns überzeugen; und je mehr er uns unvermerkt ſelbſt zu dieſem Nachdenken Anlaß giebt, je vortreflicher wird er ſeyn. — Mit einem Wort, er ſoll dem Laſter keine Folie unterlegen, die es ſchimmern mache. Dies iſt das falſche Erhabene, das der Romanendichter, ſo eng ſein Zirkel auch iſt, doch immer noch uns ſchildern kann. — Leider iſt dies das Erhabene, das ſich in ſo vielen Werken der neuern Dichtkunſt durchgehends noch findet, und davon wir in der Folge noch mehr hören werden.

4.

Ich komme zu einer nähern Betrachtung der Gegenſtände, die das Gefühl des Erhabenen in uns erzeugen. Die Beſtandtheile des erſtern ſind, wie geſagt, ächte Tugend und großer Verſtand. Aus ächter Tugend handeln, wenn ich nach Grundſätzen handele, die nach der Beſtimmung des Menſchen geformt ſind. Hier würde ſich natürlich die Unterſuchung darbieten, ob alle Menſchen, in allen Zeiten, ſo über das Quidquid ſumus haben denken können, wie der verehrungswürdige Spalding ſie darüber denken läßt. Könnte ſich hierinnen einige Verſchiedenheit finden:

den o): ſo würde ſich nach dieſer erſt die Frage auflöſen laſſen, ob die Helden des Alterthums, in den Werken der Dichter, mehr oder minder vollkommen erſcheinen? — Für uns iſt die Frage von der Beſtimmung entſchieden. Wer nach den Grundſätzen, die ſich aus ihr folgern laſſen, handelt, wird ſich zu einer rechtſchaffenen, edlen That nicht eben entſchließen, weil er weichherzig, oder weil er ruhmſüchtig iſt: ſondern weil er einen richtigen Begriff von der Würde der menſchlichen Natur und von ſeinen Pflichten hat.

Man geſtatte es mir, daß ich an einem Beyſpiele meinen Begriff von Tugend aus Grundſätzen deutlicher machen darf. Einen Menſchen, der unſchuldig und ſehr viel leidet, von ſeinen Leiden erretten, dies kann geſchehen

1) Weil

o) Ich ſage einige Verſchiedenheit. Freylich kann ſie nicht groß ſeyn; aber ich glaube, daß Erziehung, Geſetzgebung, Religion, Clima u. ſ. w. in der Denkungsart des Menſchen auch hierüber einen Unterſchied machen müſſen. Ich wünſchte hierüber belehrt zu werden, und von dem Manne am liebſten, der es mit ſo vieler Ueberzeugung kann, als Hr. Spalding. Dieſer Verſuch wird gewiß nicht in ſeine Hände kommen; aber ich kann es mir doch nicht verwehren, hier zu ſagen, daß jene Schrift des Hrn. Spalding, und die über die Nutzbarkeit des Predigtamts, verdienen von jedem Patrioten — auswendig gelernt zu werden.

1) Weil die Idee von ſeinen Leiden einen zu tiefen Eindruck auf uns macht. Wir ſuchen ihn zu befreyen, um unſrer Selbſt willen. Wir können die Vorſtellung ſeiner Leiden nicht aushalten.

2) Oder, weil wir einen Ruhm davon zu tragen hofften, wenn wir einen unſchuldigen Unglücklichen errettet haben.

3) Oder, — weil wir wiſſen, daß er unſchuldig iſt. — Welche von dieſen Thaten nun wird die würdigſte, die erhabenſte ſeyn?

Es können noch mehrere Umſtände hinzukommen, wodurch dieſe That erhaben wird, ohne daß ſie jener Vergleichung bedarf. Es iſt ſehr leicht zu ſehen, daß wir um ſo gewiſſer von dem Daſeyn ächter Tugend überzeugt ſeyn werden, um ſo mehr es ihr koſten wird, ſich zu äußern, um ſo mehr Hinderniſſe ſie überwindet. Dieſe Hinderniſſe können nun von uns ſelber, oder von außen herkommen. Man ſetze alſo zu den obigen noch dieſen Fall:

4) daß der Unglückliche uns vorher feindſelig begegnet ſey. — Wird das Verdienſt ihn zu erretten nicht noch größer ſeyn?

Oder 5) daß wir ſo gar was aufopfern müſſen, um ihn zu befreyen, das zwar in Vergleichung mit dem Nutzen, den ſeine Befreyung fürs Ganze hat, weit geringer, aber ſonſt nichts unanſtändiges, und doch uns theuer iſt. —

Man

Man mag aus dieſem Beyſpiele zugleich ſehen, daß das Lebloſe, welches ein großer Theil der Menſchen bey erhabner Tugend ſich gedenkt, und das zufolge eben dieſer Meynung, den Zuſchauer ſo kalt laſſen ſoll, ſich gar nicht dabey befinden darf. Und der Situationen und Begebenheiten ſind ſehr viele, in welche ich die Tugend mir eben ſo thätig und beunruhigt, wie ſie es hier natürlich ſeyn muß, gedenken kann. Aechte Tugend muß nichts weniger, als Gleichgültigkeit ſeyn; alsdenn wäre ſie eben ſo gut Temperamentstugend, als es die Tugend im erſten Falle iſt. Hier wenigſtens ſoll ſie es wiſſen, und fühlen, daß der leidende Unglückliche ehemals ihr Feind war; es ſoll ihr koſten, es zu vergeſſen. Und ſie ſoll das Opfer ſchätzen, und es lieb haben, das ſie bringet. Nur dann wird ſie . . . „Nicht in der Natur ſeyn!" — O ja, meine Herrn, dann wird ſie ungefähr das ſeyn, was wir von einem Sokrates, Regulus, Brutus, u. a. m. abſtrahieren können.

Ich fürchte, daß man mich hier mißverſtehen, und den Begriff von ganz vollkommenen Charakteren unterſchieben wird. Zwar haben ſehr verdienſtvolle Kunſtrichter p) dem Roman dieſe zu erlauben geſchie-

p) Litt. Br. Th. 7. S. 115.

geſchienen; aber ſie haben ſie zugleich in den übrigen Dichtungsarten verworfen. Ich dürfte alſo keinen Tadel befürchten, wenn ich ſie auch verlangte; aber da ich lieber den Roman mit unter die übrigen Dichtungsarten geſtellt zu werden, und ihm ſeines bloßen Namens wegen keine Freyheit mehr wünſchte, als jede Dichtungsart, ihrer Gattung nach, haben kann: ſo wird man mir es erlauben, daß ich mich hier über den Gebrauch der ſo genannten ganz vollkommenen Charakter, erklären mag.

Ich erkenne ſie auch im Roman für undichteriſch; und ich ſollte denken, daß wenn ſie, wie man ſagt, in jeder Nachahmung einförmig, unfruchtbar und ohne ſonderliche Erfindung ſind, ſie es auch im Roman ſeyn müßten. Der Titel des Werks wenigſtens kann unmöglich das Gegentheil aus ihnen machen; und ich möchte dem Roman gerne alles nehmen, was er nicht mit Recht hat, und ihm einen wichtigern Platz geben, als man ihm jetzt anweiſt. Jedoch meine ſchon geäußerten Erklärungen würden mich nicht retten, wenn ich das in der That foderte, was ich Worten ablehne: ich will mich alſo hierüber umſtändlicher rechtfertigen. Die ſchon gedachten Kunſtrichter haben die wichtigſten Einwürfe gegen die vollkommenen Charaktere in dem Schaftsbury gefunden; und wenn ich alſo beweiſen kann, daß die Grundſätze des

Englän=

Engländers nicht auf mein Ideal angewandt werden können: ſo denk ich mich wider alle Einwürfe geſchützt zu haben. Ich bin ganz der Meynung des Lords, that in a poem (whether *epick* or dramatick) *a compleat and perfect character is the greateſt Monſter*, and of all poetick fictions not only the leaſt *engaging*, but the leaſt *moral* and *improving;* nur paßt ſich dies nicht auf gegenwärtigen Fall. Ich denke mich ſehr leicht mit dem Engländer zu vertragen. Den erſten Theil ſeiner Einwürfe haben bereits die Verfaſſer der Litteratur-Briefe (Th. 7. S. 116.) beantwortet; ich werde alſo nur die letzten anführen. „Ein Held ohne Leidenſchaft, ſagt er, iſt in der Dichtkunſt eben ſo ungereimt, als ein Held ohne Leben, oder ohne Handlung.“ Der höchſt Tugendhafte, deſſen Bild wir vorher entworfen haben, iſt nicht ohne Leidenſchaften; er äußert ſie auch, nur unterliegen ſie endlich dem ſtärkern Gefühl ſeiner Pflicht, und nur dann tritt er auf, und handelt. Er unterſcheidet ſich nur darinnen von den übrigen Menſchenkindern, daß er ſich nicht den erſten Eindrücken überläßt; aber fühlen thut er ſie. Was verhindert den Dichter, daß er uns den ganzen Kampf zeige, den der Tugendhafte kämpfen muß, ehe er über ſich gebieten kann? Man wende ja nicht ein, daß es Gelegenheiten im Leben giebt,

wo

wo man ſich ohne Beſinnen und Ueberdenken entſcheiden muß. Ich antworte, daß der wahrhaft Tugendhafte, wenn dieſe Fälle wichtig ſind, gewiß in ſeiner Seele ſchon vorher ſo manchen Kampf mit ſeinen Feinden gekämpft haben wird, daß er ſie nur zu ſehen braucht, um ſie zu erkennen und ſich an ſeine Pflichten zu erinnern; — daß wichtige Vorfälle immer Zeit zur Entſcheidung laſſen, und daß es nur in Schriften die Schuld des Autors iſt, wenn er ſie ſo raſch ſich zutragen läßt; — und daß endlich die erhabenſte Tugend der Natur des Menſchen getreu bleiben ſoll, wie wir alle es ihr bleiben. — Wenn man einen, nach obigen Zügen Handelnden nicht für einen wahrhaft Tugendhaften will gelten laſſen: ſo erklär' ich mich, daß auch ich unter ächter Tugend nichts anders verſtehe und meyne, als Tugend, die annoch mit ſich kämpfen muß. Mein Tugendhafter ſoll auch ausrufen können q): Wherever thy Providence ſhall

q) Wohin deine Vorſehung mich ſtellen mag, meine Tugend zu prüfen, — wie groß meine Gefahr, — wie ſchlüpfrig die Umſtände ſeyn mögen. — Laß mich die Regungen empfinden, die daraus entſpringen, und welche mir zukommen, als einem Manne: und wenn ich ſolche als ein Rechtſchaffner regiere, ſo will ich den Ausgang deiner Gerechtigkeit überlaſſen — denn du haſt uns gemacht, und nicht wir ſelbſt. Empfindſ. Reiſe Th. 2. S. 84. Der Sieg.

ſhall place me for the trials of my virtue — whatever is my danger — whatever is my ſituation — leet me *feel* the movements which riſe out of it, and which belong to me as a man — and if I govern them as a good one, I will truſt the iſſues to thy juſtice; for thou haſt made us, and not we ourſelves. — „Aber vielleicht tragen ſolche Handlungen nicht mehr den Charakter des Erhabenen?“ Darauf weis ich freylich nichts anders zu antworten, als daß ich den — entweder beneide, oder herzlich bedaure, der es nicht darinn findet. Freylich eines Stecknadelkopfes wegen müſſen wir nicht kämpfen dürfen; ich führe auch Yoricks Sieg eben nicht, als ein Beyſpiel des Erhabenen an. Der Gegenſtand, der den Kampf veranlaßt, kann wichtiger; unſre eigene Verfaſſung kann ſchwächer ſeyn, und die Folgen des Sieges können, durch ihren Einfluß auf unſer Glück oder Unglück, wichtiger werden, als ſie es hier ſind; aber ich ſehe nicht ab, warum nicht ein mit ſich ſelbſt Ringender eben ſo erhaben ſeyn ſolle, als des Seneka [r]) vir fortis, cum *mala fortuna* com-

r) Senecae Oper. phil. p. 233. Ecce ſpectaculum dignum, ad quod reſpiciat intentus operi ſuo Deus. Ecce par Deo dignum, vir fortis cum mala fortuna compoſitus. So wie die Dichter überhaupt die Werke der Philoſophen alle ſtudiren ſollten: ſo wäre auch aus eben dieſem Kapitel

compoſitus? Was er zu überwinden hat, iſt, wenn der Dichter nur ſeine Kunſt verſteht, nicht weniger. — Und eben dieſer mit ſeinem Schickſale Kämpfende gehört auch zu den erhabenen Charakteren [s]). — Und mehr noch, als erhaben, werden beyde ſeyn; wir werden ſie lieben, indem wir ſie bewundern, und ſo werden ſie uns dauernd angenehm beſchäftigen! — Ich fahre mit den Bemerkungen über den Schaftsbury fort [t]): „Die Perſon, die Leidenſchaft hat, muß auch leidenſchaftliche Handlungen unternehmen. Eben der heroiſche Geiſt, eben die Seelengröße, die uns entzücken, wenn wir ſie handeln ſehen, entzücken uns eben ſo, wenn man ſie uns in dem Leben und in den Sitten der Großen darſtellt. Der geſchickte Zeichner alſo, der

des Seneka ſehr viel für ſie zu erlernen; wozu ſie nämlich dieſe Kämpfe und Siege in ihrem Helden anwenden könnten. Operibus, ſagt er, doloribus ac damnis exagitantur (viri boni) *vt verum colligant robur*. Man mache die Anwendung! —

s) Mendelsſohns Schriften 2ter Th. S. 170. verdienen hier nachgeleſen zu werden.

t) Schaftesburys charaſteriſticks T. 3. p. 260. u. f. Ich habe die Ueberſetzung aus den Litt. Br. genommen, und nur das aus dem Original hinzu überſetzt, was dort fehlte, und hier in ( ) eingeſchloſſen iſt. Die ganze Stelle kann Dichtern und Kunſtrichtern ſo nützlich werden, auch ohne, daß ich ſie zur Vergleichung brauche, daß ich nichts habe weglaſſen wollen.

der zum Behuf der Wahrheit dichtet, und ſeine Charaktere nach den Regeln der Sittenlehre ſchildert, bemerkt den Hang der Natur, und läßt jeder hohen Geſinnung den ihr eigenen Ueberſchwung, oder die Neigung in dem Tone, oder in der Art von Leidenſchaften, die den hervorſtechenden und ſcheinbaren Theil eines jeden poetiſchen Charakters ausmacht, zu weit gehen. Die Leidenſchaft des Achilles ſtrebt nach ſolchem Ruhm, den man durch Waffen und perſönliche Tapferkeit erwirbt. Dieſem Charakter zu gefallen, verzeihen wir dem edelmüthigen Jünglinge ſeine allzugroße Hitze auf dem Schlachtfelde, und ſeinen Jachzorn in dem Rathe, oder gegen ſeine Bundsgenoſſen, wenn er beleidigt und aufgebracht wird. Die Leidenſchaft des Ulyſſes ſtrebt nach ſolchem Ruhm, den man durch Klugheit, Weisheit und geſchickte Unterhandlungen erwirbt. Daher verzeihen wir ihm ſein feines, liſtiges und betrügeriſches Weſen. Der Intrigengeiſt, das überkluge Weſen, und die allzufein gekünſtelte Politik ſind dem verſuchten Staatsmanne, der lauter Staatsmann iſt, ſo natürlich, als der Jachzorn, ein unüberlegtes und raſches Betragen, dem offenen Charakter eines kriegeriſchen Jünglings, der ſelten weit ausſehende Abſichten hat. Die rieſenmäßige Stärke des Ajax und ſeine trefliche Kriegsarbeit würde weder ſo glaublich, noch ſo einnehmend

ſeyn, wenn ihnen der Dichter nicht zugleich die redlichſte Einfalt und etwas plumpe Gemüthsgaben zugeſellt hätte. (Denn ſo wie wir oft ſagen, daß körperliche Stärke Geiſtesſtärke ausſchließt: ſo vergeben wir auch dem Dichter alle Uebertreibungen, die er von einer Seite machen kann, wenn wir nur finden, daß er der Natur getreu geblieben iſt, und unſer etwas boshaftes Urtheil beſtätigt hat. Wir erlauben es ihm, daß er ſeiner Einbildungskraft den Zügel ſchießen laſſe, daß er die herrſchende Eigenſchaft oder Tugend ſeines Helden erhöhe und übertreibe; er kann uns nach ſeinem Belieben Illuſion machen und in Erſtaunen ſetzen; wir verzeihen ihm alles, wenn er uns dabey nur rührt und nicht unbewegt läßt. So kann Neſtors Zunge Wunder thun, wenn uns der Dichter nur ſeine Beredſamkeit zeigt, und die vielfältige Erfahrung, die er gehabt hat.) Wir bewundern den Agamemnon als einen weiſen und edelmüthigen Heerführer; aber es gefällt uns ungemein, daß der Dichter den fürſtlichen Stolz, das ſteife und herriſche Weſen, das dieſem Charakter eigen zu ſeyn pflegt, in ſeiner Perſon vorgeſtellt, und die übeln Folgen deſſelben nicht unbemerkt gelaſſen. Und hiedurch wird das Uebertriebene der Charaktere eigentlich wieder zurecht geſetzt. Denn indem das Unglück gezeigt wird, das aus jeder Uebertreibung zu entſtehen pflegt: ſo wer-

werden unſre heftig erregten Leidenſchaften auf die heilſamſte und wirkſamſte Weiſe, gebeſſert und gereiniget. Wer ſich nach einem einzigen Muſter oder Originale bildet, und wenn es auch noch ſo vollkommen iſt, der bleibt doch nichts mehr, als eine bloße Kopey. Wer ſich aber Züge aus verſchiedenen Muſtern wählet, der wird ſelbſt original, natürlich und ungezwungen. Wir bemerken täglich, in Anſehung der äußerlichen Aufführung, wie lächerlich der wird, der einem andern, und wenn es auch der artigſte Mann wäre, beſtändig nachahmt. Das müſſen kleine Geiſter ſeyn, die nichts als kopiren wollen. Nichts iſt angenehm, nichts iſt natürlich, als was original iſt. Unſre Sitten ſo wohl als unſre Geſichter müſſen, wenn ſie noch ſo ſchön ſind, in der Schönheit ſelbſt eine Verſchiedenheit haben. Eine allzugroße Regelmäſſigkeit kömmt der Häßlichkeit nahe, und in einem Gedichte (es ſey epiſch oder dramatiſch) iſt ein vollkommener Charakter das größte Ungeheuer; und unter allen poetiſchen Erdichtungen nicht nur am wenigſten einnehmend, ſondern auch am wenigſten moraliſch, und am wenigſten bequem, die Sitten zu verbeſſern.“

Nach dieſer, den Leſern vielleicht zu langen, aber ſehr nützlichen Stelle, ſollen nun, erſtlich, die vorhandenen Urſachen ihre gehörigen Wirkungen

gen hervorbringen. Achillis Ehrgeiz ſoll in Hitze und Heftigkeit ausbrechen, denn aus Ehrgeiz können ſo gut und ſo leicht rühmliche Thaten, als Jachzorn entſpringen. Ich bin ganz der Meynung des Lords, daß keine Urſach ohne Wirkung bleiben müſſe. Das Gefühl von der Würde der menſchlichen Natur ſoll alle Wirkungen hervorbringen, die es hervorbringen kann. Richardſon ſcheint ſeinen Grandiſon nach dieſen Grundſätzen gebildet zu haben, und kannte die menſchliche Natur zu gut, um ſeinem Helden nicht Stolz (die Wirkung, die aus jenem Gefühl zuerſt entſtehen muß) zu geben; und um ihm die Heftigkeit zu nehmen, ohne welche er, nach der übrigen Anlage des Richardſon, nicht wirklich werden konnte; — ob ich gleich ſonſt bekennen muß, daß Richardſon immer noch, ſelbſt nach meinen Ideen, weit zu ſehr ideal zuſammengeſetzt, und ſeinem Helden ein zu übertriebenes, feyerliches Anſehn gegeben hat.

Zweytens will der Engländer, daß überhaupt keine Wirkung, ohne hinlängliche Urſache in einem Gedicht ſich finden, daß, wenn Neſtors Zunge Wunder thun, der Dichter uns ſeine Beredſamkeit zeigen ſolle. Kein Menſch kann dies Geſetz lieber unterſchreiben, als ich. Das von mir entworfene Ideal hat auch eine Leidenſchaft, wodurch es in Bewegung geſetzt wird, und woraus ſich ſeine Thaten

ten herleiten laſſen: das lebendige Gefühl von dem, was es billig ſeyn ſollte. „Aber wer weis, ob im Menſchen ſolch ein Gefühl ſich finden könne?“ — dann wäre die Vorſicht ... doch wer wird ſolche Einfälle beantworten? —

Unter dieſen beyden Bedingungen, gewähren, nach des Lords Meynung, nun die Charaktere dem Leſer **Vergnügen**; das heißt, ſie ſind fähig, ihn in Bewegung zu ſetzen, weil ſie ſelbſt darinn ſind. Wer kann noch zweifeln, daß dies alſo auch von dem entworfenen erhabenen Charakter gilt?

Der wichtigſte Einwurf des Engländers gegen die vollkommenen Charaktere iſt der, daß ſie nicht ſo unterrichtend ſind, als die andern. Der Engländer findet das Unterrichtende dieſer in dem Ueberſchwunge, den ihre Leidenſchaften nehmen; und da der vorher entworfene Charakter Leidenſchaften hat, und auch dieſe übertreiben kann: ſo iſt er gewiß nicht den Grundſätzen des Engländers zuwider gebildet. Ich habe vorher ſchon an dem Charakter des Grandiſon bemerkt, wie Richardſon dieſem die Ueberſpannung ſeiner Leidenſchaften gelaſſen.

Der letzte Einwurf des Engländers iſt wider die Einförmigkeit, die in einem Werke entſteht, wann alle Charaktere nach der Regel der Vollkommenheit gebildet ſind; und auch hierinn hat er ſehr Recht. Es iſt nichts langweiliger, als die ſchon

angeführten Schweizeriſchen Gedichte, deren Charaktere alle nach einerley Maaßſtabe gezeichnet zu ſeyn ſcheinen. Auch habe ich nie eine ganze Gallerie vollkommener Geſtalten vom Romanendichter gefodert.

Dies würde ungefähr das Wichtigſte ſeyn, das wider die ſo genannten vollkommenen Charaktere geſagt worden iſt. Wir haben geſehen, daß es auf das vorher entworfene Ideal nicht paßt. Ein Einwurf dünkt mich noch übrig zu ſeyn, der ſich auch in den Litteraturbriefen findet. „Die poetiſche Idealſchönheit, heißt es, iſt diejenige, die mehr Gelegenheit zu Handlungen giebt, die heftigere Leidenſchaften erregt, und deren Erdichtung dem Dichter eine größere Anſtrengung des Geiſtes gekoſtet hat.“ Ich weis nicht, ob nicht auch dieſe poetiſche Idealſchönheit bey dem vorher entworfenen Charakter ſtatt finden könne? Iſt Handlung bloß, wie ich glaube, abwechſelnder Zuſtand unſrer Gemüthsfaſſung, innerliche Bewegung: ſo iſt die Sache ſchon widerlegt. Heißt Handlung Unternehmung mit Wahl und Abſicht, ſo muß ächte Tugend zu viel Handlungen dieſer Art Anlaß geben. Belebt von dem Gefühl der Würde der menſchlichen Natur, warum ſollte dies Gefühl den Tugendhaften nicht in Handlung ſetzen? Warum ſollte ächte Tugend nicht zu vielen Handlungen für andre, eben aus

dem Grundſatz, der ſie treibt, aufgelegt ſeyn? Freylich muß der Dichter den tugendhaften Charakter in Thätigkeit zu ſetzen wiſſen, und ihn ja nicht, in dieſem Fall, auf bloß tugendhaft Schwatzen einſchränken. Eitles Geſchwätz von Tugend verträgt ſich gar nicht mit der Erhabenheit. Mit dem Erhabenen in der Tugend iſt das Stillſchweigen ehe verbunden, als ſonſt mit irgend einer andern Leidenſchaft. Tugend ſchweigt ſo gut, wie der Stolz im Ajax, oder Verachtung in der Dido; nur freylich aus andern Gründen. Eben da, wo der ächte Tugendhafte ſeine Bewegungsgründe zu Handlungen herholt, eben da findet er auch Gründe fürs Stillſchweigen in vielen Gelegenheiten. Ich darf den einen Grund dazu wohl in dieſen Worten ausdrücken: wenn wir auch alles gethan haben, was wir zu thun ſchuldig ſind, ſo ſind wir doch immer noch ſehr unverdiente Knechte. Dies Prangen und Prahlen mit Thaten und mit Geſinnungen, mit dem, in den Romanen vom gewöhnlichen Schlage, die ſo genannten Tugendhaften auftreten, verräth in den Verfaſſern ſehr unberichtigte Kenntniſſe von der wahren Beſchaffenheit des menſchlichen Herzens, und ſehr große Armuth in der Kunſt, uns den Helden auf die rechte Art von der beſten Seite zu zeigen. — Winkelmann redet von der edlen Einfalt, die ſich an den Werken der Kunſt,

aus dem goldnen Zeitalter, neben der ſchon gedachten ſtillen Größe finden ſoll. Dieſe edle Einfalt, die unſtreitig ſehr viel zur Erhabenheit jener Werke beyträgt, muß auch der Dichter in ſein Werk übertragen; ohne dieſelbe darf er nicht hoffen, jene Größe ſeinen Perſonen zu geben, die uns beym Anblick jener Werke ſo ſehr über uns ſelbſt erhebt. —

Dieſe edle Einfalt, aber ſehr unrichtig verſtanden, ſo daß man ſie lieber ſchlechtweg Einfalt nennen möchte, findet ſich in den ſchon angeführten ſchweizeriſchen Trauerſpielen. Man hat den handelnden Perſonen eine gewiſſe Lebloſigkeit gegeben, wodurch ſie den Leſer einſchläfern. Hierzu kömmt, in andern Fällen, noch eine gewiſſe Steife, eine Feyerlichkeit, die die Helden ehe zu Pedanten und zu Schulmeiſtern macht, als zu erhabnen Geiſtern. Das Eigenthum des wahrhaft Tugendhaften iſt gewiß auch das, daß er nie mehr von ſeiner Tugend zeigt, als nöthig iſt, und nie am unrechten Orte. Ueber den Graben, über den man ſpringen kann, bedarfs keiner Brücke.

Im Grunde thun aber dieſe Thaten, dieſe Unternehmungen ſelbſt das wenigſte bey der Sache. Das Innre der Perſonen iſt es, das wir in Handlung, in Bewegung ſehen wollen, wenn wir bewegt werden ſollen. Und davon iſt ſchon vorher die Rede geweſen.

5. Es

5.

Es giebt noch viele Fälle mehr, in welchen der wahrhaft Tugendhafte auf die anziehendſte Art in Handlung gezeigt werden kann. Es ſteht dem Romanendichter frey, von außen her Gegenſtände zu holen, die ſeinen Held in Bewegung ſetzen können, ſo wie die vorhin angeführten aus ihm ſelbſt genommen ſind. Man denke ſich alſo, zu den vorher angeführten Hinderniſſen, noch hinzu:

6) Daß der von ſeinen Leiden, durch den Tugendhaften Errettete, ſeinen Befreyer mit Feindſeligkeit belohnen, oder daß ſich dieſer, durch die Befreyung ſelbſt, die Feindſchaft eines andern zuziehen könne. Kann nicht die allererhabenſte Großmuth, die ſanfteſte Milde ſich Feinde machen? — Soll er dies nicht empfinden? Und

7) Wird nicht der Tugendhafte dieſen Uebeln, die ihm drohen, ausweichen wollen? Es iſt ſehr falſcher Prunk, wenn er es nicht ſoll. Ich weis, daß man die gewöhnlich vollkommenen Charaktere bey ſolchen Gelegenheiten ſich bloß leidend verhalten läßt; aber ich weis auch, daß nichts unnatürlicher, nichts kälter, nichts fader iſt, als ſolch ein Betragen. Der wahrhaft Tugendhafte wird ſich aber in der Art, wie er dieſen Uebeln ausweicht, in denen Mitteln, die er zu dieſem Ende wählt, von uns andern Erdenſöhnen unterſcheiden. —

Ich

Ich verlange nicht etwan, auf die vorangeführten Fälle, den Romanendichter in der Behandlung des wahrhaft Tugendhaften einzuſchränken, oder ſie als Muſter zur Behandlung vorzuſchlagen. Ich habe ſie bloß angenommen, um meine Meynung an dieſen Beyſpielen deſto beſſer entwickeln zu können. Aus dieſen und aus ähnlichen Situationen können eine Menge Handlungen entſtehen, die uns alle auf die anziehendſte Art unterhalten, ohne daß ſich die mindeſte Gleichförmigkeit und ein ewig Einerley in ihnen finden darf. Das jedesmalig' Eigenthümliche einer jeden Situation wird natürlich eine Abänderung in dem Betragen der handelnden Perſon veranlaſſen müſſen; denn die jedesmaligen Umſtände ſollen nicht ohne Einwirkung bleiben: wozu wären ſie ſonſt da? — Es kömmt überhaupt, wie ſchon gedacht, nicht auf die Begebenheiten der handelnden Perſon, ſondern auf ihre Empfindungen an. Der Verfaſſer der Gedanken, über das Intereſſirende [u]), mit dem ich hierinn einerley Meynung zu ſeyn mich freue, ſagt, „wir wollen den Dichter lehren, daß wir nicht an den Vorfällen und Veränderungen ſelbſt, ſondern nur an den Geſinnungen oder den Begierden unſrer

u) Neue Bibl. der ſch. Wiſſenſch. 13ten B. 1tes St. S. 38. ebend. S. 47.

unſrer Nebenmenſchen Theil nehmen, die durch ſolche Vorfälle erregt oder aufgebracht werden: und daß es alſo mehr von ſeinen Perſonen, das heißt im Grunde mehr von ihm ſelbſt, von ſeiner eignen Art zu denken und zu empfinden, als von dem Stoff abhänge, ob er intereſſant ſeyn ſoll oder nicht.“ Und an einer andern Stelle: „wir ſehen, daß wir den Mann, an deſſen Begebenheiten wir Theil nehmen ſollen, lieben oder achten müſſen, und daß ſich dieſe Liebe oder Achtung auf irgend eine, in ſeinem Charakter hervorleuchtende Tugend gründet; wir ſehen, daß verwickelte Unglücksfälle bloß dadurch intereſſiren, weil wir eines weiſen Mannes Entſchlüſſe dabey ſehen wollen; wir ſehen, daß nicht die Begebenheit intereſſirt, ſondern der Charakter, und zwar gewiſſe Vollkommenheiten des Charakters, die durch die Begebenheit, ſo zu ſagen, aufgefodert und in volle Wirkſamkeit geſetzt worden.“ — Ich ſetze zu allen dieſen hinzu, daß **deutſche** Biedertreu, **deutſche** Rechtſchaffenheit nach denen Begriffen, die wir aus den Zeiten, wo wir noch Deutſche waren, uns davon machen können, ſo viel eigenthümlich Großes und Erhabenes haben, daß der Dichter ſehr unrecht thut, der ſie nicht nützt.

---

6. Ich

6.

Ich habe vorher geſagt, daß aus ächter Tugend handeln nichts heiße, als nach Grundſätzen handeln, die nach der Beſtimmung des Menſchen geformt ſind. Ich bin ſehr feſt mit dem Weltweiſen überzeugt, daß die Tugend als eine Wiſſenſchaft angeſehen werden muß, und daß beſonders ächte Tugend, zum Unterſchiede von Gleichgültigkeit oder Mildigkeit des Herzens, den großen Verſtand vorausſetze, um wirklich zu werden: mit einem Wort, daß beyde in einem Charakter vereint ſeyn müſſen, wenn nicht die Tugend unwahrſcheinlich, und der Verſtand ungeſchätzt bleiben ſoll. Wenigſtens muß wahrer Verſtand in einem gewiſſen Sinne mit ihr verbunden ſeyn. Denn den Grundſatz auszumitteln, nach welchem der Tugendhafte handeln ſoll, wird ein Geiſt erſodert, der das Ganze zu überſehen vermag; und die richtige Anwendung, und das jedesmalige Maaß beym Thun und Laſſen, erfodert eben ſo viel Verſtand. Im Grunde ſind eigentlich hierinn Tugend und Verſtand ſo genau mit einander verbunden, daß ich nicht ſehe, wie man ſie trennen, nicht einmal wie man ſie von einander unterſcheiden kann. Es ſcheint das Geſchäft des Verſtandes zu ſeyn, alle Dinge nach ihrer Natur und nach ihrem wahren Werth zu ſchätzen, und nicht bloß in Beziehung auf ihn. Seine gegenwär-

wärtige Verfaſſung, ſeine heutige Denkungsart ſoll nicht Einfluß auf ſein Urtheil haben. Er ſoll nicht heute das Gold ſchätzen, weil ers bedarf, das er geſtern verachtete, weil ers nicht nöthig hatte; er ſoll nicht heute eine unſchuldige Freude verdammen, weil er Kopfſchmerzen hat, die er geſtern lobte, weil er ſie mitmachen konnte. — Er ſoll ſich edle Endzwecke erwählen, nach dem Maaß der Handlungen, die er in ſeiner Lage verrichten kann. Wenn er nicht, ein neuer Lycurg, einem Staate Geſetze geben, oder, ein andrer Pelopidas, ſein Vaterland von der Unterdrückung befreyen kann: ſo wird er doch die Menſchen, die von ihm abhangen, ſo glücklich zu machen ſuchen, als ſie es werden und durch ihn werden können. Auch alsdenn, wenn ſie es nicht werden wollen, wird er ſich nicht abweiſen laſſen; ſeine Langmuth wird ſeiner Thätigkeit gleichen. — Zur Erreichung ſeiner Abſichten wird er jedesmal die beſten, ſicherſten, kürzeſten Mittel wählen; und da er nie andre als edle oder unſchuldige Vorſätze hat: ſo wird er auch, nach Maaßgabe ihres Werths, ſtandhaft bey allen Hinderniſſen ſeyn. — Wer ſieht nicht, daß hierinn Tugend und Verſtand in einander fließen? Aber, — man ſehe das folgende immer als einen Auswuchs an! — wie ſehr wünſchte ich dies jedem Vater, jedem Lehrmeiſter recht begreiflich zu machen,

der für ſein armes Kind, oder ſeinen unſchuldigen Lehrling genug gethan zu haben glaubt, wenn er ihn nur mit frommen Lehren verſieht, in den Kopf mag übrigens Grütze oder Gold kommen. Dies unſelige Vorurtheil iſt nur noch zu allgemein in Deutſchland; und ich liebe mein Land zu ſehr, als daß ich nicht, vielleicht an einem ſehr unſchicklichen Orte, davon reden ſollte. Und wodurch dies Vorurtheil ſo beſonders traurig für den Patrioten werden muß, iſt, daß es ſich gerade noch bey denen Vätern am mehrſten findet, die ihren Kindern eine menſchliche Erziehung geben können, und ſie ihnen auch noch geben wollen: eine kleine Zahl im Gegenſatz derer, die ihre Kinder zu Franzoſen machen, oder als Thiere aufwachſen laſſen. —

All' dieſe Unglückliche können nie das Verdienſt erlangen, das den erhaben Tugendhaften charakteriſiret, die Grundſätze, wodurch ſie in Bewegung geſetzt werden, gleichſam aus ſich ſelbſt heraus geholt zu haben. Aechte Tugend verliert einen großen Theil ihrer Erhabenheit, wenn ſie auf Treu und Glauben das angenommen hat, wornach ſie ihre Handlungen ordnet und einrichtet. Sie muß die Wahrheit, die Nothwendigkeit ihrer Grundſätze in ihrem Innerſten fühlen; ſie muß, wenn ſie auch nicht vor ihrer Zeit gelehrt und gefunden worden wären, ſie ſelbſt haben finden und entdecken können,

wenn

wenn wir ſie nicht in einem ſehr kleinen Licht und als Nachäfferey anſehen ſollen. —

Dies alles zuſammen macht, meines Erachtens, ungefähr die Erhabenheit aus, die im Menſchen ſich finden kann. Ich verlange ſie aber nicht, bis auf die kleinſten Züge, hier ausgemalt zu haben. —

Ich habe ſchon geſagt, daß ſolch ein Mann nicht ganz ohne Mangel, oder ganz ideal, ganz vollkommen ſeyn könne. Der Dichter wird in der Zuſammenſetzung ſeines Charakters, Rückſicht auf ſeine Zeit, ſeine Erziehung, ſein Alter, ſein Land, ſeine Religion, ſeinen Stand im bürgerlichen Leben, auf die Eigenſchaften ſelbſt, die er ihm giebt: mit einem Wort, auf ſeine ganze Verfaſſung Rückſicht nehmen müſſen, damit dieſe ächte Tugend und dieſer wahre Verſtand dieſen ſämtlichen Umſtänden angemeſſen, und ſeine Eigenſchaften nach dem Endzweck, den er mit ihm hat, und nach dem Zirkel, in dem er ihn wirken laſſen will, geordnet ſeyn mögen. Er wird ſo gar auf körperliche Umſtände, auf Temperament und andere Dinge mehr ſehen, und den Einfluß derſelben nie aus den Augen laſſen. Dadurch werden nun Einſchränkungen von allen Seiten entſtehen; eine Eigenſchaft wird etwas nachgeben oder etwas verlieren müſſen, damit ſich die andre hinanfügen könne. Das Uebergewicht, das

eine Eigenſchaft ſehr leicht erhalten kann, wird, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, eine andre in die Höhe ziehen; der Handelnde wird ſich, in dem Gewicht, das er dieſer zulegen ſollte, um die Probe zu halten, ſehr leicht vergreifen, oder es gar jetzt nicht haben können: er wird ſich ſelbſt zuerſt zu leicht finden. Alles dies liegt in der Natur und der Einrichtung des menſchlichen Geſchlechts. Den Menſchen ganz vollkommen zeigen, iſt vielleicht falſcher noch als undichteriſch. — Aber ſolch ein Charakter, wie er vorhin entworfen und gezeichnet iſt, wird auch weder übertrieben noch überladen heißen können. Mit dieſen Beywörtern bezeichnet man gewöhnlich diejenigen Charaktere, die man für undichteriſch erklärt; und man braucht ſie vorzüglich von den ſo genannten vollkommenen Charakteren. Aber wenn vollkommen nichts mehr bedeutet, als was ich vorher es habe gelten laſſen: ſo ſieht man ſehr leicht, daß nicht dieſer Vollkommenheit dieſe Wörter zukommen. Hier heißt vollkommen nichts, als diejenige moraliſche Eigenſchaft, die der Menſch vorzüglich haben ſollte, und die er, als Menſch, auch haben kann. Sie iſt nichts mehr oder weniger, als im Helden der Muth, im Rathgeber die Weisheit. Und da der Romanendichter ſich auf das, was den Menſchen angeht, vorzüglich einſchränkt; da, nach

mei=

meinen Begriffen überhaupt, und nach der jetzigen Einrichtung der Welt beſonders, kein anderes wahres Verdienſt unſre Aufmerkſamkeit mit Recht an ſich ziehen ſollte und an ſich ziehen kann, als das Verdienſt des Menſchen: ſo wird man ſich nicht wundern, warum ich ſo vorzüglich lange mich bey dieſer Erhabenheit, bey dieſen ſo genannten vollkommenen Charakteren aufgehalten habe. Das Uebertriebene ſcheint nur von denjenigen wahr ſeyn zu können, die irgend eine oder die andre Eigenſchaft, — und dies kann Tugend ſo gut wie Muth oder Klugheit ſeyn — in einem Grade beſitzen, der Menſchen nicht zukommen kann. Und überladen können wohl nur diejenigen heißen, die alle mögliche Vollkommenheiten in ſich vereinen. Von beyden geſteh' ich, daß ich ſie gleich ſehr für undichteriſch und ununterrichtend halte. Alle Eigenſchaften des Geiſtes und des Herzens in einer Perſon zuſammen zu verbinden, oder ihr eine und die andre in einem Maaße zu geben, das Menſchen nicht zukömmt, iſt eine Erfindung, die nicht der Mühe werth iſt, beurtheilt zu werden.

Ich behalt' es mir vor, über die Kunſt der Zuſammenſetzung eines Charakters am gehörigen Orte noch mehr zu ſagen. Der Roman hat, ſeiner Gattung nach, Vorzüge und Eigenthümlichkeiten, wodurch uns der vorher entworfene vollkom-

mene Charakter ſo wahrſcheinlich und ſo lehrreich gemacht werden kann, daß vollends alle Einwürfe, die man vielleicht im Drama mit Recht gegen ihn machen kann, hier ſchweigen müſſen. Der Charakter des Grandiſon z. B. würde, auf mich wenigſtens, ganz andre Eindrücke machen, als er jetzt macht, wenn uns Richardſon alle die Umſtände gezeigt hätte, wodurch, und wie Grandiſon das geworden iſt, was er iſt. Dies kann der Romanendichter; und vielleicht iſt dies ſo gar, wie wir in der Folge ſehen werden, das Eigenthümliche des Romans, wodurch er ſich von den übrigen Dichtungsarten allein unterſcheiden; oder vielmehr wodurch er ſich einen Platz unter ihnen verdienen kann. — Richardſon verſucht es einmal, uns dies Werdende ſeines Helden zu zeichnen; aber ich ſehe nicht, daß er es ausgeführet habe. Die erſte Frage, wenn man einen ſo außerordentlichen Mann ſieht, iſt bey dem Prüfer ſo wohl, als bey dem Nachahmungseifrigen: Kann der Menſch auch das werden, was der Mann iſt? — daher fehlt uns gewiß noch ein werdender Grandiſon, der beſonders unſern deutſchen Sitten, unſerm Vaterlande entſpricht. Ich fühle die ganze Schwierigkeit eines ſolchen Werks; und doch kann ich mich von dem Einfall nicht losmachen, es in künftigen Jahren ſelbſt zu verſuchen. – Wird es willkommen ſeyn? –

7. Das

7.

Das vorher entworfene Ideal vom vollkommenen Charakter iſt, nach Maaßgabe, nicht vollkommner, als es die Helden des Homers und der alten Dichter überhaupt ſind. Sie ſind zwar jenem nicht ganz ähnlich und gleich; aber dies liegt bloß in der Verſchiedenheit der Zeit und der Umſtände. Ich würde meiner Sache nicht recht viel trauen, wenn ich in den Dichtern der Alten nicht ſolche Charaktere zu finden glaubte, wie es, nach Maaßgebung der Zeiten, dieſe ſind. Dies ſcheint auf den erſten Augenblick ſehr paradox; aber man erlaube es mir, mich zu erklären.

Erſtlich muß in der Moralität der Helden des Alterthums und der unſrigen ein Unterſchied ſich finden. So wie die Begriffe, die wir jetzt von der Würde der menſchlichen Natur haben, eine Folge der Denkungsart, Religion, Geſetzgebung und Kenntniß des jetzigen Zeitalters ſind: eben ſo ſind die Begriffe der Alten von dieſer Würde, und von der Vollkommenheit des Menſchen, nach der Denkungsart, Kenntniß und Religion der damaligen Zeiten gebildet. Und eben ſo, wie mein Tugendhafter nach denen Begriffen handeln ſoll, die wir jetzt haben können: eben ſo haben die Perſonen der Alten, wenn ſie ſolche zu ſchildern, oder vielmehr, wenn ſie ſie nöthig hatten, nach denen Be-

griffen, die ſie haben konnten, gehandelt. Wenn Achill unverſöhnlich gegen den Agamemnon iſt: ſo bedenke man nur, daß Unverſöhnlichkeit gegen Feinde mit in dem Begriff eines vollkommenen Griechen, ſelbſt noch in den ſpätern Zeiten, war x). Was uns hierinn widerſprechend ſcheint, war es nicht in dem Zeitalter Homers. Auch der Verfaſſer vom Leben des Dichters, der in den Litteraturbriefen angeführt wird, mußte ſchon von der Moralität des Menſchen ganz andre Begriffe haben, als Homer ſelbſt ſie haben konnte. Und da er die Perſonen der Iliade nicht mit ſeinen Begriffen von Vollkommenheit übereinſtimmend fand: ſo konnte er ſehr

x) Eben ſo gut, wie der tapfere Krieger, den die Verfaſſer der Litteraturbriefe anführen, im Homer zittert (Iliad. N. v. 279), eben ſo gut wird der vorher entworfene Charakter auch die Gefahr fühlen; aber er wird auch eben ſo, wie der Krieger Homers, Meiſter ſeiner Furcht werden. Pope hat, bey ſeiner Moderniſirung dieſes Zugs, nicht die mindeſte Rückſicht auf die menſchliche Natur gehabt. Und es iſt traurig, daß ſelbſt einem Pope hierinn, Dichten, Lugen und Uebertreiben eins geweſen iſt. —— Auch Richardſon iſt, in der Bildung ſeines Grandiſons, an vielen Orten auf ganz gleiche Art zu Werke gegangen. Wer ihn dadurch vertheidigen wollte, daß wir in den Helden Homers ſelbſt wenig oder gar nichts von dieſer Furcht gewahr werden, dem könnte man antworten, daß dieſe Leidenſchaft alsdenn von mächtigern Leidenſchaften, als Vaterlandsliebe, Ehrgeiz u. ſ. w. überwältigt wird: Gegenſätzen, von welchen wir gar nichts im Grandiſon gewahr werden.

ſehr leicht auf den Einfall gerathen, daß ſich Vollkommenheit gar nicht mit einer dichteriſchen Perſon vertragen könne. Mich dünkt, daß der größte Theil der Helden der Iliade, nach Maaßgebung des Unterſchieds, den Temperament, Alter, Volk, Stand, und die beſondre Abſicht des Dichters mit jedem, unter ihnen machen, nach dem Ideal menſchlicher Vollkommenheit gebildet ſind, das Homer haben konnte. Alle beſitzen Tapferkeit, und verſchiedene ſehr viel Klugheit: zwey Eigenſchaften, die man in dem rohen, und überhaupt in dem erſten, ungebildeten Zeitalter für die größte Vollkommenheit des Menſchen hält und halten muß, wie dies der Kenner der früheſten Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts gewiß wahr finden wird. Wenn wir alſo unſre Vollkommenheit nicht in dieſen Perſonen finden: ſo iſts nur, weil Homer ſie nicht kennen, weil er ſie, als Grieche, nicht gebrauchen konnte, wenn er ſie auch kannte. Er ſchilderte aber eben auch ſo gut Vollkommenheit, das heißt, die, nach damaligen Zeiten, anziehendſten und vortreflichſten Eigenſchaften im Menſchen, als ich ſolche nach Maaßgebung der jetzigen Zeiten vom Romanendichter geſchildert wünſche. In der Sache ſelbſt iſt kein Unterſchied, als den Zeiten und Umſtände darinn machen. Wie kann man alſo dem neuern Dichter es als ein Ver-

brechen zurechnen, wenn er nur eben ſo gut, wie jener, ſeine Perſonen vollkommen macht? Was im Homer Klugheit und Tapferkeit iſt, muß mit Recht in ihm Tugend und Verſtand ſeyn. Es iſt bloß ein Wechſel der Eigenſchaften. Eigenſchaft gegen Eigenſchaft ſind ſich die Perſonen nur unähnlich, weil Zeiten und Begriffe nicht mehr gleich ſind. Und daß der Romanendichter ſeinen Perſonen ihre Eigenſchaften nicht in einem höhern Grade geben ſolle, als ſie Menſchen zukommen können, als Homer ſelbſt die Vollkommenheiten ſeiner Zeit ſeinen Perſonen gegeben hat, das iſt vorher bemerkt worden. —

Die Meynungen ſpäterer griechiſcher Zeit von Vollkommenheit widerſprechen meinen Vorausſetzungen nicht. Wenn wir in den Schriften der Philoſophen vollkommenere oder unſern Begriffen von Vollkommenheit ſich mehr nähernde Charaktere finden: ſo iſts einmal, weil man zu ihrer Zeit ſchon reinere Begriffe von der Vollkommenheit des Menſchen hatte, und dann, weil die Philoſophen ſolche, und keine andre Charaktere, zur Erreichung ihres Endzwecks nöthig hatten. Mit ihrem Endzweck vertrugen ſich nicht thätige, fürs Vaterland fechtende, und ihre Feinde haſſende Helden. Und es iſt ein Vorzug der Schriften des Alterthums, daß jedesmal darinn alle Mittel vortreflich zur

Errei-

Erreichung des vorgeſetzten Endzwecks gewählt ſind. —

Zur Beſtätigung des Unterſchiedes in den Begriffen von der Vollkommenheit des Menſchen, bedenke man nur, daß ſich noch jetzt ein großer Abſtand zwiſchen den Begriffen unſrer und dieſer letztern Zeit der Griechen über die Sache findet. Griechiſche Vollkommenheit war weit zuſammengeſetzter, als es unſre iſt. Vaterlandsliebe war mit in ihre Ideen von Vollkommenheit hineingewebet: man konnte nicht für vollkommen gehalten werden, wenn man nicht das Vaterland über alles liebte. Gehört dies zu unſern Zeiten in den Begriff eines vollkommenen Menſchen? —

Und noch jetzt iſt eine Verſchiedenheit in den Begriffen von Vollkommenheit unter den noch exiſtirenden Nationen. Man laſſe einen Portugieſen, Spanier, Engländer, Franzoſen, Italiener einen ſo genannten vollkommenen Charakter entwerfen; die Begriffe von Rechtſchaffenheit und Tugend werden einen, aus der beſondern Denkungsart des Volks hergenommenen Anſtrich haben, der ihre vollkommenen Charaktere den unſrigen unähnlich macht. Wenn das Leſen der Romane dieſer verſchiedenen Nationen mich ſonſt nichts gelehrt hätte: ſo iſt es gewiß dies. — Oder man vergleiche, was die verſchiedenen Glaubensgenoſſen

der chriſtlichen Religion ſich bey Vollkommenheit denken? —

Man erinnere ſich hierbey, daß Vollkommenheit im Menſchen, in allen dieſen Fällen, nichts heißt und nichts heißen kann, als die vortreflichſte, anziehendſte Eigenſchaft im Menſchen, die der Dichter eben deßwegen ſeinen Perſonen zuleget, weil er ſich den mehrſten, den beſten Eindruck damit zu machen verſpricht. Hier kömmt es nun natürlich nicht auf die wenigen, in allen Nationen gleichdenkenden, erleuchteten Köpfe an. Für dieſe allein, als Philoſophen betrachtet, können unmöglich Romane und Heldengedichte geſchrieben werden; und ſie ſelbſt ſchreiben auch, als Philoſophen, keine Romane.

„Aber warum trift man in den ſpätern Werken der griechiſchen Dichtkunſt, in einem Aeſchylus, Sophocles, Euripides nicht ſolche vollkommene Charaktere an, wie ſie ſelbige nach den reinern Begriffen ihres Zeitalters haben konnten?“ — Dieſer Einwurf ſcheint wichtig; aber ſeine Beantwortung dünkt mich ſehr leicht. Zuerſt alſo nahmen dieſe Dichter den Innhalt ihrer Trauerſpiele zum Theil aus einer Zeit, wo man die Menſchen nicht vollkommener haben konnte, als ſie ſie uns ſchildern; und es würde unwahrſcheinlich für die Griechen geweſen ſeyn, wenn man ihnen Geſchöpfe gezeigt hätte,

von

von denen ſie ſich nicht überzeugen konnten, wie ſie das geworden wären, was der Dichter ſie ſeyn laſſen. Wie konnte Oedip, nach der Bildung, die er erhalten hatte, vollkommener ſeyn, als ihn Sophocles ſchildert? Für den denkenden Kopf und den feinen Geſchmack, den ich in Athen nicht bloß vorausſetzen darf, wäre ſolch ein Widerſpruch nicht eben unterhaltend geweſen. — Ferner nahmen die ſpätern Dichter den Stoff zu ihren Trauerſpielen ſehr oft aus dem Homer und andern epiſchen Dichtern; Aeſchylus nannte die ſeinigen Ueberbleibſel von den herrlichen Mahlzeiten Homers; und wie konnte ein Euripides mit dem Achill ſo umgehen, wie Racine? Wie konnte Sophocles y) den

y) Die Dichter der Alten waren in Beobachtung des Hergebrachten unſtreitig weit ſorgfältiger, als es die Neuern ſind. Woran die Schuld liegt, — mag Käſtner an meiner Statt ſagen; aber mir erlaube man, die Sache durch einige Bemerkungen zu beſtätigen. Man hat verſchiedene Urſachen angegeben, warum Virgil ſeinen Held lieber ſo, als anders gezeichnet habe. Die wahre Urſache iſt, weil er ihn im Homer ſchon ſo gezeichnet fand. Die Welt war ſchon mit dem Charakter des Eneas bekannt; der Dichter glaubte, ihn nicht mehr abändern zu können. Freylich hat Homer nur die Außenlinien von dem Helden der Eneide gezogen; aber er konnte auch nicht mehr thun. Seine Frömmigkeit zeigt ſich, ſo bald wir ihn in der Iliade erſcheinen ſehen. „Vielleicht iſt es ein Gott (ſagt er vom Diomed), der Troja für verſäumte Opfer züchtiget! — Der Zorn der Götter iſt ſchrecklich.“ — Er iſt ferner der

den Neoptolem ſo behandeln, wie Chataubrun? — Mit Wirkungen, die nicht hinlängliche Urſachen hatten; oder mit Urſachen, die ohne Wirkungen blieben, den Zuſchauer zu unterhalten, war damals wirklich noch nicht die Mode. „Aber die tragiſchen Dich-

der Erſte, der es wagt, dem wüthenden Achill ſich entgegen zu ſtellen; auch einer von denen iſt er, die den Hektor aus den Händen des Ajax erretten. (Jl. Ξ.) Alle diejenigen, die einen von einem andern Dichter bloß entworfenen Charakter ausbilden und vollenden wollen, mögen, in Rückſicht hierauf, den Virgil ſtudieren. Er hat die geringſten Winke Homers genützt, und ganz genau das aufgefaßt, was er hat ſagen wollen. — Und Homer ſelbſt iſt in andern Fällen eben ſo ſorgfältig, in Rückſicht auf das Koſtume, geweſen, als irgend ein andrer Dichter des Alterthums. Euſtathius hat die Bemerkung gemacht, daß Homer nirgends einer kriegeriſchen Muſik in Schlachten bey den verſchiedenen Heeren vor Troja gedenkt; obgleich zu ſeinen (Homers) Zeiten die Trompeten z. B. ſchon im Gebrauch geweſen. Dies erhellet nämlich daraus, daß Homer ſie, aber nur Gleichnißweiſe (Jliad. C.) anführt. — Das Zeitwort σαλπιζω, wodurch die ſpätern Griechen den Klang der Trompete ausdrückten, braucht Homer von jedem andern Tone oder Getöſe, als in Jliad. Φ. v. 383. vom Donner: ἀμφὶ δὲ σάλπιγξεν μέγας οὐρανός. Und es iſt nicht zu glauben, daß, wäre kriegeriſche Muſik zur Zeit des Trojaniſchen Krieges in den Heeren eingeführt geweſen, Homer ſolch einen Umſtand, der ſo dichteriſch genützt werden kann, vernachläßigt haben ſollte. Eben ſo verhält es ſich mit dem Gebrauch der Reuterey in den Heeren. Homers Helden und Krieger ſtreiten zu Fuß, oder zu Wagen; der Reuterey gedenkt Homer auch nur Gleichnißweiſe. (Jliad. O.)

Dichter haben auch Geſchichte neuerer Zeiten aufs Theater gebracht? Die Perſer des Aeſchylus . . . Dies iſt gewiß, und die Widerlegung dieſes Einwurfs enthält das Wichtigſte, das ſich wider den ganzen Umſtand ſagen läßt, und das die ganze Sache entſcheidet. Aber es iſt auch ſo bekannt! — Es iſt ſchon geſagt worden, daß in der Wahl der wahren Mittel zur Erreichung des Endzwecks niemand ſo ſorgfältig geweſen, als die Dichter des Alterthums. Die tragiſchen Dichter konnten mit den vollkommenern Charakteren ihren Endzweck nicht erreichen; die hervorzubringende Wirkung wäre der Urſache nicht angemeſſen geweſen: dies iſt der wahre Grund, warum wir keine ſolche Charaktere in den Werken des Aeſchylus, Sophocles, Euripides finden. Das Drama, meines Erachtens, verträgt überhaupt nicht ſolche vollkommene Charaktere, wie ſie der Roman leidet. Aus dem Unterſchiede der beyden Gattungen entſpringt dieſe Verſchiedenheit, und ſie iſt daher ſo weſentlich als irgend eine. Im Drama würde zuerſt der Erhabentugendhafte zu ſehr das Anſehn eines Schwätzers haben müſſen, wenn wir viel von ihm ſehen ſollten; und nichts verträgt ſich weniger mit der Erhabenheit der Tugend (wie ſchon erinnert worden) als dies Geſchwätz; und dann erfodert die Einrichtung des Drama, daß der Gang der Handlung ſchnell gehe,

gehe. Daher muß natürlich, vom Anfang bis zum Ende, alles in voller Bewegung ſeyn; dieſe kann nur durch ein unaufhörlich Spiel der Leidenſchaften ... Doch was halt' ich mich bey einer Sache auf, die Ariſtoteles von all' ihren Seiten betrachtet und behandelt hat? —

Wir haben geſehen, daß der Romanendichter Zeit und Raum hat, ſeine Perſonen nach allen ihren Eigenthümlichkeiten behandeln zu können. Thäte er nicht Unrecht, wenn er nicht alles das nützte, was die Dichtungsart, in welcher er arbeitet, ihm darbeut? — Genug hievon!

Ich habe mich lange bey dieſer Erhabenheit ächter Tugend im Charakter aufgehalten; aber ich habe geglaubt, daß die Materie es verdiene. Alles das, was ich geſagt habe, ſoll nichts beweiſen, als daß die Charaktere, die ich für den Roman wünſche, nach Maaßgabe der Zeiten und der verſchiedenen Gattungen, keine andern ſind, als die Charaktere der alten Dichter. — Und bey Anführung des Schaftsbury ſowohl als der Litteraturbriefe habe ich keine andre Abſicht gehabt, als meine Meynung daran deſto beſſer entwickeln zu können. Ein Leitfaden nur gewährt dieſen Vortheil.

L. Das,

8.

Das, was ich über das Erhabene erſter Art noch ſagen zu müſſen glaube, will ich ganz kurz faſſen.

Es iſt mir noch übrig, einige Züge hinzuwerfen, die den großen Verſtand, vor ſich allein betrachtet, bezeichnen. Er kann ſich noch thätig und denkend in höhern Sphären, und auf andre, als moraliſche Gegenſtände angewandt, zeigen. Und man glaubt wenigſtens, daß, je größer das Theater iſt, auf dem er erſcheint, je glänzender ſey er. Dieſer Glanz aber kömmt wohl nur in ſo fern von der Stelle her, worauf er ſteht, weil er von einer höhern weiter geſehen werden kann, als von einer niedrigern. Denn ſonſt macht die beſte, zweckmäßigſte Anwendung deſſelben, wenn er, nach Maaßgebung der Möglichkeit, gleich vertheilet iſt, ſeinen wahren Werth aus; und Alexander der Große hat vielleicht nicht mehr Anſpruch darauf, als der Mann vom weißen Roſſe [z]), oder Hanbury [a]).

In-

z) Siehe Popens Werke Vol. 3. (Lond. Ed.) p. 142. v. 250. Riſe, honeſt Muſe! and ſing the Man of Roſs etc.
Der Mann hieß eigentlich John Kyrle. Die ganze Stelle im Pope verdient geleſen zu werden.

a) Hanbury iſt Rektor von Langton zu Leiceſterſhire, und lebt noch. Er iſt weniger bekannt, als der Mann vom Roſſe,

Indeſſen, wenn er auf den höhern Bühnen des Lebens auftritt, nennen wir ihn den großen Geiſt. Hier erhält er ſchon, nach Umſtänden, — und er muß es — Zuſatz von mehrern Leidenſchaften. Die Ceder auf dem Libanon webt hin und her, und muß bewegſam ſeyn, wenn ſie den Anfall des Sturms aushalten will, dem ſie natürlich mehr ausgeſetzt iſt, als die Linde im Thal. Und der hohen Eichen, die auf den Gipfeln der Berge wachſen, ſind ſo wenige, und jetzt ſo ſelten, daß es wohl beynahe ein Problem ſeyn möchte, ob ſie noch jetzt darauf gut entſprießen, oder vielmehr fortkommen können?

Wenn der große Verſtand denkend erſcheint: ſo findet er entweder Wahrheiten, die das menſchliche Geſchlecht unterrichten, oder er holt ſie unter den tiefen Hüllen hervor, mit welchen ſie bedeckt waren. Er überſieht die Wahrheiten alle, die in ſeinen Zirkel gehören; er hat den Weg von der einen zur andern inne, als ob er ihn ſelbſt gefunden hätte;

und

Roſſe, ob er gleich auch einen Dichter unter ſeiner Nation gefunden, der ihn in einem nicht ganz ſchlechten Lobgedichte beſungen hat, weil er eine Plantage von allen in der Welt bekannten Bäumen, Pflanzen u. ſ. w. angelegt, die jährlich mehr als zehn tauſend Pfund einbringt, welche er zum Wohl ſeiner Mitmenſchen verſpendet. — Sein Dichter heißt Wory.

und er hat jede nach ihrer wahren Beziehung auf den allgemeinen Endzweck geordnet, und ſchätzt jede nach den richtigſten Verhältniſſen. Er ſieht durch den Purpurmantel und den Chorrock hindurch, was Vorurtheil, Wahn und Thorheit; oder Größe, Nutzen und Heil iſt. Ihn kann nichts blenden, nichts kann ſeinen Blick aufhalten; er zweifelt, wo er nicht entſcheiden kann, — und wirft ſich endlich vor Dem mit Ehrfurcht und Anbetung nieder, von Dem er alles hat, was er hat, und fühlt ſeinen ganzen Raupenſtand, in Vergleichung mit dem Allmächtigen. — —

Ich komme zu den erhabenen Geſinnungen, als Aeußerungen der Denkungsart irgend eines Menſchen. Der ganze Charakter dieſes Menſchen wird aber nicht erhaben, wann er gleich eine erhabene Geſinnung in einem einzeln Falle äußert. —

Ueber die Sache ſelbſt befindet ſich in den Werken des Hrn. Mendelsſohn [b]) und des Home [c]) ſo viel Gründliches und Wahres, daß ich nur Nachleſe zu halten begehre.

Wir haben ſchon geſehn, daß mit wahrer Erhabenheit, ſich nichts weniger verträgt, als Schwatzhaftigkeit. Alſo wird der Ausdruck erhabener

b) Phil. Schr. 2ter Th. S. 180. N. Aufl.

c) Elem. on Crit. Vol. I. Ch. 4. Vol. 2. Ch. 11. Ch. 16.

bener Geſinnungen ſchon den Charakter der Kürze und des Nachdrucks tragen müſſen. Und dieſe Kürze iſt um deſto nothwendiger, da unſre ganze Seele beſchäftigt werden muß, wenn Erhabenheit, Erhabenheit bleiben ſoll. Unſre Seele muß viel, und ſehr viel an der ihr vorgehaltenen Sache zu denken finden, ſo daß ſie ihre ganze Kraft darauf verwendet, den ganzen Innhalt der Sache, wenn ich ſo ſagen darf, zu entziffern; und dies iſt nicht mehr nöthig, ſo bald im Ausdruck alles ſchon geſagt iſt, was bey der Sache gedacht werden kann. —

Freylich iſt es aber auch nothwendig, daß ſich bey der Sache ſelbſt, bey dem Innhalt der Geſinnung, viel zu denken finde. Einige Beyſpiele mögen dies erläutern. Wenn der Hoheprieſter Joad in der Athalie des Racine ſagt [d]):

Je crains Dieu, cher Abner, & n'ai point d'autre crainte,

ſo enthält dieſer Gedanke für die Seele ſelbſt ein ſehr wichtiges Geſchäft, wenn ſie alles das ausdenken will, was er in ſich faßt. „Was muß das für ein Geiſt ſeyn, wie viele Eigenſchaften muß der beſitzen, der nur Gott fürchten kann?“ Wie unendlich viel hat die Seele nicht bey dieſen und den ihr verwandten, und durch ſie herbeygeführten Vorſtellun-

d) Act. I. Sc. 1.

ſtellungen zu denken! Und alles das, was in der Sache liegt, iſt uns durch den zuſammengedrängten Ausdruck ſo ſichtbar gemacht, ſo nahe gebracht worden. — Eben ſo verhält es ſich mit dem Ausdruck des Pſalmendichters:

> Darum fürchten wir uns nicht, wenn ſich die Erde verwandelt,
> Und Gebirge mitten im Meere vergehen.

Mit Recht gebührt dieſer Stelle noch der Vorzug vor jener, weil ſie weit bildlicher die Gegenſtände dieſer Furcht zeigt, die der Dichter wohl haben könnte, und nicht hat. — So iſt eine Stelle im Euripides (in dem Trauerſpiele, die Töchter des Herkules) die uns, in ſehr wenig Worten, eine ſehr große That ankündigt, und uns eben daher deſto mehr beſchäftigt. Makaria hört von dem alten Jolaus, daß das Orakel dem Demophoon erklärt habe, es ſey keine Rettung für die Herakliden übrig, (die Euriſtheus verfolgt) wenn nicht eine Jungfrau von dem Götterblute geopfert werde. Sie frägt ihn darauf:

> „Iſt dann dies das einzige Mittel zu unſrer Rettung?
> Jol. Das einzige!
> Makaria. So fürchte nur das Heer der Argiver nicht länger!

Die heldenmüthige Entſchließung, ſelbſt das Opfer zu werden, die wir aus Makariens Antwort erkennen, verdient mit Recht einen Platz unter den

erhabenen Geſinnungen, die unſerm Geiſte viel zu denken geben [e]). —

Die Anwendung von allem dieſen auf den Roman wird ſehr leicht ſeyn. — Nur hüte ſich der junge

---

e) Man ſetzt gewöhnlich den bekannten Ausruf des Aiax, beym Homer,

> Ζεῦ πάτερ, ἀλλὰ σὺ ῥῦσαι ὑπ' ἠέρος υἷας Ἀχαιῶν·
> Ποίησον δ' αἴθρην, δὸς δ' ὀφθαλμοῖσιν ἰδέσθαι·
> Ἐν δὲ φάει καὶ ὄλεσσον·
>
> Il. P. v. 645.

unter die Beyſpiele des Erhabenen in den Geſinnungen; und die Stelle, außer dem Zuſammenhange geleſen, ſcheint alles das zu enthalten, was Longin zu ihrem Vortheil bemerkt; aber, ohne etwan auf die Seite des Abt Terraſſon (Diſſertation ſur l'Iliade) treten zu wollen, der dem Longin, bey Anführung dieſer Stelle, einen Gedächtnißfehler Schuld giebt, und lieber der Stelle ihren ganzen Werth nehmen möchte, — iſt es doch gewiß, daß ſie, im Zuſammenhange geleſen, lange nicht den Eindruck macht, den ſie einzeln genommen hervorbringt. Es iſt ehe Ungeduld, Unwille, der aus dem Aiax ſpricht, als jener unbezwingliche Muth, der ſterben will, wenn er nur ſehen kann, um zu kämpfen. Denn nichts weniger als dieſer Muth iſt es, der den Aiax zu dem Ausrufe bringt. Er will Licht haben, Jupiter ſoll die Finſterniß wegnehmen, damit er jemand entdecken könne, der dem Achill die Nachricht von dem Tode des Patroclus bringe. — Und die Art, wie Boileau ſowohl als La Motte dieſe Stelle überſetzt haben, macht, nach der Bemerkung der Dacier, eine weit kühnere und unſinnigere Gottloſigkeit daraus, als ſie irgend einem Menſchen anſteht; und als am wenigſten ſie Homer geſagt hat. —

junge Romanendichter, das Erhabene zu mißbrauchen; das heißt, an unrechten Orten uns die Geſinnungen ſeiner Perſonen, als Erhabenheiten, aufdringen; oder unter einem Schein von Würde und Feyerlichkeit uns Dinge als Erhabenheiten aufbürden zu wollen, die im Grunde ein Nichts, ein Geklingel von Worten ſind. Auf dem Theater iſt dieſe Mode außerordentlich gangbar; und der ſentenzenmäßige Ausdruck, der ſie ſo gut verbirgt, vermehrt dieſen falſchen Prunk, nicht unter den franzöſiſchen Dichtern allein, von Tage zu Tage mehr; er ergreift auch unſre beſten Genien. — Doch was geht mich hier das Theater an! Auch Romanendichter haben ihre Perſonen oft, mit Affektation und Geziere, Sachen ſagen laſſen, wodurch, wenn man dies Geſagte entziffert, uns nachher nur die Perſonen deſto lächerlicher geworden ſind, je erhabener ſie uns ſcheinen ſollten. Es klingt ſehr erhaben, wenn Henriette Byron im Grandiſon, in einem Anfall von Einbildung, daß Grandiſon nicht der Ihrige werden könne, das Unglück gleichſam herausfodert f). „Thu dein Beſtes, Unglück!“ ruft ſie aus; und ſie ſetzt hinzu: „ſie hoff' es noch zu verdienen, daß man ſie würdig finden werde, der Lucia ihre Henriette Byron zu ſeyn.“ — Ich ſage,

f) S. den 21ſten Br. des 3ten Th.

ſage, es klingt erhaben, das Unglück herauszufodern; nur Schade, daß dieſe Herausfoderung gar nichts ſagt. Das gute Mädchen konnte nicht einen höhniſchen Blick, nicht ein ſpöttiſches Lächeln vertragen; ſie litte ſchon, wenn nur Charlotte die Miene verzog; und nun fodert ſie das Unglück heraus. Und welchen Sieg wird ſie nun erfechten? worüber will ſie mit dem ganzen Unglück kämpfen? Daß es ihr nicht an dem Verdienſt hinderlich ſey, Luciens würdige Henriette Byron zu ſeyn! Das iſt nun freylich eine große Sache! — Nur im Scherz ſollte man ſo was ſchreiben — Und eben ſo Erhaben ſiehts auf den erſten Anblick aus, wenn ſie ſagt [g]): „O behüte mich mein guter Geiſt, daß ich nicht das Mitleiden, ſelbſt von einem Sir Grandiſon, brauche!" Sie, keines Mitleids? — Henriette Byron keines Mitleids? — Sie, die das Mitleid aller bedurfte, mit welchen ſie lebte? Sie, die das Mitleid aller, eben um dieſe Zeit, ſuchte, gegen alle klagte, gegen alle jammerte; Troſt von allen haben wollte? Da hätte ſie ihre Leiden in ſich ſelbſt verſchließen und ihrer mächtig ſeyn müſſen, wenn ſie keines Menſchen Mitleid hätte brauchen wollen. Wenn man nun nicht Mitleid mit ihrer Schwachheit gehabt, ſondern ſie, nach

Ver-

g) S. den 6ten Br. des 4ten Th.

Verdienſt, ausgelacht hätte? — Wenn ein Vertheidiger Richardſons antwortet, daß es die Liebe ſey, die Henrietten ſo reden mache: ſo kann ich nichts als bedauern, daß er eine Perſon zur Heldinn gewählt, bey der ſich die Liebe ſo ekelhaft äuſſert. — Aber der Stoff lag in ihrem Charakter, — ſo wie im Charakter aller Frauenzimmer — ſie anders reden zu laſſen. Stolz ſchweigt vor der Liebe. — Jetzt iſt Henriette ein Mittelding von beyden, voller hohen Anfoderungen, und ohne Rechte dazu; jetzt über alles Irrdiſche erhaben, und dann wieder voller Gefühle: ein wahrer Widerſpruch, — eine ſehr unangenehme Geſellſchafterinn! —

9.

Wenn der Maaßſtab des Erhabenen, Unermeßlichkeit, vereint mit Mannichfaltigkeit und Größe iſt: ſo kann es natürlich auch durch heftige Leidenſchaften in uns erweckt werden. Die Frage iſt alſo nur, welche Leidenſchaften es ſind, die dies vermögen?

Ehrgeiz, Kühnheit, Stolz, ſcheinen das Gefühl des Erhabenen in uns zu erwecken, wenn ſie nämlich denjenigen Grad von Größe und Unermeßlichkeit haben, der hierzu nöthig iſt. Aber

dies Gefühl iſt, wie bemerkt, eigentlich nichts, als Bewunderung. Daß uns dieſe Leidenſchaften daher in der Dauer nicht ſo anziehend, und überhaupt nicht ſo nützlich unterhalten können, als diejenigen, die mit der Bewunderung zugleich andre Gefühle in uns erwecken, das ſcheint von ſelbſt zu folgern; und wird durch die Erfahrung beſtätigt. — Zwar werden in jedem längern Werk die Wirkungen des Ehrgeizes, der Kühnheit, des Stolzes auf andre uns ſichtbar werden müſſen; und dieſe Wirkungen werden uns (beſonders wenn es, nach der Natur dieſer Leidenſchaften, über andre Perſonen verbreitete Leiden ſind) einige Unterhaltung gewähren; dies aber wird noch immer nicht die Langeweile erſetzen, welche wir durch die Hauptgegenſtände erhalten. Die Beyſpiele hierzu werden Jedem ſelbſt ſehr leicht einfallen. Oder ſoll ich einige Trauerſpiele des Corneille nennen, die, ungeachtet der Dichter Liebe hat hineinmiſchen wollen, von der kalten Unterhaltung zeugen, die großer Ehrgeiz, große Kühnheit oder großer Stolz uns verſchaffen? — Man erlaube es mir, zu denen Gegenſtänden überzugehen, die mit dem Gefühl des Erhabenen zugleich unſer Mitleid erregen können. —

Diejenigen Gegenſtände (es mögen Leidenſchaften oder ihre Thaten ſeyn), die ſehr lebhaft das

Gefühl

Gefühl der Selbſterhaltung, das iſt, eigennützige Leidenſchaften erregen, die erzeugen dadurch das Gefühl des Erhabenen in uns. Das Gefühl von Selbſterhaltung kann nicht erweckt werden, wenn nicht denen Gegenſtänden, die es erwecken ſollen, Schmerz, Gefahr, oder Untergang droht. Dies findet ſich nun bey verſchiedenen Leidenſchaften in andern, als bey Furcht, Schrecken, Zorn, Raſerey, Verzweiflung, Angſt, Reue, Wuth, Entſetzen; auch ſo gar bey der Betrübniß findet es ſich. —

Ein Philoſoph ſagt irgendwo: „Auch bey den überwältigenden Leidenſchaften kann ſich etwas Erhabenes zeigen; wir bewundern die Größe des Gegenſtandes, der das Leiden hervorbringt, und den wir in der leidenden Seele als in einem Spiegel erblicken.“ Doch dieſe Bewunderung der Größe des Gegenſtandes iſt nicht das einzige Gefühl, das, bey heftig leidenden Perſonen, ſich unſer bemächtigt, obgleich dieſe Größe nöthig zur Erweckung des Erhabenen iſt. Wenigſtens iſt Bewunderung allein ein zu kaltes, ein zu wenig dauerndes Gefühl, als daß der Dichter, von der bloßen Erregung der Bewunderung, ſich ſehr viel Anziehendes für ſein Werk verſprechen dürfe. Und dieſe Bewunderung allein entſteht vorzüglich nur, wenn wir die Perſonen das Leiden mit ſtarker Seele tragen, wenn wir ſie

den überwältigenden Leidenſchaften nicht unterliegen ſehen; und von dieſem Fall iſt hier die Rede nicht.

Man muß ſich hier erinnern, daß, wenn es heißt, die Erregung des Gefühls der Selbſterhaltung erwecke das Gefühl des Erhabenen in uns, dies nicht ſo viel ſagen wolle, als ob, wenn wir Raſerey, Verzweiflung, Furcht, Schrecken u. ſ. w. ſehen, wir eben das empfinden, was die Perſon empfindet, die dieſen Leidenſchaften unterliegt; und daß uns dies erheben würde. Dieſe Leidenſchaften erregen in denen, die wir vor unſern Augen daran leiden ſehen, ſo wenig das Gefühl des Erhabenen, daß, wenn wir, Leſer und Zuſchauer, eben dieſe Leidenſchaften empfinden ſollten, wir uns in den mehrſten ehe niedergedrückt als erhaben fühlen würden. Das Objektive iſt in dieſen Fällen ſehr ſorgfältig vom Subjektiven zu unterſcheiden; und dies geſchieht doch ſo ſelten, daß ſo gar Home es vergeſſen hat. Er ſagt von der Rache, daß ſie das Gefühl des Erhabenen nicht in uns erwecken könne, weil ſie den, der ſie fühlt, nie erhebe. Er ſpricht überhaupt allen eigennützigen Leidenſchaften die Erregung des Erhabenen ab; und man hat ihm dies ſo hingehn laſſen, ohne es nur einmal zu bemerken [h]).

Wir

h) Bey dieſer ganzen Materie verdient Burkes vorzüglich nachgeleſen zu werden.

Wir fürchten alſo nicht für uns den Untergang, die Gefahr, den Schmerz, die mit jenen Leidenſchaften, als Furcht, Schrecken u. ſ. w. verbunden ſind; nein, wir fürchten für die Perſonen, die von dieſen Leidenſchaften befallen ſind; — und nur in ſo fern iſt alſo Furcht und Schrecken in uns. Es iſt nicht wirkliche Furcht, nicht wirklicher Schrecken. Wären ſie es, ſo würden ſie nichts weniger als angenehm ſeyn. „Alle Leidenſchaften der Selbſterhaltung, ſagt Burkes, ſind ſchlechterdings verdrüßlich, wenn ihre Urſachen unmittelbar auf uns wirken; ſie ſind ergetzend, wenn wir die Vorſtellung von Schmerz und Gefahr haben, ohne ſelbſt in dem Zuſtande des Schmerzens zu ſeyn.“ —

Und da nun die Leidenſchaften der Selbſterhaltung, das heißt erhabene Gefühle, nicht in uns erregt werden können, ohne daß irgend eine Perſon in dem Werke leidet: ſo kann mit dieſem zugleich unſer Mitleid erweckt werden. Und dies iſt die Urſache, warum die Erregung dieſer Leidenſchaften in uns mit Recht von dem Philoſophen dem Dichter angeprieſen werden kann, weil dadurch die Ausbildung eines der edelſten Gefühle der Menſchheit, — und auf dieſe Art unſre Vervollkommung befördert wird. Die Vorſicht hat es ſo weiſe, ſo vortreflich geordnet, daß, indem wir auf die angenehmſte

Art

Art unterhalten werden, — wir es auch zugleich auf die, für die Menſchheit nützlichſte Art, werden können, — wenn der Dichter nicht zum Giftmiſcher für uns wird, und unſre Leidenſchaften für Gegenſtände erregt, die es nicht verdienen. Wäre das Erhabene hier bloß Nahrung für das Gefühl der Selbſterhaltung: ſo verdiente es nie die zweyte Stelle unter denen Gegenſtänden, deren Behandlung hier dem Romanendichter empfohlen wird. Er mag aus den Vorzügen dieſes Erhabenen ſehen, wie unrecht er handelt, wenn er es nicht braucht. — Ich will hier noch zwey Bemerkungen mittheilen. Einmal iſt dieſe in uns erregte Empfindung nicht mehr ein reines Gefühl, ſondern eine vermiſchte Empfindung, und daher ſo höchſt anziehend, wie wir es bemerkt haben. Zweytens folgert, daß die Kunſt des Dichters bey Gegenſtänden, die dieſe Empfindung erzeugen ſollen, auf die kräftigſte Art thätig ſeyn müſſe, damit wir an ihnen — ſchon angenommen, daß ſie richtig gewählt ſind, — alles das ſehen und gewahr werden, was dieſe vermiſchte Empfindung erregen kann. Das mehrere hievon in der Folge. —

Ich komme zu den Beyſpielen des Erhabenen, das aus überwältigenden Leidenſchaften entſtehen kann. — Es iſt bereits geſagt, daß der bloße Ausdruck einiger heftigen Leidenſchaften mehr Erhabe-

habenes zu beſitzen ſcheint, als die Thaten, die aus ihnen entſtehen. Der Ausdruck der glühendſten Rache im Makduff, als ihn ſein Freund (Malkolm) bey der Nachricht tröſten will, die ihm Roſſe eben bringt, daß nämlich Makbeth ſein Schloß überfallen, ſeine Frau, ſeine Kinder ermorden laſſen; dieſer Ausdruck, ſag' ich, erzeugt gewiß das Gefühl des Erhabenen in uns. Malkolm ſagt:

Be comforted!
Let's make us med'cines of our great revenge
To cure this deadly grief.

Makduff antwortet:

He has no childern! Er (Makbeth) hat keine Kinder.
Trag. of Makb. Act. IV. Sc. 6.

aber die Ausführung dieſer Rache ſelbſt, die That, hat ſo wenig Erhabenes und ſo wenig Anziehendes, daß Shakeſpear, der ſonſt gewiß keine franzöſiſchen Bedenklichkeiten kennt, ſie ſo gar vom Theater entfernt hat. Makbeth und Makduff treffen ſich zwar auf demſelben, und haben eine zum Theil wirklich ſchreckliche Unterhaltung; aber, noch fechtend, verlaſſen ſie es beyde. Das, was Shakeſpear ſo gern entfaltet, das Herz der Perſonen, hatte hier nun nichts mehr zu thun; — ſie eilen fort.

Eben dies würde ſich ſehr leicht von all' den genannten Leidenſchaften zeigen laſſen. Man höre den

den Lear im Shakeſpear reden; und ſehe nachher nur das, was er als Wahnwitziger gethan hat, das heißt, die wirklichen Thaten des Wahnſinnigen: werden wir noch eben ſo viel empfinden, als vorher? — Es verſteht ſich von ſelbſt, daß hier von denen Thaten, von denen Unternehmungen die Rede iſt, die in dem höchſten Grade einer Leidenſchaft, — in dem Grade, worinn ſie das Gefühl des Erhabenen erzeugen kann — wirklich werden können. —

Auch von Kühnheit und von Ehrgeiz gilt dies, wenn wir ſie in den Werken der Nachahmung ſehen. Da das Gefühl der Bewunderung ſchon ſeiner Natur nach ein kaltes Gefühl iſt: ſo iſts für den Dichter deſto nothwendiger, uns diejenige Seite der gedachten Leidenſchaften zu zeigen, die die mehrſte Theilnehmung erregt. — Ich führe hier einige Beyſpiele an, worinn mir der Ausdruck kühner und ehrgeiziger Geſinnungen erhabener dünkt, als alle Thaten dieſer Leidenſchaften. Glover hat in ſeinem Leonidas den bekannten Zug aus der griechiſchen Geſchichte genützt [i]), wo Dieneces bey Thermopile, als es heißt, daß die Pfeile der Perſer die Sonne verfinſtern würden, ſagt:

Then

i) Aus dem 7ten Buch des Herodots.

Then ſhall we join in the ſhade,
Dann werden wir im Schatten fechten.

Ich habe dieſen Zug aus dem Dichter deßwegen genommen, weil ich zugleich die Thaten des Dieneces dagegen halten kann; aber ich geſteh' es, daß ich in all' den Unternehmungen der griechiſchen Helden nichts gefunden habe, das nur halb ſo viel das Gefühl des Erhabenen in mir erzeugt hätte, als dieſe paar Worte. Eben ſo iſt die Antwort, die der ſterbende Warwick in einem Trauerſpiele des Shakeſpear giebt, äußerſt erhaben, und zeigt von eben ſo viel Kühnheit, als die Antwort des Dieneces [k]):

Sommerſet: Ah Warwick, Warwick, wert thou as we are,
We might recover all our loſſes again.
The Queen from france hath brought a puiſſant power;
Ev'n now we heard the news. Ah! could'ſt thou fly!
Warwick: Why, then I would not fly!

Aber wenn Warwick nun auch geſund geworden wäre, und alles das gethan hätte, was ſo eine Antwort

k) Sommerſet: Ach Warwick, Warwick, wärſt du wie wir ſind; wir könnten all' unſern Verluſt wieder erſetzen. Die Königinn hat ein mächtig Heer aus Frankreich herüber gebracht; eben jetzt hörten wir es. Ach! könnteſt du fliehen! — Warwick: Dann würd' ich nicht fliehen!

wort verſpricht: ſo glaub' ich doch nicht, daß ich irgend eine That von ihm hätte hören können, die das Gefühl des Erhabenen, in mir wenigſtens, ſo lebhaft erzeugt hätte, als dieſe Antwort.

So wie es ſich mit der Kühnheit verhält, eben ſo verhält es ſich auch mit dem Ehrgeiz. Alle die Thaten, die Cäſars Ehrgeiz unternahm, wirken nicht ſo mächtig auf mich, als ein paar Worte von ihm, die nur der Ausdruck dieſer Leidenſchaften ſind. Plutarch läßt ihn, auf ſeiner Reiſe nach Gallien, bey einem kleinen Städtchen ſagen: „Lieber der erſte hier, als der zweyte in Rom!“

Alles dies geht ſehr natürlich zu! Der Gründe können mancherley ſeyn, warum die Sache ſich nicht anders zutragen kann; mir ſey die Anführung des wichtigſten genug! In den Thaten dieſer Leidenſchaften ſehen wir nicht das, was wir ſehen wollen, und was wir in dem bloßen Ausdruck erkennen, — das, was allein uns in Bewegung ſetzen kann: die innre Gemüthsverfaſſung der Perſon. An dieſem Innern iſt, wenn wir bewegt werden ſollen, das mehrſte gelegen.

Einem Irrthum muß ich zuvorkommen, zu dem das Vorhergehende vielleicht Anlaß geben möchte. Man könnte glauben, als ob ich durch den Werth, den ich auf den bloßen Ausdruck der Leidenſchaften

lege,

lege, ihre Thaten ſelbſt gar nicht ſehen wollte. Dies wäre eine unſinnige, unmögliche Foderung. Alle Leidenſchaften gehen weiter, als bis zu Worten, und müſſen weiter gehen, wenn wir ſie für ächt, uns nicht für betrogen halten, und den Schwätzer nicht verachten ſollen. Aber dieſe Thaten machen nur nicht den Eindruck, den der Ausdruck der Leidenſchaften macht. Und in dieſem Ausdruck ſelbſt kann **Handlung** genug liegen, wie wir in der Folge ſehen werden. — Es ſey ferne von mir, daß ich, auch nur auf die entfernteſte Art, zu dem Argwohn Anlaß geben ſollte, als ob ich z. B. die **Erzehlung** der Kataſtrophe im Trauerſpiel höher ſchätzte, als die Ausführung vor unſern Augen. Außer den Veranlaſſungen, die in der Natur des Drama, und in ſeiner Einrichtung liegen können, vermöge welcher die raſcheſte Ausführung der That, in vielen Fällen, nothwendig iſt, wenn wir nicht ganz kalt werden ſollen, iſt es ein ander Ding, gar **keinen** Eindruck machen, oder nur einen **wenigern** Eindruck machen. Ich habe von den Thaten der heftigen Leidenſchaften geſagt, daß ſie **wenigern** Eindruck machten, als die wörtlichen Aeußerungen dieſer Leidenſchaften, und nicht, daß ſie **gar keinen** machten. Gar **keinen** Eindruck nun, wenigſtens einen herzlich flachen Eindruck machen jene Erzehlungen, mit denen uns verzärtelte Dichter,

 von

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

von den Kataſtrophen ihrer Werke, beehren. Und dies geht ſehr natürlich zu. Erſtlich ſind wir vorher zu lebhaft unterhalten worden, als daß wir nicht, beym bloßen Hören abkühlen — und Langeweile leiden müßten. Ferner verlieren wir, durch die Erzehlung, in ſolchen Fällen, gewöhnlich alle die Abſtuffungen, alle die Grade, die die Leidenſchaft, ſo zu ſagen, hat hinaufſteigen müſſen, um zur That zu kommen: ein Verluſt, den keine Erzehlung erſetzen kann. Ich habe vom Shakeſpear geſagt, daß er die Vollziehung der Rache Makdufs vom Theater entferne; aber daß er ſie nicht ehe entferne, als bis er uns nichts mehr von den Herzen, von den Leidenſchaften der Perſonen zeigen kann. Mit dieſen hat es der Dichter zu thun; dieſe führe er bis zur nöthigen Höhe. Das Morden und Würgen iſt **Händearbeit**; das kann man vom Klopfechter lernen; es braucht des Dichters nicht. Aber wenn uns jenes entzogen wird, indem wir dieſes nicht ſehen; wenn uns das **Wie** der Sache, wodurch ſie wirklich geworden iſt, entzogen werden muß, ſo bald man ſie uns nur erzehlt: ſo — weg mit aller Erzehlung! In dem Drama der Neuern kann nichts liegen, (wie vielleicht im Drama der Alten,) das die Erzehlung mehr, als die Ausführung, begünſtige! —

Nur

Nur von ſolchen, von ähnlichen Thaten der Leidenſchaften; von Thaten, zu welchen wir nichts bedürfen, als etwan unſre Hände oder Füße; von Thaten, die durch den Körper allein ausgeführt werden, war die Rede, als ich behauptete, daß Thaten der Leidenſchaften weniger Eindruck machten, als ihre Aeußerung in Worten. —

Die Folgen, die ſich aus allen dieſem ziehen laſſen, ſcheinen nicht die günſtigſten für den Roman zu ſeyn. Es iſt der dramatiſche Dichter, der uns vorzüglich mit den Empfindungen ſeiner Perſonen unterhalten kann, an ſtatt, daß der Romanendichter gewöhnlich zu Beſchreibungen ſeine Zuflucht nehmen muß. Und wenn wir, zu dieſem Vorzuge des Drama, die wirkliche Vorſtellung, Miene, Ton der Stimme, Stellung der Perſon hinzudenken, wie ſie jedem Ausdruck mehr Kraft, mehr Leben geben, und auf dieſe Art natürlich mächtiger ins Herz dringen: ſo iſts kein Wunder, daß der Romanendichter ſo weit zurück bleibt. Dies muß ihn aber nicht abſchrecken! Es feure ihn ehe zum Wetteifer an. — Warum ſollte, in heftigen Situationen, dem Romanendichter der Dialog, — wenigſtens der Monolog verwehrt ſeyn? Die Aeußerung der Leidenſchaften fodert Worte, fodert Rede: ſoll der Dichter ehe der Natur, als den willkührlichen Einrichtungen der Kunſt entſagen?

gen? — Das mehrere hierüber in der Folge! — Bis zu ausgemachter Sache alſo, und wenn uns die Perſonen des Romans nicht mit ſolcher Schicklichkeit, als die dramatiſchen, ihre Empfindungen entfalten können: ſo thue es der Dichter an ihrer Statt! Er kann uns die Räder zeigen und das Werk zerlegen, um uns zu lehren, warum der Zeiger dies vielmehr als jenes gewieſen hat. Er laſſe innre und äußre Geſchichte genau Schritt mit einander halten, er .... doch ich will nicht das vorher weggreifen, was an einen andern Ort gehört. — Die Wichtigkeit der Sache hat mich nur verführt.

10.

Ich habe ferner bereits geſagt, daß die Veranlaſſung zu heftigen Leidenſchaften uns gerecht dünken muß, wenn dieſe Leidenſchaften den gehörigen Eindruck machen ſollen. Ich wiederhole dieſe Bemerkung hier, ehe ich zu den Beyſpielen übergehe, die ich von erhabenen Leidenſchaften zu geben gedenke. Daß ich dieſe Beyſpiele lieber aus dramatiſchen Dichtern nehme, darüber habe ich mich ſchon in der Vorrede erklärt.

Es iſt bemerkt, daß diejenigen Leidenſchaften, und ihre Thaten, die die zweyte Art vom Gefühl des Erhabenen in uns erzeugen ſollen, ſich auf

Schmerz

Schmerz und Gefahr beziehen müſſen, wenn ſie dies Gefühl erwecken wollen.

Mächtige Furcht in andern erregt gewiß das gedachte Gefühl der Selbſterhaltung ſehr lebhaft. Im Trauerſpiel Makbeth hört Makbeth, nach dem Morde am Dunkan, eben da ihn ſeine Gemahlinn verläßt, ein Pochen; er ſtürzt auf, und ruft aus:

Whence is that knocking?
How is't with me, when every noiſe appals me!

„Was iſt das für ein Pochen? — Wie iſt's „mit mir, wenn mich jedes Geräuſch blaß „macht!“

Die ganze fünfte Scene in dem dritten Akte dieſes Trauerſpiels kann uns all' das Erhabene, das der **Schrecken** in uns zu erzeugen vermag, lehren. Ich würde aus dieſem Trauerſpiel mehr als ein Beyſpiel nehmen können, wenn es ſonſt der Raum geſtattete. Ich ſchränke mich auf einige Stellen ein. Makbeth hat den Banko ermorden laſſen; — er giebt ein groß Gaſtmahl, — die Gäſte ſitzen, — Makbeths Stuhl iſt leer, — er hat eben den Mörder des Banko abgefertigt, — nähert ſich dem Tiſch — Roſſe bittet ihn, ſich zu ſetzen, und er ruft ſtarrend:

The table's full!

„Der Tiſch iſt voll.“

Man zeigt ihm ſeinen Platz, (denn keiner ſieht den Geiſt des Banko, als er) er hört aber auf keinen mehr, ſondern ſetzt hinzu:

Which of you have done this?

„Wer von euch hat das gethan?“

Dann wendet er ſich an den Geiſt:

Thou can'ſt not ſay I dit it: never ſhake
Thy goary locks at me.

„Du kannſt nicht ſagen, daß ich es that;
„ſchüttle nicht deine blutige Locken gegen mich.“

Zu ſeiner Gemahlinn, die ihm Vorwürfe macht, ſagt er:

Pr'y thee ſee there!
Behold! look! loe how ſay you?

„Bitt' dich, ſieh her! ſieh! ſchau! he, was
„ſagt ihr?“

Dann zeigt er mit dem Finger auf den Geiſt.

Why, what care I, if thou can'ſt nod, ſpeak too —

„Wie? was frag ich darnach? wenn du win-
„ken kannſt, ſprich auch!“

Hierauf verſchwindet der Geiſt; — Makbeth nähert ſich ſeinem Stuhl; — er muß, (obwohl aus eigner Bewegung) Banko's Geſundheit ausbringen; und der Geiſt ſteigt von neuem empor:

Avaunt!

Avaunt! quit my ſight! let the earth hide thee:
Thy bones are marrowleſs; thy blood is cold;
Thou haſt no ſpeculation in thoſe eyes
Which thou doſt glare it.

„Weg! aus dem Geſicht! daß die Erde dich
„verberge! Deine Gebeine ſind ohne Mark;
„dein Blut iſt kalt; du haſt keine Sehkraft in
„dieſen Augen, mit welchen du mich ſo anſtarreſt.“

Wiel. Ueberſezung.

Seine Gemahlinn ſucht ihn bey den Anweſenden zu entſchuldigen; aber er hat nichts, als den Gegenſtand ſeines Schreckens vor ſich:

What man dare, I dare.
Approach thou like the rugged ruſſian bear,
The arm'd rhinoceros, or Hyrcanian tyger,
Take any ſhape, but that, and my firm nerves
Shall never tremble; or be alive again,
And dare me to the deſart with thy ſword;
If trembling I inhibit, then proteſt me
The baby of a girl. Hence horrible ſhadow,
Unreal mock'ry hence! Why ſo — be gone!

„Was ein Mann darf, darf ich auch. Erſcheine
„wie ein Bär, wie ein gewaffneter Rhinoceros,
„wie ein hyrkaniſcher Tiger; nimm welche
„Geſtalt du willſt, nur nicht dieſe; und
„meine Nerven ſollen nicht zittern! Oder lebe
„wieder auf, und fodre mich zum Zweykampf
„in die Wüſte; wenn ichs dir zitternd abſchlage,

„ſo nenn mich eine Kinderpuppe. Weg, ſcheuß-
„licher Schatten, blendend Schreckbild, weg!
„Wie, ſo — fort!“

Der Geiſt verſchwindet; und Makbeth ſetzt ſogleich hinzu:

I am a man again —

„Ich bin wieder ein Mann“ — und nun bittet er auch ſeine Gäſte, ſitzen zu bleiben. —

Ich habe mich bey dieſer Scene lange aufgehalten; und könnte noch einiges hinzuſetzen, das gleichſam den Nachtrab des Schreckens ausmacht; aber ich will nicht gern zu weitläuftig ſeyn. Ein Kommentar über dieſe Stelle könnte allen jungen Dichtern lehrreich werden, die eine ſolche Situation zu behandeln haben. Im Anfang ſtößt Makbeth nur einzelne, wenige Worte heraus; mit jedemmale ſagt er etwas mehr; aber ſein Schrecken bleibt in jedem Worte lebendig. Seine Leidenſchaft, aufs höchſte aufgebracht, erhält ſo gar Zuſammenhang in ſeinen Worten; er kann nichts anders ſagen, als was ſich auf Banko's Geiſt bezieht. Wie er nachdenken kann, zeigt ſich die Verwirrung deſto größer in ſeinen Reden:

It will have blood, they ſay; blood will have blood &c.

„Es will Blut haben, ſagen ſie; Blut fodert
„Blut u. ſ. w.

Man

Man bemerke ferner, daß Makbeth mit den ſchrecklichſten Ungeheuern lieber zu thun haben, als den Mann ſehen will, deſſen Mörder er geworden iſt. Doch ich enthalte mich fernerer Bemerkungen, da ich hier nicht zeigen will, wie man den Schrecken behandeln müſſe, um ihn wahrhaft zu behandeln; aber ich empfehle das Studium dieſer Scene, und des ganzen Trauerſpiels allen Dichtern, die uns zugleich das Erhabene dieſer Art lehrreich machen wollen. Wer anders, als ein wirklich Strafbarer, kann ſo fühlen, ſo ſprechen? — Daraus ſehe man, wie nützlich dies Erhabene gemacht werden könne, wenn man ſolche Charaktere zu behandeln hat.

II.

Vom Zorne hab' ich bereits geſagt, daß die Veranlaſſung dazu, ſo wie bey allen heftigen Leidenſchaften, wichtig ſcheinen müſſe, wenn die heftigen Ausbrüche deſſelben in uns das Gefühl des Erhabenen erzeugen ſollen. Der alte Lear hat ſeinen beyden Töchtern ſein Königreich eingetheilet, und ſie an die Herzoge von Albanien und Kornwall verheyrathet. Er hat ſeinen Töchtern alles gegeben, und die älteſte, Gonerill, will ihm nicht einmal geſtatten, daß er ſeine ausbedungene hundert Ritter in ihrem Hauſe behalten ſolle; er ſoll die Hälfte ab-

danken; ſie klagt über die Leute, und über den alten Vater ſelber; — er ſucht ſeines Zornes und ſeines Jammers Meiſter zu werden; — kurze Ausbrüche entwiſchen ihm; — aber er faßt ſich immer noch wieder; — er will es nicht denken, daß es ſeine Tochter iſt, die ihn ſo beleidigen kann; — man ſieht aber das Ungewitter mit jedem Worte näher kommen; — endlich faßt er den Entſchluß, zu ſeiner andern Tochter zu reiſen. — Gonerill ſchmäht noch fort, — und nun bricht er, aber nur auf einen Augenblick, in eine ſchreckliche Verwünſchung dieſer Gonerill aus, die aber lange den Ungeſtüm nicht hat, den ſeine nachherigen Ausbrüche haben, wie dies, nach der ganzen Situation, auch ſehr natürlich war, und vom Shakeſpear ganz vortreflich behandelt iſt:

Hear, Nature, hear; dear Goddeſs, hear a father!
Suſpend thy purpoſe, if thou didſt intend
To make this creature fruitful:
Into her womb convey ſterility,
Dry up in her the organs of increaſe,
And from her derogate body never ſpring
A babe to honour her. If ſhe muſt teem,
Create her child of ſpleen, that it may live,
And be a thwart diſnatur'd torment to her;
Let it ſtamp wrinkles in her brow of youth,
With candent tears fret channels in her checks;
Turn all her mothers pains and benefits
To laughter and contempt; that ſhe may feel,

How

How ſharper than a ſerpent's tooth it is
To have a thankleſs child.

Act. I.

„Höre mich, Natur! höre einen Vater! hemme deinen Vorſatz, wenn er war, dies Geſchöpf fruchtbar zu machen. Banne Unfruchtbarkeit in ihren Schoos! — Muß ſie aber gebähren, ſo erſchaff' ihr Kind aus Galle, und laß es leben, ſie ohne Raſt mit unnatürlicher Bosheit zu peinigen; laß es Runzeln in ihre junge Stirne graben, und mit glühenden Thränen Kanäle in ihre Wangen ätzen; laß es alle ihre Mutterſchmerzen mit Hohngelächter, all' ihre Wohlthaten mit Verachtung erwiedern, damit ſie fühle, wie viel ſchärfer als einer Schlange Biß es iſt, ein undankbares Kind zu haben.“ —

Wiel. Ueberſetzung.

Nach einigen Augenblicken legt ſich dieſer Zorn; — er ſchämt ſich deſſen; — ſein volles Herz bricht in Thränen aus; — aber Gonerills Undankbarkeit erregt ſeine Wuth bald wieder; — er reiſet ab, und kömmt zu ſeiner zweyten Tochter, Regan.

Es iſt natürlich, daß dieſe ganze Begebenheit den, von Natur empfindlichen Mann noch empfindlicher machen mußte, als er es vorher war; er bricht jetzt weit leichter in Zorn aus, wenn er einmal dazu gebracht worden iſt. Wie er bey ſeiner

ſeiner zweyten Tochter ankömmt, läßt ſich dieſe, eben ſo undankbar, wie die älteſte, für krank angeben; er kann weder ſie, noch ihren Mann ſo gleich ſprechen, und wie er eine beſſere Antwort, als dieſe Entſchuldigung haben will, ſo ſagt Gloſter etwas von der feurigen Gemüthsart des Herzogs der unbeweglich. . .

Lear: Vengeance! plague! death! confuſion! —
Fiery? what fiery quality, why, Gloſter
I'd ſpeak with the Duke of Cornwal, and his wife.
— — — — — — —
The King would ſpeak with Cornwal. The dear father
Would with his daughter ſpeak, commands her ſervice.
Are they inform'd of this? my breath and blood!
Fiery? the fiery duke? tell the hot duke, that —

Act. II. Sc. 10.

„Rache! Peſt! Tod! Verderben! feurig? was feurige Gemüthsart? Wie? Gloſter, ich will mit dem Herzog von Kornwal reden, und ſeinem Weibe.“ —

Man bemerke, daß hier die Heftigkeit ſchon wieder etwas geſunken iſt, die ſo ſchnell und ſo hoch mit einemmale ſtieg; es fallen noch einige Worte zwiſchen ihm und dem Gloſter vor; und dann erfolgt das übrige:

„Der König will mit Kornwal reden; der Vater will mit ſeiner Tochter reden; befiehlt ihr, ihm

ihm aufzuwarten. Sind ſie deſſen berichtet? — Mein Athem! mein Blut! feurig? der feurige Herzog? Sägt dem heißen Herzoge, daß — “

Wiel. Ueberſetzung.

In dieſem zweyten Theil der Rede ſteigt der Zorn allmählig wieder bis zu der Heftigkeit, mit welcher er vorher ſo gleich ausbrach. Man ſieht, daß der alte Mann mit jedem Augenblick weniger Meiſter ſeiner ſelbſt iſt. Und wenn man den ganzen Charakter des Lear ſtudiren wollte: ſo würde man finden, wie bewundernswürdig der Dichter ihn behandelt hat. Dies Trauerſpiel iſt gewiß eins von denjenigen, die den tiefſten und rührendſten Eindruck machen. Mit all' ſeiner Heftigkeit bleibt uns Lear verehrungswürdig; der Dichter hat es ſo angelegt, daß er in dieſen Zorn ausbrechen muß; aber ſeine Mühe, ſich zu faſſen, — ſeine Rückfälle zur Sanftmuth machen ihn uns ſchätzbar; und ſein Unglück höchſt mitleidswürdig. Wenn ich einen Kommentar über den Shakeſpear ſchriebe: ſo müßte ich hier noch viel ſagen. Jetzt will ich es alles darinn zuſammenfaſſen, daß ich jedem jungen Dichter rathe, uns den Zorn eines Mannes ſo zu ſchildern, wie der Engländer es hier im Lear gethan hat, wenn dieſer Zorn das Gefühl des Erhabenen erzeugen ſoll. —

Was

Was ich von den Urſachen geſagt habe, die den Zorn veranlaſſen müſſen, gilt eben ſo ſehr von der Raſerey. Die vorhergehende Zuſtände der Perſon müſſen uns dieſe als eine nothwendige Folge aus ihnen zeigen; ſie müſſen ſo beſchaffen ſeyn, daß aus ihnen nichts, als dieſer ſchreckliche Zuſtand erfolgen konnte. Je außerordentlicher, je wichtiger die Sache, je wichtiger müſſen die Veranlaſſungen ſeyn! Es verſteht ſich von ſelbſt, daß eine ſo heftige Bewegung kleinere vorhergehende Bewegungen haben muß; und daß alſo dieſe vorhergehenden Zuſtände keine ruhige Situationen geweſen ſeyn können. Ich weis dies nicht anſchauender zu zeigen, als wenn ich die Beyſpiele aus dem Charakter eben des Lear nehme, deſſen Gemüthsverfaſſung wir nun ſchon kennen. —

Der alte Mann verſucht es nun mit Güte und mit Schmeicheleyen, und mit Bitten bey ſeiner zweyten Tochter, um ſich bey ihr zu erhalten; er klagt über Gonerill; aber Regan giebt ihr Recht; — Gonerill kömmt ſelber; — Regan weißt ihm die Thür, und heißt ihm ſein Gefolge abdanken; — er ſoll mit Gonerill zurückkehren; — der alte Mann wird ſchwach; er bittet ſeine Tochter, ihn nicht wahnwitzig zu machen; — er macht beyden die rührendſten Vorwürfe; aber ſie beſtehen auf ihrem Sinn, daß er alles Gefolge verabdanken,

und

und ſich von ihren Leuten bedienen laſſen ſoll. — Man ſieht den Wahnſinn kommen; der alte Mann fleht alle Himmel und Geduld an; und verläßt in voller Ungeduld ſeine beyden Töchter und das Haus; — die Nacht bricht an; alle Winde ſtürmen, der Himmel iſt voll Feuer, und die Erde erbebt vom Donner, kein Menſch wohnt da herum Meilenweit auf der Heyde — man ſchließt die Thüre des Schloſſes ab. — Nun bedenke jeder ſelber, ob ihm irgend etwas unwahrſcheinlich noch iſt, wenn er den alten Lear auf freyem Felde, bey dauerndem Ungewitter, höret [1]):

Spitz

1) Ein Franzoſe würde lachen, wenn man ihm ſagte, daß Shakeſpear das Verlegen der Scenen beſſer verſtanden, als all' ihre großen Meiſter; und daß keiner, ſo wie er, den rechten Ort zu wählen gewußt habe. Warum iſt die Scene im zweyten Akt des Lear lieber auf dem Schloſſe des Gloſter, als in der Reſidenz des Herzogs von Albanien? dahin wollte ja Lear: warum mußt' er ſich mit ſeiner Tochter hier treffen? Ich weis nicht, daß ich irgend eine Bemerkung hierüber geleſen hätte. Wenigſtens iſt die nicht genug, daß die Tochter ihm aus dem Wege reiſen wollen; und ihn alſo hier ehe, als in ihrem Pallaſt treffen müſſen; auch die nicht, daß Gloſter der Liebhaber der einen Tochter war, und ſie alſo zu ihm kam; dieſe Umſtände machen nur die ganze Zuſammenkunft hier wahrſcheinlicher; — aber wenn aus dem alten Lear das werden ſollte, was er wirklich wurde: ſo mußte er nicht Troſt und Zerſtreuung von Menſchen haben können; dieſe würde er in einer Reſidenz gefunden haben; aber in einem einzeln gelegenen Schloſſe

Spit fire, ſpout rain!
Nor rain, wind, thunder, fire are my daughters;
I tax you not, you elements, with unkindneſs,
I never gave you Kingdoms, call'd you childern.
You owe me no ſubmiſſion. Then let fall
Your horrible pleaſure; here I ſtand your ſlave,
A poor, infirm, weak, and deſpiſ'd old man!
And yet I call you ſervile miniſters,
That have with two pernicious daughters join'd
Your high engender'd battles, 'gainſt a head
So old and white as this. — Oh, Oh! 't is foul! —

„Spey Feuer! ſtröme Regen! weder Regen noch Wind, Donner noch Blitze ſind meine Töchter; ich beſchuldige euch keiner Unfreundlichkeit, ihr Elemente; ich gab euch keine Königreiche, ich nannte euch nie meine Kinder, ihr ſeyd

Schloſſe konnt' er ſie nicht finden, und daß Meilenlang herum kein Menſch lebte. Man ſehe alſo, wie weislich Shakeſpear eben dieſen Ort gewählt habe, um dem Verſtande des alten Lear den letzten Stoß zu geben, und wie er zugleich die Zuſammenkunft hier wahrſcheinlich zu machen gewußt. Und wars Tradition, die die Scene hierher verlegt hatte: ſo ſehe man, wie der Dichter die Lage des Orts zu nützen verſtanden. — Ich ſchiebe hierinn, wie die Erklärer ſo gerne thun, dem Dichter nichts unter; Gloſter ſagt ſelber, wie der alte Lear: „Auf manche Meilen herum iſt hier kein Menſch.“ — Und wenn die Reſidenz des Herzogs von Albanien, nach damaliger Zeit, auch nichts mehr als ein ſolches Kaſtel, wie das vom Gloſter war, ſo iſts ſehr begreiflich, daß es wenigſtens in einer mehr angebauten Gegend gelegen habe.

ſeyd mir keinen Gehorſam ſchuldig. So laßt denn euer entſetzliches Vergnügen fallen; hier ſteh' ich, eu'r Sclave, ein armer, entkräfteter, ſchwacher, und verachteter alter Mann! Und doch ſeyd ihr nur knechtiſche Diener, die, in Verſtändniß mit zwo verderblichen Töchtern, eure donnernden Schlachten gegen einen ſo alten und weißen Kopf richtet. — oh! das iſt niederträchtig!" —

Noch raſet der alte Mann hier nicht wirklich; aber wir nähern uns mit jedem Schritte dem völligen Ausbruch der Raſerey immer mehr. Man ſieht, wie heftig ſein Unglück ihm in ſeinem Marke naget; und dies Unglück iſt **unaufheblich**. Die Folge von ſo einem Zuſtande iſt natürlich Raſerey. Ich folge daher dem Dichter Schritt vor Schritt, um alle vorhergehende Zuſtände des alten Lear den Leſern vorzuhalten, damit ſie ſich überzeugen, wie höchſt wahrſcheinlich dieſe Raſerey endlich erfolgt. Ich muß noch erinnern, daß der Dichter, der Natur gemäß, im Anfange, heftigere mit ruhigern Stellen abwechſeln läßt. In einem Ende, und in einem Tone fort geht keine Leidenſchaft. So iſt, z. B. die Rede des Lear, die dieſer vorhergeht, und welche die erſte iſt, die wir von ihm, in ſeinem jetzigen hülfloſen Zuſtande hören, weit heftiger als dieſe:

Blow winds, — rage, blow!
You cataracts and hurricanes, ſpout
Till you have drencht our ſteeples —
You ſulph'rous and thought-executing fires,
Singe my white head. And thou all ſhaking thunder,
Strike flat the thick rotundity o'th' world;
Crack nature's mould, all germins ſpill at once
That make ingrateful man.

„Blaſet, ihr Winde! wüthet! blaſet! Ihr Wolkenbrüche und Orkane, ſpeyet Waſſer aus, bis ihr unſre Glockenthürme überſchwemmt. — Ihr ſchwefelichten, meine Gedanken ausrichtenden Blitze, ſenget mein weißes Haupt, und du allerſchütternder Donner — zerbrich die Form der Natur, und zerſtücke auf einmal all' die urſprünglichen Keime, woraus der undankbare Menſch entſteht.“

Auf dieſer Höhe konnte ſich die Leidenſchaft nicht erhalten. So wie der alte Lear mit ſeinem Zuſtande bekannter wird, ſinkt ſie hinunter; der erſte Ausbruch iſt immer lebhafter; aber ſo wie er etwas mäßiger nach dem erſten Anfall wird: ſo ſteigt er ſo gleich, da ſein Zuſtand eben derſelbe bleibt, und die Ueberlegung ihm nichts beſſers zeigt, zu der vorigen Höhe ſehr ſchnell.

Ich weis, daß die Empfindung, die durch dieſe und die erſtere Stelle in uns erregt wird, zugleich ſehr viel Rührendes enthält, das ihr ſo wohl die

die ganze Situation des alten Lear, und ſein un⸗überſchwenglich Unglück, als auch die Kunſt des Shakeſpear giebt, der alles ſo geordnet, und die Rede ſo eingerichtet hat, daß man den mächtigen Einfluß aller Leiden des Lear auf ſeinen Geiſt ſiehet; aber ich getrau' es mich zu ſagen, daß ohne dieſen Zuſatz zu unſerer Empfindung, welche aus der größern Empfindlichkeit des Leidenden entſteht, die ganze Situation des Lear gar nichts Anziehendes mehr behalten haben würde. Um ſich hiervon zu überzeugen, darf man nur den raſenden Herkules des Seneka gegen den Lear halten; und mit den vor⸗gehenden könnte man das Poltern manches fran⸗zöſiſchen Helden vergleichen, wenn ſich nicht eine Stelle aus einem Claſſiſchen Dichter anführen ließe, die die obige Bemerkung beſtätigen wird. Pro⸗metheus, in dem Trauerſpiele des Aeſchylus, das ſeinen Namen führt, iſt bereits an den Kaukaſus angeſchmiedet; Merkur hat ihm noch härtere Strafen vom Jupiter gedroht, um ſein hartes Herz zu erweichen, und Prometheus ſagt:

— — ἐπ᾽ ἐμοι ῥιπτεσθω μεν
Πυρος ἀμφηκης βοςρυχος, αἰθηρ
Δ᾽ ἐρεθιζεσθω βροντη, σφακελω
Τ᾽ ἀγριων ἀνεμων· χθονα δ᾽ ἐκ πυθμενων
Αυταις ῥιζαις πνευμα κραδαινοι,
Κυμα δε ποντȣ τραχει ῥοθιω

Συγχωσειεν, των τ᾽ οὐρανιων
Αστρων διοδους, ἐς τε᾽ κελαινον
Ταρταρον ἀρδην ῥιψειε δεμας
Τοὐμον, ἀναγκης στεῤῥαις δινais
Παντως ἐμε γ᾽ οὐ θανατωσει.

Aeſchyl. Prom. 1042. f.

„Laß den Donnerer ſeine zackigten Blitze auf mich herabſchleudern, und den Aether mit raſenden Ungewittern durchſtürmen; laß die Erde durch den Sturm bis auf den Grund erſchüttern, und die ſauſenden Wogen des Meeres und die himmliſchen Geſtirne untereinander miſchen; laß ihn meinen Leib, mit den Stricken des Verhängniſſes gebunden, in den ſchwarzen Schlund des Tartarus hinunter ſtürzen: mich ſoll er nicht tödten.“

Ohne daß ich hier die Situation des Prometheus mit der Verfaſſung des Lear vergleichen, und den Shakeſpear auf Koſten des Aeſchylus erheben will, ſag' ich nur, daß die letztere Stelle für uns lange nicht ſo anziehend iſt, als die Rede des Lear. In dem Charakter des Prometheus, als Halbgott, und als ein empfindend Weſen betrachtet, ferner in der Denkungsart des damaligen Zeitalters, und in den Uebeln ſelbſt, die ihn treffen, mit einem Wort, in der ganzen Lage der Sachen, können Bewegungsgrün-

gründe liegen, warum Aeſchylus ihn vielmehr ſo, als anders ſprechen läßt; dieſe Rede ſelbſt aber wirkt nicht ſo mächtig auf uns, als die mehr jammernde des Lear. Mehr als ein Gefühl entſteht in uns, wenn wir dieſen hören. —

Mitten in dem ſchrecklichen Ungewitter kommt nun ſein treuer Kent zu ihm, (den er aber nicht kennt) — er ſucht ſich zu faſſen, — „er will das Muſter aller Geduld ſeyn, er will nichts ſagen;“ aber kaum gedenkt Kent der Schrecklichkeit dieſer Nacht: ſo bricht der alte Mann wieder los:

Let the great Gods,
That keep this dreadful pow'r o'er our heads,
Find out their ennemies now. Tremble thou wretch,
That haſt within thee undivulged crimes
Unwhipt of juſtice! Hide thee thou bloody hand;
Thou perjur'd, and thou ſimular of virtue,
That art inceſtuous. Caitiff ſhake to pieces,
That under covert, and convenient ſeeming
Has practis'd on man's life. Cloſe pent up guilts,
Rive your concealing continents, and aſk
The dread full ſummoners grace! — I am a man
More ſinn'd againſt than ſinning.

Act. III. Sc. 3.

„Jetzt mögen die großen Götter, die dieſes entſetzliche Getöſe über unſern Häuptern machen, ihre Feinde aufſuchen. Zittre du Unglückſeliger, deſſen unentdeckte Verbrechen der Ruthe der

Gerechtigkeit entgangen ſind! Verbirg dich, du blutige Hand, du Meyneidiger, du blutſchänderiſcher Heuchler der Tugend; zerfall in Aſche, Böſewicht, der unter dem Schein der Freundſchaft nach dem Leben eines Menſchen getrachtet hat. Ihr geheimen verſchloſſenen Sünder, öffnet eure verbergenden Kammern, und bittet dieſe fürchterlichen Aufforderer um Gnade! — Ich bin ein Menſch, gegen den mehr geſündigt worden, als er ſelbſt geſündigt hat.“

Wiel. Ueberſetzung.

Der letzte Zug dieſer Rede beſonders zeigt ſchon ſeine Auflehnung gegen ſein Geſchick. So lange wir uns noch unſern Schickſalen unterwerfen, ſo lange wir uns noch ſtrafbar fühlen, können wir uns nicht bis zu dem Gemüthszuſtande erheben, der ſo leicht in Raſerey ausartet. Es gehöret eine gewiſſe Anſtrengung des Geiſtes dazu, wüthend zu werden; und daher iſt nichts der Raſerey ſo ſehr nahe, als Stolz, wenn er ſehr unglücklich iſt: eine Bemerkung, die ich durch Richardſons Bildung und Behandlung der Clementine beſtätigen kann. — Doch zu dieſer Erhebung und Anſtrengung des Geiſtes, kann ein alter Mann, der von Natur nicht ſtolz iſt, nicht mit einemmale kommen; ein zu großes Unglück ſchlägt dieſen Mann

im

im Anfange ganz nieder; wenn es aber fortdauert, wenn dieſer Unglückliche näher mit ihm bekannt wird, wenn er Zeit gewinnt, ſein Geſchick mit ſeinen Verdienſten zu vergleichen; wenn ſeine Ueberlegung, und das Zeugniß anderer, (wie hier das Zeugniß des Kent) ſein unüberſchwinglich Leiden beſtätigt: ſo muß das erfolgen, was Shakeſpear hier erfolgen läßt. —

Kaum hat Lear ſeine Rede geendigt: ſo entdeckt Kent, — daß der alte König mit entblößtem Haupte da ſteht: ein neuer Zuſatz des Shakeſpear, um die ganze Situation des alten Mannes ſchrecklicher und mitleidswürdiger zu machen, und uns von der Verfaſſung ſeines Geiſtes, da er entweder den ganzen Umſtand nicht weis, und alſo nicht mehr fühlet, oder in der Raſerey ſelbſt ſich, bey ſo ſchrecklichem Wetter, entblößt hat, eine deſto lebhaftere Abbildung zu geben. Solche kleine Züge, ſo verächtlich auch unſre franzöſiſchen Witzlinge auf ſie herabſehen, wirken auf den geſunden Kopf, der nicht mit jenen Poſſen ſich krank gemacht hat, kräftiger, als Seitenlange Declamationen. Was wir darinn, in viel Worten, hören müſſen, ſehen wir hier mit einem Blick; und gewiß weit nachdrücklicher, weil dort das erſte ſchon wieder vergeſſen iſt, wenn das letzte erzehlt wird. —

Nun bittet ihn Kent ernſtlich, in eine Hütte mit ihm zu kehren, die dort auf der Heyde liegt, — und ſagt ihm, daß der Eingang in das Schloß des Gloſter ihm verſagt worden, weil er dort nach dem Könige gefragt habe. —

My wits begin to run.

„Mein Kopf fängt an zu ſchwärmen,“ antwortet Lear, — und er verfällt zugleich in einen beynahe ſcherzhaften Ton, der aber nur einige Worte hindurch dauert. Leſſing läßt eben ſo richtig ſeinen Tellheim lachen, da alles für ihn verloren iſt; und Tellheim ſcheint hierinn deßwegen nur weiter zu gehen, weil er überhaupt ſtärkeren Geiſts iſt, als der alte Lear. Er kann ſich wieder bis zu der Anſtrengung erheben, oder länger darinn erhalten, in die ſeine Leiden ſeinen Geiſt geſetzt. Auch im Titus Andronicus des Shakeſpear lacht Titus, (Akt. 3. Sc. 1.) nachdem er all ſeine Kinder verloren, über ſeine Leiden. — Dies Lachen, oder dieſen Scherz vielmehr, im Lear, möcht' ich gern mit der Meerſtille vergleichen, die vor dem Orkan hergeht, wenn dadurch nur die Verfaſſung der Seele begreiflich gemacht würde, welche dieſen Scherz hervorbringen kann. Mich dünkt, daß er Maſchienenmäßig beynahe, und ſo erfolgt, daß die Seele im allerhöchſten Grade angeſpannt, ſich auf dieſer Höhe nun nicht mehr erhalten kann, —

daß

daß ſie, ſelbſt wider ihren Willen, nun hinunterſinket, — und zu ſchwach jetzt, ſich ihres Zuſtandes zu erinnern, und, wenn ich ſo ſagen darf, im Fall zu ihrer Vernichtung, Worte und Töne äußert, die zwar noch Sinn haben, aber die nicht mehr mit ihrer Verfaſſung zuſammenhängen. —

Come on, my boy. How doſt my boy? art cold?
I'm cold my ſelf. Where is the ſtraw, my fellow?
The art of our neceſſities is ſtrange,
That can make vile things precious. Come, your hovel!

„Komm mit, Junge!“ ſagt Lear zum Kent. Was machſt du, Junge? Frierſt du? Ich friere ſelbſt. Wo iſt Stroh, guter Freund? die Kunſt der Nothwendigkeit iſt wunderbar, daß ſie die ſchlechteſten Dinge koſtbar machen kann. Kommt! in eure Hütte“...

Wenn die Verfaſſung ſich zur Beſſerung abändert, wenn ein tröſtender Gegenſtand ſich findet, oder das Herz noch etwas in ſich hat, das es liebt: ſo ſind die folgenden Zuſtände des Lachens oder des Scherzes natürlich nicht geradesweges Raſerey; es bleibt uns dann noch etwas übrig; unſere Vernunft kann ſich woran noch feſt halten: — aber nicht ſo im Lear. Man wird zwar bemerkt haben, daß die letztern Worte deſſelben in der vorhergehenden

Stelle wieder ernſthaft werden, und daß alſo, auf den erſtern Scherz nicht gerade zu, der Unſinn erfolgt. Aber Shakeſpear führt ihn durch die allerfeinſten Nüancen ſeinem ſchrecklichen Schickſale zu. Jeder andre würde geglaubt haben, nicht frühzeitig genug den alten Mann ſeiner Vernunft berauben zu können; zumal da es ſchon ſo weit iſt. Shakeſpear läßt ihm, der Wahrſcheinlichkeit und Natur gemäß, ſein Gefühl wieder kommen; aber nun fühlt er nur für andre zuerſt. Er endigt obige Rede mit dieſen Worten:

> Poor fool and knave, I've one part in my heart,
> That's ſorry yet for thee.

„Armer Tropf! (zum Kent) ich habe nur noch ein Faſer von meinem Herzen übrig, und die iſt jetzt für dich bekümmert!“ — —

Ich weis nicht, was meine Leſer hiebey fühlen werden. — Kent führt den König fort, und bringt ihn in die Hütte, wo ſie einen — ſich aus Noth wahnwitzig ſtellenden jungen Menſchen finden. Aber noch ehe wir in dieſe Hütte kommen, hören wir ihn auf der Heyde. Mit jedem Augenblick wird nun der alte Mann grämlicher; — „er will allein ſeyn;“ — Kent nöthigt ihn in die Hütte zu gehen, weil es auf dem freyen Felde nicht auszuhalten iſt; — er antwortet nur:

„Wird

„Wird es mein Herze brechen?“ — man ſieht, daß er abweſendes Geiſtes iſt, und ſich von der Idee ſeiner Leiden nicht losmachen kann; er will nur mit dieſen zu thun haben, weil er nicht mit andern zu thun haben kann; — aber Kent bringt ihn in einem Augenblick davon ab, — durch die Verſicherung, daß er lieber wolle, daß ihm ſein eignes Herz brechen ſolle. Ich geſteh es, daß ich nicht glaube, daß Shakeſpear ſo auf das Ohngefähr hin, den alten König, im Anfange bald mehr, bald minder raſend gezeigt habe, eh' er ihn gänzlich fallen läßt. Dieſe Abwechſelungen ſind in der Natur zuerſt gegründet, und wenn Lear zu ſich zurück kömmt: ſo ſind es immer die gegenwärtigen Situationen, die ihn zurückbringen; wenigſtens iſt, nach Anlage der menſchlichen Natur, und nach dem Charakter, den der Dichter dem Lear gegeben, alles ſo geordnet, daß das Geſchehende ſolche Wirkungen hervorbringen muß, als es hervorbringt; und da, durch alles dies, der Charakter des Lear mit jedem Zuge, anziehender und verehrungswürdiger wird: ſo darf ich mir wohl, von Seiten des Dichters, Abſicht dabey gedenken. Bey dem höchſt empfindlichen Herzen des alten Mannes war es ſehr natürlich, daß jede Verſicherung, ſo lang er nur noch fühlen konnte, von Ehrlichkeit, Treue, Anhänglichkeit, zumal in ſeiner jetzigen troſtloſen

Lage,

Lage, den tiefſten Eindruck auf ihn machen mußte. Er fand in den paar Worten des Kent etwas, woran er ſich feſthalten konnte; und ſo gleich ſehen wir ihn auch wieder ſtehen:

Thou think'ſt, 't is much, that this contentious ſtorm
Invades us to the ſkin; ſo 't is to thee;
But where the greater malady is fixt,
The leſſer is ſcarce felt. Thou'dſt ſhun a bear;
But if thy flight lay towards the roaring ſea,
Thou'dſt meet the bear i'th' mouth. When the mind's free,
The body's delicate; the tempeſt in my mind
Doth from my ſenſes take all feeling elſe,
Save what beats *there.* Filial ingratitude!
Is it not, as this mouth ſhould tear his hand
For lifting food to't? — But I'll puniſh home;
No, I will weep no more — In ſuch a night,
To ſhut me out? — pour on, I will endure —
In ſuch a night as this? O *Regan*, *Gonerill*,
Your old kind father, whoſe frank heart gave all —
O, that way madneſs lies; let me ſhun that —
No more of that.

Act. III.

„Du denkſt, es ſey zu viel, daß dieſer wüthende Sturm uns bis auf die Haut anfällt; für dich iſt es ſo; aber wenn ein größerer Schmerz tobet, wird der geringere kaum gefühlt. Du würdeſt dich vor einem Bären entſetzen; wenn aber deine Flucht gegen das heulende Meer läge, würdeſt du

du dem Bären in den Rachen laufen. Wenn das Gemüth frey iſt, ſo iſt der Leib zärtlich; der Sturm in meinem Gemüth nimmt meinen Sinnen alles andre Gefühl, als was hier ſchlägt. (indem er aufs Herz zeigt) Kindliche Undankbarkeit! Iſt es nicht, als ob dieſer Mund dieſe Hand zerreißen wollte, weil ſie ihm Speiſe gereicht habe? — Doch, ich will ſie abſtrafen; nein, ich will nicht mehr weinen. — In einer ſolchen Nacht mich auszuſtoßen — Schütte nur zu, ich will es leiden. — In einer Nacht, wie dieſe? O Regan, Gonerill, euern alten guten Vater, deſſen ehrliches Herz alles gab! — O auf dieſem Wege liegt Wahnwitz; ich muß ihm ausweichen." —

Aber vergebens bemüht er ſich hierum; indem er daran denkt, wie er ihm ausweichen will, geht er hierdurch eben gerade auf ihn zu. Dies alles liegt in der Natur unſrer Leidenſchaften. Wenn wir ſie bekämpfen wollen mit Betrachtungen, ohn' ihnen andre Leidenſchaften dabey entgegen zu ſtellen: ſo kämpfen wir ſie nur noch ſtärker. — — Kent fährt fort zu bitten, daß der König doch hineingehen ſolle:

„Ich bitte dich, (antwortet Lear) geh du ſelbſt hinein; ſieh, wie du dir helfen kannſt. — Dieſer

Sturm

Sturm iſt gut; er erlaubt mir nicht an Dinge zu denken, die mich noch ſtärker angreifen würden.“ — Es hat das Anſehn, als ob er ſich hier von der Idee ſeiner Leiden losmachen wollte. Solche Vorſätze faßt jeder Menſch, ſo lang' er noch ein Quentchen Vernunft hat; allein hier ſind ſie ſchon zu genau mit dem Leidenden zuſammengewachſen, als daß er es könnte, oder ernſtlich wollte. — „Ich will hinein gehen!“ — fährt er fort, und es dünkt mich, als ob ich in dieſem Augenblick den Steuermann das Ruder des beſtürmten Schiffs verlaſſen, und das Schiff den Wellen übergeben ſähe. Shakeſpear hat dieſen Sturm ganz vortreflich genützt. Indem dadurch die ganze Situation des Lear ſchrecklicher und bejammernswürdiger gemacht wird, ſo hat es zugleich das Anſehn, als ob dieſer Sturm den alten Mann im Laufe zur Raſerey dadurch aufhielte, und ihn über ſeine innern Leiden zerſtreuete. Er dient dem Dichter dazu, den König die verſchiedenen Stufen zur Raſerey allmählig hinaufzuführen; wir ſehn ſie ihn hierdurch eine nach der andern beſteigen; denn dieſer Sturm ſelbſt treibt den König in die Hütte des gedachten **Wahnſinnigen**; und wie ſehr, und wie ſehr natürlich die Raſerey des alten Lear hierdurch befördert wird, werden wir gleich ſehen:

In, boy, go firſt. You houſeleſs poverty —
Nay, get thee in; I'll pray, and then I'll ſleep —
Poor naked wretches, whereſoe'er you are,
That bide the pelting of this pitileſs ſtorm!
How ſhall your houſeleſs heads, and unfed ſides,
Your loop'd and window'd raggedneſs, defend you
From ſeaſons ſuch as theſe? — O, I have ta'en
Too litlee care of this! take phyſick, Pomp;
Expoſe thyſelf to feel what wretches feel,
That thou may'ſt ſhake the ſuperflux to them,
And ſhew the Heavens more juſt.

„Hinein, Junge, zuerſt! (ſagt er zum Kent) — Ihr Dürftigen, die ihr jetzt ohne Dach ſeyd — — Nun, geh doch — ich will beten, dann will ich ſchlafen — Arme, nakkende Unglückſelige, wo ihr auch ſeyd, der Wuth dieſes unbarmherzigen Sturms ausgeſetzt! Wie ſollen eure unbedeckten Häupter, und ausgehungerten Seiten, eure zerlumpte, durchlöcherte Blöße euch gegen ein Wetter, wie dieſes iſt, ſchützen? — O! ich hab zu wenig hieran gedacht! Nimm Arzney ein, Pracht! ſetze dich in die Umſtände, zu fühlen, was dieſe Elenden fühlen, damit du ihnen deinen Ueberfluß zuwerfeſt, und die Gerechtigkeit des Himmels gerettet werde!“

Ein neuer Zuſatz zu den Leiden des alten Königs entſteht aus der Vorſtellung, daß er, in ſeinen guten

guten Tagen, nicht an die Leiden der Unglücklichen gedacht habe; und dieſe Vorſtellung ſelbſt kann ſehr leicht aus der ganzen Verfaſſung deſſelben entſpringen. In Menſchen von mehr empfindlichem als ſtolzem Herzen entſtehen Vorwürfe und Unzufriedenheit über ſich ſelbſt, in großen Leiden, ſehr natürlich; und wenn die Leiden unüberſchwinglich groß ſind, entſtehen ſie in allen Menſchen. Man ſucht die Urſache des Unglücks, das uns niederdrückt; — und wenn ſich nun eine Urſache dazu in uns ſelbſt findet; ſo wird das Leiden darüber gewiß nicht dadurch vermindert. Auf dieſe Art wird der Gemüthszuſtand des Königs dem Punkte immer näher gebracht, auf welchem ſeine Vernunft endlich ſeinen Leiden ganz unterliegt. —

Sie kommen in die Hütte, in welcher ſie den jungen Edgar, wie gedacht, als einen tollen Menſchen verkleidet, finden; das erſte, was der König fragt, iſt:

Didſt thou give all to thy daughters? and art thou come to this?

„Gabſt du deinen Töchtern alles, daß du in dieſen Zuſtand gekommen biſt?“

Hier ſieht man, wie voll des alten Mannes Herz iſt! Er ſieht und hört um ſich her nichts als Schrecken und Leiden; und dies alles muß von mißrathenen Töchtern kommen. —

So

So wie Edgar fortfährt, Unſinn zu reden, eben ſo wird der König immer heftiger in ſeinen Ausdrücken, und verwirrter in ſeinen Gedanken. Die Bemerkung iſt traurig; aber ſie iſt gewiß wahr, daß Raſerey ſo anſteckend iſt, als irgend eine Krankheit; es verſteht ſich, bey Leuten von empfindlichem Herzen, und in welchen der Saame zu dieſem Unglück liegt. Wer ſich mit der Geſchichte der Tollhäuſer bekannt gemacht hat, wird durch mehr als einen Umſtand dieſe Bemerkung beſtätigt haben. Ich weis mehr als einen Prediger eines ſolchen Hauſes, der ſehr vernünftig und geſund dahin berufen wurde; und binnen kurzer Zeit ſich unter der Zahl ſeiner Zuhörer befand; und ich habe zwey unglückliche Perſonen gekannt, die, unter dem Vorwand von Raſerey, in ſolche Häuſer gebracht wurden, weil ſie ihren Verwandten Schande gemacht haben ſollten; die aber ſehr geſund am Verſtande waren; allein es nicht lange mehr blieben, nachdem ſie die Geſellſchaft der Tollen eine Zeitlang gehabt hatten.

Lear fährt fort, alles, was er hört und ſieht, auf ſeine Töchter zu beziehen:

What, have his daughters brought him to this paſs?
Coul'dſt thou ſave nothing? did'ſt thou give 'em all? —
— Now all the plagues, that in the pendulous air
Hang fated o'er mens' faults, light on thy daughters!

„Wie? haben ſeine Töchter ihn dahin gebracht? Konnteſt du nichts davon bringen? gabſt du ihnen alles? — — Nun alle die rächenden Plagen, die in der ſchwebenden Luft, über den menſchlichen Uebelthaten hangen, blitzen auf deine Töchter!“ —

Kent wagt es zu ſagen, daß der Unglückliche keine Töchter habe; der Widerſpruch ſetzt den König in Feuer; und von dieſem Augenblick an, ſcheint er auf den Kent nicht mehr ſo viel zu hören, als zuvor:

Death! traitor, nothing could have ſubdu'd nature
To ſuch a lowneſs, but this unkind daughters.

— — — —

Judicious puniſhment! 'twas this fleſh begot
Thoſe pelican daughters.

„Tod! Verräther! nichts könnte die Natur zu einer ſolchen Erniedrigung herunter gebracht haben, als undankbare Töchter. — Dieſes Fleiſch war es, das dieſe Pelikantöchter zeugte.“ —

Edgar iſt beynahe nakt; der Sturm dauert fort; er klagt über Kälte, und ſchon hat ihn ſein vermeyntes Leiden ſo genau mit dem Lear verbunden, daß dieſer anfängt, ſich ſeine Kleider aufzureißen, um ſo nakt zu ſeyn, als Edgar. Es iſt nichts gewiſſer, als daß gleiches Unglück, gleiche Leiden zwey Menſchen ſehr genau an einander ketten; und Lear kann nicht glauben, daß man durch andre

Men-

Menſchen ſo gräßlich leiden könne, als durch Töchter: ſo groß ſind ſeine Leiden! — Dieſe vermeynte Aehnlichkeit nun, will er in allem vollkommen machen. So wie Alexanders Hofleute, ihrem Herrn zu Ehren, ſich krumme Hälſe machten: ſo will Lear, ſeinem neuen Freunde zu gefallen, auch nakt ſeyn, wie er. Was aber dort aus Schmeicheley, und mit Vorſatz und Ueberlegung geſchah, geſchieht hier aus einer ſympatetiſchen Bewegung. Und dieſe kann gewiß in allen ſehr rührenden Situationen ſtatt finden.

Thou wert better in thy grave, than to anſwer with thy uncover'd body this extremity of the ſkies. — Is man no more than this? Conſider him well. Thou ow'ſt the worm no ſilk, the beaſt no hide, the ſheep no wool, the cat no perfume. — — An accommodated man is no more but ſuch a poor bare, forked animal as thou art. — Off, off! you lendings, come, unbutton here! —

„Beſſer du wäreſt, ſagt Lear dem, über kalten Wind klagenden Edgar, in deinem Grab, als deinen unbedeckten Kopf dieſem Ungewitter entgegen zu ſtellen. — Iſt der Menſch nicht mehr, als das? Betracht' ihn recht! Du biſt dem Wurm keine Seide ſchuldig, den wilden Thieren keinen Pelz, dem Schaafe keine Wolle, der Biſamkatze keinen guten Geruch! — — Der unaufgeſchmückte Menſch iſt nichts mehr, als

ein ſolch armes, naktes, gabelförmiges Thier, wie du biſt. Weg, weg, du geborgter Plunder! kommt, knöpft mich auf....

Hier will er ſich entkleiden; und man ſieht ihn nun ſeinem Mitbruder im Leiden immer mehr ähnlich werden. Kent, und ſein Hofnarr halten ihn vom Auskleiden ab; und der alte Gloſter kommt, um ihn an einen beſſern Ort abzuholen; aber er will hiervon nichts wiſſen. Er will nur mit dem tollen Edgar ſprechen; er macht ihn zu ſeinem Philoſophen; und jedes Wort, das der alte König jetzt ſagt, verräth ſchon Unſinn. Er iſt nicht mehr von ſeinem Mitbruder zu trennen; und der alte Gloſter muß auch dieſen jungen Menſchen mitnehmen, wenn er den König fortbringen will. „Ich will immer bey meinem Philoſophen bleiben!“ ſagt er, eh' er abgeht. Er vergißt ſeine Töchter, weil er jemand findet, an welchem er ſich, in ſeinem Leiden, der Aehnlichkeit wegen, feſtzuhalten getraut; dies kann freylich aber kein anderer ſeyn, als einer, der ſeiner Raſerey immer mehr Nahrung giebt. — Wie wir ihn, gleich darauf, in einem Meyerhofe wieder finden, ſehen wir ihn beynahe ganz unſinnig ſchon. Indem der Hofnarr Poſſen macht: ſo ſtößt er Wahnwitz heraus. Er hat ſchon mehr von ſeinem gefundenen Freunde angenommen; hin und wieder ſind noch Sonnenblicke:

Then

Then let them anatomize Regan — ſee what breeds about her heart. — Is there any cauſe in nature that makes theſe hard hearts?

„Laßt ſie Regan anatomiren — Seht, was in ihrem Herzen ausgebrütet wird. — Iſt irgend eine Urſach in der Natur, die ſolche harte Herzen macht?“ — —

Gleich darauf fällt er in Poſſen; — und ich kann es mir kaum verwehren, zu denken, daß Shakeſpear ſo gar dem guten Lear ſeinen Hofnarren zugeſellet habe, (der zwar unter dem Anſehn von Poſſe oft bittre Wahrheiten ſagt, die aber doch immer nur Poſſen ſcheinen) um auch durch ſolch Geſchwätz noch eine Urſache mehr zur Raſerey des alten Mannes herbey zu bringen; damit ja eine ſolch außerordentliche und ſchreckliche Wirkung alle nur mögliche und gehörige Urſachen und Veranlaſſungen habe. Es kann zwar ſehr leicht ſeyn, daß Shakeſpear nicht ſo genau vorher über Urſach und Wirkung philoſophirt, und eines gegen das andre ſo beſtimmt abgewogen habe, wie ich es zu finden glaube; aber ſein Beobachtungsgeiſt und ſein glückliches Genie, das durch keine Vorurtheile aufgehalten, und durch keine unnütze Speculationen verdorben war, fand alle dieſe Sachen, ohne daß er ſie ſuchen durfte. —

Wir finden den Lear erſt lange nachher wieder auf dem Felde herumirrend, verlaſſen von allen,

auf eine phantaſtiſche Art mit Blumen geſchmückt, und in dem völligen Zuſtande der Raſerey; wir haben ihn dies allmählig werden ſehen, und dürfen uns alſo nun nicht mehr wundern:

Ha, Gonerill! hah, Regan! they flatter'd me like a dog, and told me I had white hairs in my beard, ere the black ones were there. — To ſay ay, and no to every thing that I ſaid. — Ay and no, too was no good divinity. When the rain came to wet me once, and the wind to make me chatter; when the thunder would not peace at my bidding; — there I found 'em, there I ſmelt 'em out. — Go to, they are not men o' their words; they told me I was every thing: 'tis a lie, I am not agueproof.

„Ha, Gonerill! ha, Regan! Sie ſtreichelten mich, wie einen Hund, und ſagten mir, ich hätte weiße Haare in meinem Bart, ehe noch die ſchwarzen da waren! — Ja und Nein zu allem zu ſagen, was ich ſagte — Ja und Nein, aber es war unächte Münze. Wie der Regen kam und mich durch und durch netzte, wie der Wind mich ſchaudern machte, und der Donner auf meinen Befehl nicht ſchweigen wollte, — da fand ich ſie, da ſpürt ich ſie aus! — Geht, geht! ſie ſind keine Leute, die auf ihr Wort halten; Sie ſagten mir, ich ſey alles; es iſt eine Lüge; ich halte die Fieberprobe nicht!“ —

Wie

Wie der blinde Gloſter fragt, ob dies nicht der König ſey: ſo antwortet er:

Ay, every inch a King.
When I do ſtare, ſee, how the ſubject quakes.
I pardon that man's life —

„Ja! jeden Zolls lang ein König! Wenn ich ſauer ſehe, ſeht, wie meine Unterthanen zittern! Ich ſchenke dieſem Manne das Leben. . .“

Hier läßt ihn Shakeſpear einen Ausfall aufs weibliche Geſchlecht machen, der eben nicht der anſtändigſte, aber gewiß in ſeiner Verfaſſung ſehr natürlich iſt. Der Dichter hat ihm noch ſo viel Vernunft gelaſſen, daß er ſo ohngefähr auf die Urſach ſeiner Leiden ſich zurück beſinnen kann: und was iſt natürlicher für einen höchſt Elenden, als ſich mit ſeinem Elende zu unterhalten?

Down from the waſte they are centaurs, though women all above: but to the girdle do the Gods inherit, beneath is all the fiends. There's hell, there's darkneſs, there is the ſulphurous pit — fie, fie!

„Von der Hüfte herab ſind ſie Centauren, obgleich von oben her ganz weiblich; bis zum Gürtel wohnen lauter Götter; weiter unten iſt alles mit Teufeln angefüllt. Hier iſt die Hölle! hier iſt Finſterniß, — hier iſt der brennende, ſiedende Schwefelpfuhl — pfuy, pfuy! —

— Gloſter will ihm hier die Hände küſſen; aber er antwortet:

Let me wipe it firſt, it ſmells of *mortality!*

„Ich will ſie vorher abwiſchen; ſie hat einen Todtengeruch!“ —

Und dies Bewußtſeyn, das der alte Mann von ſeinem Unglück hat, trägt nicht wenig dazu bey, ihn anziehend für uns zu machen. —

Ich eile über vieles weg, das nichts als lauter Unſinn iſt, wie natürlich in dieſer Situation, vieles nichts als Unſinn ſeyn konnte. Aber dieſer Unſinn iſt immer noch ſehr rührend; und es ſcheinen immer noch Sonnenblicke durch, die ihn aufhellen, und deſto rührender machen. Ich muß es beſonders anmerken, daß Shakeſpear hier den Lear, ſo wie im Hamlet die Ophelia, mit Blumen geſchmückt und beſchäftigt, auftreten läßt; und daß mich dies ein Zug dünkt, der mit ſolcher Gemüthsverfaſſung zuſammen ſtimmen kann. Ich meyne nämlich mit einer zärtlichen, ſanftern, vielleicht ſchwächern Gemüthsverfaſſung, wenn ſie in Raſerey verfällt; dieſe wird ins Kindiſche ausarten; und ein Geſchäft und ganzer Schmuck von Blumen iſt ein Zug aus den Kinderjahren. Bey Perſonen von ſtärkerm und heftigerm Geiſt wird freylich die Raſerey anders wirken; ob dieſe Wirkung aber rührender und an-

ziehen-

ziehender iſt, als jene, wag ich nicht zu entſcheiden? — Indeſſen iſts billig, daß ich hiervon ein Beyſpiel gebe. Das Trauerſpiel des Seneka, der raſende Herkules, iſt bekannt. Ich weis es ſehr gewiß, daß Herkules anders raſen muß, als Lear; und daß, bey verſchiedenen Perſonen, Aehnlichkeit in gewiſſen Situationen verlangen, die allereinfältigſte aller Foderungen iſt. Ich glaube nur, daß wenn es dem Dichter frey ſtehet, einen Charakter hiezu ſich zu bilden, welchen er will, (voraus geſetzt, daß er eines ſolchen Charakters nöthig hat, um das Reſultat ſeines Werks hervorzubringen) — er denjenigen wählen ſolle, der den mehrſten Eindruck in dieſer Situation macht. Hierbey können freylich Ausnahmen ſich befinden. Der Dichter kann, z. B. nicht die Abſicht haben, uns ſehr für die wahnwitzige Perſon intereſſiren zu wollen; dann muß er freylich einen andern Charakter dazu wählen. Wie vortreflich unter andern Leſſing [m]) dies, in

m) So vortreflich Leſſing hierinn zu Werk gegangen iſt: ſo gerecht, dünkt mich, iſt Richardſon darinn zu tadeln. Die Geſchichte der Clementina iſt unſtreitig vortreflich behandelt; aber vielleicht zu vortreflich. Ich meyne nichts, als daß der Dichter den Charakter der Clementina ſo ſehr anziehend gemacht hat, und als Dichter um ſo ſehr viel beſſer behandelt hat, daß man ſeine Hauptperſon, die Henriette, ſehr gern und ganz und gar bey ihr vergißt; — vielleicht noch mehr als vergißt.

ſeiner Emilia Galotti, im Charakter der Orſina gethan hat, kann ein jeder ſehr leicht ſehen, wenn er nur bedenkt, daß es nicht die Abſicht des Dichters war, uns für dieſe Perſon auf die höchſte Art einzunehmen; und daß er dies nicht durfte, wenn er nicht ſeiner Emilia Galotti dadurch ſchaden, und die Gräfinn zur Hauptperſon machen wollte. — Eben auf dieſe Art, kann die übrige Situation einer Perſon den Dichter verhindern, nicht dieſe dazu zu wählen, die den mehrſten Eindruck in einem ſo traurigen Zuſtande machen würde; dieſer Zuſtand kann ſich vielleicht nicht mit dem übrigen Ganzen der Perſon vertragen. In ſolchen Umſtänden wär' es freylich Thorheit, Dinge zu fodern, die nur dann, wann ſolche Perſon die Hauptperſon ſeyn ſoll, und wann in der übrigen Situation derſelben, der Sache ſelbſt nichts zuwider iſt, ſtatt finden können. Ich ſage auch nicht, daß geradeswegs leidende **Unſchuld** ſo weit gebracht werden müſſe; vielleicht könnte dies leicht **zu** ſcheußlich werden; ich ſchränke meine Foderung darauf ein, daß, wenn der Dichter **alle möglich**e Freyheit in der Bildung ſeiner Charaktere hat, die fühlbarern, ſanftern, ſchwächern, in ſolchen Situationen den tiefſten Eindruck, — und die Sache ſelbſt wahrſcheinlicher machen; und daher, aus der erſtern Urſache, zu Hauptperſonen die ſchicklichſten ſind. —

Einige

Einige der vorangeführten Hinderniſſe waren es, ohne Zweifel, die den Seneka vermochten, ſeinen Herkules zwar raſen, aber nicht dabey leiden zu laſſen. Die wichtigſte Urſache hiezu lag wohl in dem ſchon bekannten und angenommenen Charakter des Helden, und in der Denkungsart und in den übrigen Einrichtungen des Römiſchen Volks; doch es liegt außer meinem Wege, die Veranlaſſungen des Dichters hier alle zu unterſuchen, und den Unterſchied zu zeigen, der ſich ſo ſehr, zum Vortheil des Euripidiſchen Herkules, im Ausdrucke, zwiſchen dieſem und dem Herkules ſeines Nachfolgers befindet: mir iſt es hier um den bloßen Ausdruck zu thun, in ſo fern nämlich wir einen bloß Raſenden darinn erkennen, der nicht von ſeiner Raſerey leidet.

Es iſt, wie bekannt, Juno, die mit dieſer Raſerey ſich am Herkules rächt, und ſie in ihm erzeugt. Dieſe Art ihrer Entſtehung, die der Glaube der damaligen Zeit unterſtützte, iſt jetzt ganz unbrauchbar; aber ich darf daher auch den Leſer nicht durch alle die Stufen bis zur Entſtehung dieſer Raſerey hinaufführen. Sie äußert ſich im vierten Akt, indem Herkules den Göttern das Opfer für den Sieg über den Lycus, und den Mord deſſelben, bringen will, mit einemmal:

— — Sed quid hoc? medium diem
Cinxere tenebrae: Phoebus obſcuro meat

Sine

Sine nube vultu. quis diem retro fugat,
Agitque in ortus? unde nox atrum caput
Ignota profert? unde tot ſtellae polum
Implent diurnae? primus en noſter labor
Coeli refulget parte non minima Leo
Iraque totus fervet et morſus parat;
Iam rapiet aliquod ſidus: ingenti minax
Stat ore, et ignes efflat, rutila jubam
Cervice iactat: quidquid autumnus gravis,
Hyemſque gelido frigida ſpatio refert
Uno impetu tranſiliet: et verni petet
Frangetque tauri colla. v. 939 ſeq.

Und in der Folge:

In alta mundi ſpatia ſublimis ferar;
Petatur aether, aſtra promittit pater
Quid ſi negaret? non capit terra Herculem,
Tandemque ſuperis reddit. En ultro vocat
Omnis deorum coetus, et laxat fores,
Una vetante. recipis et reſeras polum?
An contumacis januam mundi traho?
Dubitatur etiam? vincla Saturno exuam
Contraque patris impii regnum impotens
Avum reſolvam. bella Titanes parent
Me duce furentes: ſaxa cum ſilvis traham,
Rapiamque dextra plena Centauris juga. &c.
Herc. Fur. (Edit. Farn. p. 248. f.)

„Wie? welche Finſterniſſe umhüllen den Mit-
„tag? Warum ſchießt Phöbus ſo finſtre Blicke,
„ohne daß ihn eine Wolke verdunkele? Wer
„macht aus dem hellen Tage Dämmerung?
„Wo-

„Woher die Nacht, die ihr ſchwarzes Gefieder
„ausbreitet? Woher die zu frühen Sterne, die
„den Pol erfüllen? Seht, dort flimmert das
„erſte Ungeheuer, das ich bezwang, der Löwe!
„Er glüht vor Zorn, und droht tödtliche Biſſe.
„Er ſpeyet aus dem offenen Rachen Feuer, und
„die goldgelbe Mähne ſträubt ſich empor. Jetzt
„wird er ein Geſtirn herabſchleudern; er wird
„des harten Herbſtes und des froſtigen Winters
„Zeichen überſpringen, den Stier im Frühling
„anfallen, u. ſ. w.“

Ich will es gerne zugeben, daß die Stelle, vor ſich betrachtet, ſehr ſchön ſeyn mag; nur dünkt ſie mich nicht ſo tief ins Herz des Leſers zu gehen, als eben die, den Wahnſinn des Lear ausdrückenden Stellen. —

Lear wird endlich vor ſeine, ihm aus Frankreich zu Hülf eilende, und ehedem von ihm verſtoßene Tochter gebracht. Man mag noch bemerken, daß der Dichter vorher den alten Mann uns nur da (4ter Aufz. 7ter Auftr.) ganz ſeiner Sinne beraubt, gezeigt hat, wo er ihn, ohn' alle Begleitung, verlaſſen von ſeinem Kent, den er ſehr künſtlich von ihm zu entfernen gewußt hat, und ſo gar von ſeinem Hofnarren, erſcheinen läßt. Vielleicht hat Shakeſpear geglaubt, daß ein Menſch von allen Nebenmenſchen aufgegeben, und geſchieden, — wenigſtens ohn'

ohn' allen Freund und allen Zuſpruch ſeyn müſſe, um ſo ganz Menſchen unähnlich zu werden. Er hat, ehe er vor ſeine Tochter gebracht wird, eine lange Zeit geſchlafen; man hat ihm andre Kleider angezogen, als er ſie in ſeiner Raſerey trug: beydes Vorbereitungen, um die Wiederkehr ſeiner Vernunft wahrſcheinlich zu machen. Durch das erſte wurden ſeine Sinne beruhigt und geſtärkt, indem er von den Vorſtellungen an die Grauſamkeit ſeiner Töchter abgezogen wurde; durch das andre ſollt' ihm, beym Erwachen, das Andenken an ſeinen vorigen Zuſtand entzogen, und er gleichſam mit ſich ſelbſt unbekannt, und ihm alle Idee von dem, was er geweſen war, genommen werden. Wie er endlich, in Gegenwart der Cordelia geweckt wird: ſo zeigen ſich alle die, aus den vorher angeführten Urſachen natürlich erfolgenden Wirkungen. Er iſt ſich nichts bewußt:

You do me wrong to take me out of the grave.

„Ihr handelt nicht recht an mir, mich ſo aus meinem Grabe zu nehmen!“

Es ſcheint zwar, als ob er ſeine, ehemals von ihm beleidigte Tochter erkenne, aber er denkt ſie, und ſich in ganz andern Zuſtänden, als ſie es ſind:

Thou art a ſoul in bliſs; but I am bound
Upon a wheel of fire, that mine own tears
Do ſcald like molten bad.

„Du

„Du biſt ein ſeliger Geiſt, und ich bin an ein feuriges Rad gebunden, welches meine eigenen Thränen gleich zerſchmolzenem Bley erhitzen.“

Man ſieht es ſehr leicht, daß der alte Mann noch nicht wieder ſeiner mächtig iſt; und wie ſehr hierinn Shakeſpear nach den Regeln der Wahrſcheinlichkeit zu Werke gegangen, wird jeder Beobachter ſehr leicht finden. Auf Anrathen des Arzts läßt man ihn einige Augenblicke ruhig; und nun hebt er an:

Where have I been? where am I? fair day-light!
I'm mightily abus'd; I ſhould even die with Pity,
To ſee another thus. I know not what to ſay;
I'll not ſwear, theſe are my hands: let's ſee,
I feel this pin prick: 'would I were aſſur'd
Of my condition.

„Wo bin ich geweſen? Wer bin ich? Schönes Tagelicht! Ich bin ſehr übel zugerichtet! — einen andern ſo zu ſehen, könnte mich vor Mitleid ſterben machen. Ich weis nicht, was ich ſagen ſoll; ich wollte nicht ſchwören, daß dieſes meine Hände ſind. Laßt ſehen, ich fühle dieſen Nadelſtich. — Ich wollte, ich wäre gewiß, was ich bin.“

Hier ſagt die betrübte Tochter: „O — ſtrecket eure Hand zum Segen über mich aus!“ und der alte Mann, ſtatt aller Antwort, kniet nieder. Hieraus läßt es ſich abnehmen, wie ſehr geſchwächt, wie

wie ſehr heruntergedrückt der Geiſt des Lear, durch den vorhergehenden Zuſtand, geworden war; ſeine Naſerey hat das bisgen Kraft, das er noch übrig von Alter und Unglück hatte, ganz vernichtet; er ſchien nur in den vorigen Scenen bisweilen thätig und ſtark, weil er raſete; nun dieſe Naſerey anfängt nachzulaſſen, ſieht man die traurigen Wirkungen, die ſie auf ihn gehabt hat. Und das Gefühl von dem Unrecht, das er dieſer Geſtalt (Cordelien) gethan, vereinigt ſich mit dieſer natürlichen Schwäche. Als ſeine Tochter ihn aufſtehen heißt: ſo antwortet er:

Pray, do not mock me!
I am a very fooliſh fond old Man,
Fourſcore and upward; and to deal plainly,
I fear, I am not in my perfect mind.
Methinks, I ſhould know you, and know this man;
Yet I am doubtful: for I'm mainly ignorant,
What place this is; and all the ſkill I have,
Remembers not theſe garments: nay I know not
Where I dit lodge laſt night. Do not laugh at me,
For, as I am a man, I think, this lady
To be my child *Cordelia.*

„Ich bitte euch, ſpottet meiner nicht! Ich bin ein ſehr thörigter, weichherziger alter Mann, achtzig und drüber, und, aufrichtig zu ſeyn, ich fürchte, ich bin nicht bey meinem völligen Verſtande. Mich dünkt, ich ſollte euch und dieſen Mann

Mann (Kent) kennen, und doch zweifle ich; denn ich weis gar nicht, was für ein Ort dies iſt, und ſo ſehr ich auch mich beſinne, kenne ich dieſe Kleider nicht; nein; ich weis nicht, wo ich in der letzten Nacht übernachtete. Lacht nicht über mich; denn, ſo wahr ich ein Mann bin, ich denke, dieſe Dame iſt mein Kind Cordelia.“

Man ſieht hier die allmählige Rückkehr der Vernunft, — und die guten Wirkungen, die das Umwechſeln der Kleider ſo wohl, als der Schlaf, hervorgebracht hat. Er fängt an, ſich zu beſinnen. —

Als Cordelia, weinend, ihm antwortet: ſo ſagt er:

Be your tears wet? Yes, faith; I pray you, weep not,
If you have poiſon for me, I will drink it;
I know, you do not love me; for your ſiſters
Have, as I do remember, done me wrong.
You have ſome cauſe, they have not.

„Sind eure Thränen naß? Ja, bey meiner Treue! ich bitte euch, weinet nicht mehr. Wenn ihr Gift für mich habt, ſo will ichs trinken. Ich weis, ihr liebet mich nicht; denn eure Schweſtern haben, wie ich mich erinnere, mir übel begegnet; ihr habt einige Urſache, ſie nicht.“

Man ſieht, daß ſein erſtes Beſinnen zugleich das Erinnern, an ſein gelittenes, — und auch an ſein gethanes Unrecht iſt. Er ſcheint mißtrauiſch zu ſeyn, ob auch eine Tochter wirklich weinen könne? ein Zug, der ganz vortreflich den Zuſtand ſeiner Seele ausdrückt. Er iſt und bleibt übrigens immer noch unruhig und verwirrt; unbekannt mit ſeiner ganzen Situation, iſts, als wenn er bis jetzt nichts, als geſchlafen hätte; und nun erwacht wäre. Er weis nicht, wo er iſt; und, um ihn durch mehrere Bewegung und Zerſtreuung zu heilen, führt man ihn ab, indem er ſagt:

You muſt bear with me;
Pray you now, forget and forgive;
I am old and fooliſh.

„Ihr müßt Geduld mit mir haben! Nun, ich bitte euch, vergeßt, und vergebt; ich bin alt und albern.“ —

Ich höre hier mit der innern Geſchichte des alten Lear auf, ohngeachtet, bis an den Ausgang ſeines Lebens und des Trauerſpiels, noch mancherley Betrachtungen über die Kunſt ſeines Dichters zu machen wären. Vielleicht hab' ich vielen Leſern aber ſchon jetzt zu viel geſagt? Diejenigen, die da glauben, daß dies wohl deßwegen möglich ſey, weil man den Shakeſpear in ſich ſelbſt ſtudiren müſſe, haben

haben Recht; und nur um dies Studium zu erleichtern, oder dazu aufzumuntern, hab' ich mir es nicht verwehren wollen, einen Theil der Kunſt zu entwickeln, mit welcher der Engländer dieſen Charakter behandelt hat. Es bleibt aber immer noch im Dichter ſelbſt viel zu lernen übrig. — Wir haben keine ſolche Bühne, als die Engländiſche es iſt. Wenn wir alſo nicht die Shakeſpearſche Behandlung der Charaktere auf dem Theater nützen können: ſo iſt ſie uns doch im Roman erlaubt. Und um hierauf aufmerkſam zu machen, hab' ich ehe ein Beyſpiel aus dieſem Dichter, als vielleicht das Beyſpiel der Clementina aus dem Grandiſon wählen wollen. Ich weis, daß lange nicht alle Züge, die ich hier herausgehoben habe, und vielleicht die mehrſten nicht, geradeswegs das Gefühl des Erhabenen in uns erzeugen; ſie wechſeln zu ſehr mit bloß rührenden ab; und das Leiden des alten Lear iſt zu groß, als daß wir nicht dadurch mit heruntergedrückt werden ſollten; aber ich habe mehr als eine Urſache gehabt, nur dieſe Züge, ſo wie ſie da ſind, aufzuſtellen. Einmal hab' ich ſchon vorhin geſagt, daß eine ganze Reihe von Vorſtellungen, die alle das Gefühl des Erhabenen allein in uns erzeugen, uns zu ſehr anſtrenge, um uns auf die höchſte Art zu vergnügen; und daß daher die Einmiſchung ſanfterer und rührenderer Vorſtellungen nothwendig

ſey, um unſre Aufmerkſamkeit zu erhalten. Und dann verſchaffte mir dieſe Vereinigung zugleich die Gelegenheit, es zeigen zu können, wie eigentlich Shakeſpear in der ganzen Zeichnung des Lear zu Werke gegangen; und, wenn ich mich nicht irre, ſo iſt die Entwickelung dieſes wie das wichtigſte, was bemerkt zu werden verdient.

12.

Ich verſprech' es, mich bey dem Erhabenen, das in uns durch andre Leidenſchaften erzeugt werden kann, weniger, als bey dem vorhergehenden zu verweilen.

Longin, und nach ihm Home haben es der Furcht und der Betrübniß, und der Engländer beſonders der Rache (Vol. I. Ch. 4.) abgeſprochen, daß ſie nicht erhabene Leidenſchaften in uns erzeugen können; aber, indem Home eben daſelbſt beweiſt, daß das vom Longin gewählte Beyſpiel (die berühmte Ode der Sapho) ſeiner Lehre widerſpreche: ſo kann ich ihm ſelbſt einen ſeiner Landsleute, den Burkes entgegen ſetzen. Es iſt bekannt, daß ſich ein Theil der Schrift dieſes letztern über den Urſprung unſerer Begriffe vom Erhabenen und Schönen, auf die Behauptung gründet, daß alles, was die Leidenſchaften der Selbſterhaltung in uns erregt,

das Gefühl des Erhabenen dadurch in uns erzeuge; und ich glaube, daß Verzweifelung, Angſt, Entſetzen, Reue, Wuth, und ſo gar Betrübniß dies in uns eben ſo gut vermögen, als ich es von Furcht, Schrecken, Rache und Raſerey geſagt habe. Die Meynung des Home ſcheint aus einem Irrthum herzukommen, der ſchon im neunten Abſchnitt widerlegt iſt. —

Es iſt Verzweifelung im Othello, die ſich ganz, nachdem er die Unſchuld ſeiner von ihm ermordeten Gattinn erkannt hat, ſeiner bemeiſtert, wenn er zum Gratiano ſagt, der ihn jetzt entwaffnen laſſen will:

Lo! I have a weapon:
A better never did itſelf ſuſtain
Upon a ſoldier's thigh. I've ſeen the day,
That with this little arm, and this good ſword,
I've made my way through more impediments,
Than twenty times your ſtop. But, oh vain boaſt!
Who can controul his fate? 'Tis not ſo now.
Be not afraid, though you do ſee me weapon'd;
Here is my journey's end, here is my butt,
The very ſea-mark of my outmoſt ſail. —
Do you go bak dismay'd? 'tis a loſt fear.
Man but a ruſh againſt Othello's breaſt,
And he retires. Where ſhould Othello go?
Now — how doſt thou look now? (Indem er auf die ermordete Gattinn ſieht) Oh ill-ſtar'd Wench!
Pale as thy ſmoke! *When we ſhall meet at compt,*

This look of thine will hurl my ſoul from heav'n,
And fiends will ſnatch at it. —— Cold, cold, my girl,
Ev'n like thy chaſtity. —— O curſed Slave!
Whip me, ye devils
From the poſſeſſion of this heav'nly ſight;
Blow me about in Winds, roaſt me in ſulphur,
Waſh me in ſteep-down gulfs of liquid fire ——
Oh, Desdemona! Desdemona! dead! dead! oh! oh!

Othello Act. V. Sc. 9.

„Seht! ich hab ein Gewehr; ein ſchöneres hieng niemals an eines Soldaten Hüfte. Ich habe den Tag geſehen, da ich mit dieſem kleinen Arm, und dieſem guten Degen mir durch mehr Hinderniſſe einen Weg machte, als zwanzig ſolche Wächter wie ihr ſeyd. Aber, o eitle Prahlerey! Wer kann über ſein Schickſal Meiſter werden? Es iſt nun ein anderes. Erſchrecket nicht, ob ihr mich gleich bewaffnet ſeht; hier iſt das Ende meiner Fahrt, hier iſt mein Ziel, die äußerſte Marke, die mein letztes Seegel noch erreichen kann. — Tretet ihr erſchrocken zurück? Es iſt eine vergebliche Furcht: Zücket nur ein Schilfrohr gegen Othellos Bruſt, ſo wird er ſich zurück ziehen. Wo ſollte Othello hingehen? Nun — (er ſieht auf Desdemonen) — wie ſiehſt du nun aus? Unglückliches Geſchöpf! wie bleich! Wenn wir vor Gericht zuſammen kommen, wird dieſe Mine,

Mine, die du haſt, meine Seele vom Himmel herabſchleudern, und Teufel werden ſie auffangen. — Kalt, kalt, mein Mädchen; kalt wie deine Schönheit! — O verfluchter Sclave! Peiſcht mich, ihr böſen Geiſter! peiſcht mich vom Genuß dieſes himmliſchen Anſchauens hinweg; zerſtäubt mich in die Winde, röſtet mich in Schwefel, waſcht mich in bodenloſen Schlünden von flüßigem Feuer. — O Desdemona! Desdemona! todt! todt! oh! oh!"

Wiel. Ueberſetzung.

Ich habe die ganze Rede des Othello hergeſetzt, (obgleich nur der letztere Theil derſelben eigentlich Lebhaftigkeit genug hat, um als ein Beyſpiel der Verzweifelung gezeigt werden zu können,) damit ich die Gelegenheit erhalte, es anzumerken, daß der Dichter nicht mit einemmal, nicht ohne Veranlaſſung den Othello in dieſe Verzweifelung gerathen läßt. Es iſt eigentlich der, an ſeiner unſchuldigen Gemahlinn verübte Mord, welcher ihn in dieſe Verzweifelung ſtürzet; und er iſt daher, ehe er eben auf die todte Desdemona ſieht, weit ruhiger, als nachdem er ſie nun erblickt, und beſchauet. Die abſcheulichen Verwünſchungen ſeiner ſelbſt brechen nicht ehe aus, als bis er wieder, auf das

lebhafteſte, an ſeine raſende Eiferſucht erinnert worden iſt. —

Ich werde eben noch aus dem Shakeſpear ein Beyſpiel nehmen, um zu zeigen, daß ſo gar Gewiſſensangſt in uns erhabene Ideen hervor bringen kann, wenn ſie gut behandelt wird. Die That nämlich, die jetzt das Gewiſſen ängſtigt, muß mit ganzem Recht dies Gewiſſen ängſtigen. Und der Thäter muß dieſe Angſt empfinden, und äußern, und ihr doch nicht unterliegen wollen; vorausgeſetzt, daß ſein Charakter Lebhaftigkeit und Ehrgeiz genug hat, und überhaupt in ſolchen Situationen ſich befindet, um nicht ganz unterliegen zu dürfen. Die ganze dritte Scene im fünften Aufzuge des Trauerſpiels vom Makbeth, ſo verſchiedene Wendungen ſie auch hat, iſt nichts, als der lebendigſte Ausdruck eines gepeinigten Gewiſſens. Schon iſt das Engländiſche Heer, mit dem rechtmäßigen Erben von Schottland (Malkolm) in dieſem Königreich angekommen, um den grauſamen Makbeth zu züchtigen; es hat ſeinen Weg gegen den Birnamwald genommen, und Makbeth ſein Lager zu Dunſinan aufgeſchlagen: zwey Oerter, von welchen die Zauberinnen geſagt hatten

Macbeth ſhall never vainquiſh'd be, untill
Great Birnam wood to Duſinane's high hil
Shall came againſt him. —

Act. IV. S. 2.

„Mak-

„Makbeth ſoll niemals überwunden werden, wenn nicht der große Wald von Birnam, auf die hohen Hügel von Duſinan zu, gegen ihn anzieht.“

Hier ſehen wir ihn nun, mit einem Arzt, und einigem Gefolge auftreten, indem er ſagt:

Bring me no more reports, let them fly all;
'Till Birnam wood remove to Duſinane,
I cannot taint with fear. What 's the boy Malcolme?
Was he not born of Woman? Spirits that know
All mortal conſequences, have pronounc'd it:
Fear not Macbeth, no man that 's born of woman,
Shall e'er have power upon thee. —— fly falſe Thanes,
—— The mind I ſway by, and the heart I bear,
Shall never ſagg with doubt, nor ſhake with fear.

„Bringt mir keine Zeitungen mehr, laßt ſie alle fliehen! Bis der Birnamwald ſich nach Duſinan bewegt, kennt Makbeth keine Furcht. Was iſt der Knabe Malkolm? Ward er nicht von einem Weibe geboren? Geiſter, die den ganzen Zuſammenhang der ſterblichen Begegniſſe kennen, haben ſo ausgeſprochen: Fürchte nichts, Makbeth! keiner der von einem Weibe geboren ward, ſoll jemals Gewalt über dich haben. — Flieht ihr abtrünnigen Thane! —— —— Der Geiſt, der mich beherrſcht, das Herz, das mich befeuert, kann nie von Zweifeln wanken, nie von Furcht erſchüttert werden.“

Es ſcheint auf den erſten Augenblick, als wenn es nichts weniger, als Gewiſſensangſt ſey, welche aus dem Makbeth rede; und doch iſts, wenn man beſonders den ganzen Zuſammenhang des Stücks ſich denkt, nichts anders, als eben dieſe Angſt, die ſich ſo ganz ſeiner bemächtigt hat, daß ſie, wenn er kühn und geſetzt erſcheinen will, ganz allein aus ihm ſpricht. Er nimt den Ton eines Zuverſichtlichen nur an, um dieſe Angſt deſto beſſer zu verbergen. Es iſt eine alte Bemerkung, daß die Furcht oft die Sprache der Kühnheit führt, entweder um ſich dadurch zu verſtecken, oder um in ſich ſelber Muth hinein zu reden. — Doch, was man hier noch nicht deutlich genug davon ſieht, wird man in dem Verfolg der Scene ſehr gewiß entdecken. Indem Makbeth noch fortredet, tritt ein Bedienter herein: n)

The

n) Daß dich der Teufel ſchwarz räuchere, du milchſuppiger Bengel! Wie kommſt du zu dieſem ganßmäßigem Ausſehn?

Bed. Zehn tauſend —

Makb. Gänſe, Schurke?

Bed. Soldaten, Gnädigſter Herr —

Makb. Geh, ſtreich dein Geſicht vorher roth an, du weißlebrichter Bube! Was für Soldaten, Lumpenhund? daß du verdammt wäreſt! deine Wangen von weißem Tuch rathen uns Furcht an. Was für Soldaten, Molkengeſicht?

Bed. Die engländiſche Armee, mit eurer Erlaubniß.

Makb. Fort! Aus den Augen! — Seyton! — Ich werde krank, wenn ich ſehe —— Seyton! ſag ich — Ich habe

The Devil damn thee black, thou cream-fac'd lown:
Where got'ſt thou that gooſe lock?
Serv. There are ten thouſand ——
Macb. Geeſe, villain?
Serv. Soldiers, Sir ——
Macb. Go, prick thy face, and over red thy fear,
Thou lilly-liver'd boy. What ſoldiers, patch?
Death of thy ſoul! thoſe linnen cheeks of thine
Are counſellors to fear. What ſoldiers, wheyface?
Serv. The Engliſh force, ſo pleaſe you.
Macb. Take thy face hence — *Seyton! — I'm ſick at heart,*
When I behold — Seyton! I ſay! — —
— — — — — —
I have liv'd long enough; my way of life
Is fall'n into the ſear, the yellow leaf:
And that which ſhould accompany old age,
As honour, love, obedience, troops of friends,
I muſt not look to have: but in their ſtead,
Courſes not loud but deep, mouth-honour, breath,
Which thee poor heart would fain deny, and dare not.
(Enter Seyton.)
Seyt.

habe lange genug gelebt; mein Leben iſt nach und nach ins Welken herabgeſunken, in gelbes Laub, und das was das hohe Alter begleiten ſollte, Ehre, Zuneigung, Gehorſam, Freunde, an das darf ich nur nicht gedenken: alles was ich dagegen zu erwarten habe, ſind Flüche, nicht laut, aber deſto tiefer, leere Complimente, Athem, den das arme Herz gerne verſagen wollte, wenn es dürfte.
(Seyton kommt.)

Seyt. Was iſt euer gnädigſter Befehl?
Makb. Was giebts Neues?
Seyt. Es hat ſich alles beſtätiget, was berichtet worden iſt.
Makb. Ich will fechten, bis mir das Fleiſch von den Knochen abgehackt iſt; gebt mir meine Waffen!

Seyt. What is your gracious pleaſure?
Macb. What news more?
Seyt. All is confirm'd, mylord, which was reported.
*Macb. I'll fight, 'till from my bones my fleſh is hacked.
Give me my armour!*

Die Wuth, mit welcher Makbeth den Bedienten anfällt, ehe dieſer noch ſpricht, charakteriſirt, auf die vortreflichſte Art, die Angſt, die in ihm iſt. Man weis es, daß dieſe Leidenſchaft, ſo wie alle heftige andre Leidenſchaften, beym erſten Anreize ausbricht. Beym Makbeth iſt es die zweydeutigſte Sache von der Welt, die ihn in Bewegung ſetzt; der Bediente konnte, auch andrer Urſachen wegen, blaß ausſehen; und es iſt wahrſcheinlich, daß er gar nicht blaß ausſahe, weil, nach dem eigenen Zeugniſſe des Makbeth, ihn ſeine Anhänger und Bedienten nicht ſo ſehr liebten, als daß ſie für ihn in Furcht hätten gerathen ſollen. Aber ſein böſes Gewiſſen zeigte ihm in allen, was er ſah und hörte das, was er in ſich ſelber hatte. Die Wuth ſelbſt bezeugt, wie gern er ſich in andre Leidenſchaften verſetzen, und von aller Angſt loßmachen will; er jagt den Bedienten fort, um nicht länger einen Gegenſtand vor ſich zu haben, der ſolche ſo lebhaft in ihm erweckt hat, und ruft den Seyton, ſeinen Vertrauten, um ſich zu tröſten. Aber ehe noch Seyton kommen kann, fällt ſehr natürlich dieſe

künſt-

künſtlich erregte Wuth, weil die Veranlaſſung dazu fort iſt, ganz nieder; und Makbeth ſinkt in die gewöhnliche Verfaſſung eines geängſteten Böſewichts herunter, der jetzt noch weniger Gutes ſich verſpricht, und um ſich her ſieht, als vielleicht wirklich da iſt. Ich muß es noch bemerken, daß Makbeth nicht zuerſt durch dieſen Bedienten die Ankunft des Engländiſchen Heeres erfuhr, und daß daher dieſe Nachricht allein ihn nicht in ſo heftige Wuth geſetzt haben würde, wenn er nicht jede Gelegenheit hätte ergreifen wollen, ſich von ſeinen innern Gefühlen loßzureißen. — Selbſt die Prophezeyungen der Zauberinnen, ſo vortheilhaft er auf ſich ſolche auslegte, und ſo glücklich zweydeutig ſie, um ihn zu beruhigen, auch waren, konnten nicht ſeine Angſt ſtillen. Er nimmt ſie zu oft vor ſich, und betrachtet und wiederhohlt ſie zu vielfältig, um nicht dadurch zu bezeugen, daß er in ſich ſelbſt etwas trage, und ſprechen höre, das ſie alle widerlege; und ich könnte hievon, wenn ich einen Kommentar über dies vortrefliche Trauerſpiel ſchreiben wollte, ſehr viel Beweiſe geben. — — Wie Seyton komt, fragt Makbeth ihn ſo gleich nur nach Neuigkeiten: ein neuer Beweis von dem Zuſtande ſeines Gewiſſens; und wie er vom Seyton die Beſtätigung der alten Nachrichten erhält und ſich dadurch von aller Errettung von ſeinem Gericht, das er mit dem Engländiſchen

diſchen Heer über ihn zu kommen, innerlich fürchtet, abgeſchnitten ſieht, bricht ſeine innre Angſt von neuem in Wuth aus. Dieſe äußert ſich auch nur in ſo fern anders, als Seyton ſein Vertrauter, und nicht ſein Bedienter iſt. Er nimmt ſeine Zuflucht zu ſeinen Waffen, und ſucht äußern Schutz für **innre Feinde**: eine Verwechſelung, die nur zu ſehr natürlich; — und umgekehrt die Eigenſchaft eines großen, ſo wie hier eines höchſt elenden Mannes iſt. — Man höre ihn weiter!

Seyton antwortet ihm, als er ſeine Waffen fodert:

'Tis not needed yet! *o)*

Macb. I'll put it on:

Send out more horſes, ſkirre the country round,

Hang thoſe that talk of fear. Give me mine armour.

Man ſieht, daß er ſich nicht, auf die Vorſtellung des Seyton, abreden laſſen will, ſich zu bewaffnen. Er **konnte** nicht; denn wo hätt' er ſonſt ſeine Zuflucht hinnehmen, wo hätt' er nun Troſt ſuchen ſollen? denn ſeine Angſt in ihm iſt ſo mächtig, daß er auch die hängen laſſen will, die nur von Furcht reden. Indem er dieſe Furcht rund um ſich herum

o) Seyt. „Es iſt noch nicht nöthig.
Macb. Ich will ſie anlegen. Schickt mehr Reuter aus, ſtöbert die ganze Landſchaft durch, laß die Schurken aufhängen, die von Furcht reden. Gieb mir meine Rüſtung."

herum ausrotten will, denkt er ihrer ſelbſt loß zu werden. Und wie ſehr er wirklich ſie in ſich fühlt, iſt die wiederholte Foderung ſeiner Rüſtung. Denn wenn auch dies zugleich Begierde zum Kampf anzeigt: ſo iſt dieſe Begierde eigentlich nichts, als der Wunſch, der Angſt loß zu werden. Ein innerlich ruhiger, und nicht gequälter Mann würde den Augenblick beſſer abmeſſen können, in welchem die Zubereitung zur Schlacht nöthig iſt. —

Man hat geſehn, daß Makbeth einen Arzt mit auf das Theater gebracht hat; aber dieſer kann wahrſcheinlich, nach Makbeths eigener Vermuthung, ihm ſo wenig Tröſtendes zu ſagen haben, und Makbeth ſelbſt iſt, durch ſein eigenes Gefühl, ſo ſehr auf andre Gegenſtände und Vorſtellungen geführt worden, daß er nicht ehe, als bis er ſo zu ſagen **muß**, den guten Doktor anredet:

How do 's your patient, doctor? *p)*

Doct.

p) Makb. „Was macht eure Patientinn, Doktor?
Dokt. Gnädigſter Herr! ihre Krankheit beſteht hauptſächlich in ſchwermüthigen Einbildungen, die ſie in ihrer Ruhe ſtören.
Makb. So heile ſie davon! Kannſt du die Schmerzen eines kranken Gemüths nicht ſtillen, einen eingewurzelten Kummer aus dem Gedächtniß ziehen, die eingegrabenen Unruhen des Gehirns ausglätten, und den überladenen Buſen von dieſem gefährlichen Unrath reinigen, der das Herz beklemmt?“

Wiel. Ueberſetzung.

Doct. Not ſo ſick, Mylord,
As ſhe is troubled with thick-coming fancies,
That keep her from her reſt.

Macb. Cure her of that!
Canſt thou not miniſter to minds diſeas'd,
Pluck from the memory a rooted ſorrow,
Raze out the written troubles of the brain;
And with ſome ſweet oblivious antidote,
Cleanſe the full boſom of that perilous ſtuff
Which weighs upon the heart.

Wenn keine der vorhergehenden Stellen die innre Verfaſſung des Makbeth von der Seite gezeigt hätte, von welcher ich ſie bis jetzt angeſehen habe: ſo würde dieſe hier uns dieſe Seite, auf die hellſte Art, ſichtbar machen. Was der Arzt hier an ſeiner Gemahlinn heilen ſoll, das fodert er, indem er zwar ſie nur nennt, zugleich für ſich mit; und nur deswegen klagt er ſich eben derſelben Krankheit nicht an, einmal, weil ſein ſtärkerer Geiſt noch nicht ihren Aeußerungen ſo ſehr untergelegen war, als der ſchwächere Geiſt der Königinn, und dann, weil ein offenbares Geſtändniß von einem ſolchen Zuſtande ſo viel ſchändliches mit ſich führt, und ſeinen Angelegenheiten ſo ſehr ſchaden konnte, daß wir dies billig nicht von ihm erwarten können. Der Ton, mit dem er von der ganzen Sache ſpricht, und, da der Arzt ihm verſetzt, daß in ſolchen Zufällen der Kranke ſich ſelber helfen müſſe, die Antwort, die er ihm hierauf giebt:

Throw

Throw phyſick to the dogs, *I'll none of it*

„Wirf deine Arzneyen den Hunden vor; ich will keine davon“

beweiſen dieſe Anmerkung noch mehr. —

Makbeth fährt in der Folge der Scene fort, ſeine Waffen zu fodern, und zu verſichern, daß er weder Tod noch ſonſt etwas fürchte; beydes ſind Wiederholungen, daß er nur zu gewiß alles fürchtet, was nur zu fürchten iſt. Natürlich artet ſolch ein Zuſtand, in einem Menſchen von Makbeths Charakter und Temperament, in Fühlloſigkeit, und endlich in Verzweiflung aus. Es iſt ſehr bekannt, daß, unter immerwährendem Druck und Beklemmung, das Leben, ſo zu ſagen, wegſtirbt; und die Stelle iſt, meines Bedünkens, zu vortreflich, in welcher Shakeſpear es beſtätigt, daß aus fortdauernder Furcht endlich Unempfindlichkeit werde, als daß ich ſie nicht mitnehmen ſollte. In der Scene, worinn wir das nächſtemal den Makbeth wieder ſehen, hört er ein Geſchrey; er fragt was es iſt? und als man ihm antwortet, es ſeyen Weibsleute, welche ſchreyen: ſo ſagt er:

I have almoſt forgot the taſte of fears:
The time has been, my ſenſes would have cool'd
To hear a ſhriek, and my fell of hair
Would at a diſmal treatiſe rouſe and ſtir
As Life were in't. I have ſupt full with horrors,

Direneſs familiar to my ſlaught'rous thoughts
Cannot once ſtart me.

„Ich habe die Furcht ganz verlernt. Die Zeit iſt vorbey, da mich der Schrey einer Nachteule ſchauern gemacht, und meine Haare ſich in die Höhe gerichtet und bewegt hätten, als ob Leben in ihnen wäre. Ich habe mit Schreckgeſpenſtern zu Nacht gegeſſen: das Entſetzlichſte iſt mit meinen blutigen Gedanken ſo vertraulich geworden, daß es mich nicht mehr erſchrecken kann.“

Wenn ich es mir erlaubt hielte, weiter den Charakter des Makbeth aus einander zu ſetzen, und ſeine innre Geſchichte zu entwickeln: ſo würden ſich noch manche Bemerkungen über ſeinen Zuſtand machen laſſen, die vielleicht nicht ohne Nutzen wären. Vielleicht wird aber jetzt ein junger Dichter aufgemuntert, dieſe Bemerkungen ſelbſt im Shakeſpear aufzuſuchen; und da wird ihm dann auch die Gemahlinn des Makbeth Stoff zu einer reichen Erndte von Anmerkungen geben können. — Dies ſind ungefehr die Bemerkungen, die ich über das Erhabene, das durch verſchiedene Leidenſchaften in uns erzeugt wird, hier dem künftigen Romanendichter habe mittheilen wollen, damit er nicht Leidenſchaften ungenützt laſſe, die er, zur Unterhaltung ſeiner Leſer, ſo vortheilhaft gebrauchen kann.

Ich wiederhol' es, daß ich damit nichts gewollt, als ihn erinnern, daß wir mit Theilnehmung, auch für andre Dinge, als Liebhaber und Liebhaberinnen geſchaffen ſind, und daß es Unrecht iſt, immer auf Liebe und Liebe allein den Grund eines Romans aufzuführen. Zwar haben wir ſchon aus- und einländiſche Werke dieſer Art, in welchen die Liebe nicht die Hauptrolle ſpielt (z. B. den Triſtram Shandy, Sebaldus Nothanker u. a.) aber dieſe Werke ſind ſo höchſt ſelten, und Liebe und Roman ſind ſo genau verbundene Ideen, daß die Anmahnung wohl nicht zu viel ſeyn kann, dieſen eben angeführten Beyſpielen noch mehr zu folgen. Und wenn in ihnen nun gerade auch nicht die zuvor berührten Leidenſchaften ſich gebraucht fanden: ſo ſind dieſe nur deßwegen hier bemerkt und aus einander geſetzt worden, damit die, in den Romanen zu gebrauchenden Materialien, deſto mehr allen Romanendichtern einleuchten mögen. Denn —

Die Anwendung der, aus **dramatiſchen** Dichtern, genommenen Beyſpiele wird dem Romanendichter, für ſein Werk, ſehr leicht ſeyn. Das Shakeſpearſche Trauerſpiel umfaßt, wie gedacht, einen Raum und Zeit, welche bis jetzt nur unſre erzehlende Werke einnehmen können. Und Shakeſpear hat die Leidenſchaften ſo vortreflich, ſo wahr behandelt, daß ich, da ſich Gelegenheit fand, dieſe

Behandlung zum Theil aus einander zu ſetzen, auch deßwegen dieſe Beyſpiele aus ihm genommen habe. Denn, wenn man auch dieſe und ähnliche Leidenſchaften nicht brauchen wollte, oder könnte: ſo läßt ſich doch, aus der Shakeſpearſchen Behandlung derſelben, ſo viel Brauchbares, für die Aufführung andrer Leidenſchaften, folgern, daß der Romanendichter, auch nur aus dieſem Geſichtspunkt betrachtet, manches aus ihnen lernen kann. Und in der Schilderung der Leidenſchaften findet ſich unter uns, und beſonders in Romanen, noch immer ſo wenig Wahres; und der Romanendichter dürfte leicht glauben, daß er, um dieſe Wahrheit zu lernen, nicht zu dem dramatiſchen Dichter ſeine Zuflucht nehmen dürfe, daß dieß eine zweyte Urſache war, auch dieſen, auch den erzehlenden Dichter, auf das Studium eines ſo großen Meiſters zu führen. —

Aber warum ſollte der Romanendichter nicht eben ſo gut, wie der tragiſche Dichter, auch auf die Erregung und Ausbildung unſers Mitleids, denken? — Daß es dieſe Leidenſchaft vorzüglich verdiene, wird ſich in der Folge mehr ergeben. — Wir können in dieſer Welt nicht immer alles thun, um unſre Mitmenſchen von ihrem Leiden, von ihrem Unglück zu befreyen, (eine Pflicht, die uns vor allen andern obläge; denn darum nur ſind wir Menſchen) aber die Mittel ſind in unſrer Gewalt,

immer

immer richtig für ſie zu empfinden, immer Theil an ihren Schickſalen, auf eine gerechte Art, zu nehmen. Und wenn dieſe Theilnehmung ſchon einen großen Troſt dem Leidenden gewährt; wenn er ſich erleichtert fühlet, auch wenn er nur einem böſen Nachbarn [q]) ſein Leiden klagen kann; und wenn dieſe Theilnehmung nun nicht in allen Menſchen ſo bereitwillig entſteht, oder auf die Art entſteht, wie ſie billig ſollte (eine Sache, wovon Jeden die Erfahrung überzeugt): warum ſollte nicht auch der Romanendichter, zur Anbauung dieſer Leidenſchaft, das Seinige beytragen? — Oder wären die Gränzen ſeiner Kunſt ſo enge, daß er es nicht kann? Man ſagt, nur gegenwärtiges Leiden erregt unſer Mitleid; und ſchließt daraus, als ob wir die Perſonen ſelbſt, handelnd vor uns ſehen müßten, wenn dies Mitleid in uns erregt werden ſollte. Daß der Grad des Mitleids durch die Gegenwart der Perſonen erhöhet werde, verſteht ſich wohl von ſelbſt; aber der Romanendichter wird, wenn er ſich nur nicht auf das bloße, kahle Erzehlen der Vorfälle einſchränkt, die Illuſion ſo weit treiben können, daß wir immer noch vom Mitleid ſo viel empfinden, als zur Ausbildung deſſelben nöthig iſt. Beyſpiele beweiſen es. Wer bemitleidet

q) Sophocl. Phil. v. 201 - 205.

leidet nicht, auf die lebhafteſte Art, die unglückliche Clementina? —

Nur theile der Romanendichter, nach weiſen Abſichten, ſeinen Perſonen ihre Leiden zu! Ich habe über dieſer Zutheilung ſchon vorher einen Wink gegeben. Die Perſonen ſollen, in des Dichters kleiner Welt, (eben ſo wie in der größern, wirklichen) zu ihrer Beſſerung, zu ihrer Vervollkommung leiden. Er ſoll ſeine Strafen, ſein Unglück ausſpenden, wie die Vorſicht es ausſpendet; und wie die Geſetzgeber billig es ſollten, wenn ſie es könnten, — die Menſchen beſſer dadurch zu machen. Das Leiden, um des Leidens ſelbſt willen, und um die Leſer angenehm damit zu unterhalten, iſt, in einem Werke, worinn der Dichter Zeit und Raum hat, höhere Abſichten haben zu können, — eine ſo ungereimte, ſo unedle Erfindung, als irgend eine. Und dieſe Zeit, dieſen Raum hat der Romanendichter. Mit der Anordnung ſeines Werks verträgt ſich jene Beſſerung. In der Folge mehr hiervon. Es verſteht ſich aber, daß hier die Rede von einer wahren, einer Menſchen anſtändigen Beſſerung iſt, die ſich nicht aufs Aeußere dieſes Menſchen einſchränkt. —

Eben ſo ungereimt würde es ſeyn, einen Menſchen ohne Verdienſt, ohne Anlaß leiden zu laſſen, — eben aus dem Grunde, der vorhin ſchon angeführt

führt worden. Das hieße einem Muley Iſmael ins Handwerk fallen, und nachahmen wollen. —

Man folgere, aus allem, was ich geſagt habe, nicht etwann, als ob ich aus dem Roman ein bloßes tragiſches Werk machen wolle? dies würde gerade mit meinen Begriffen im Widerſpruch ſtehen. Ich habe nur die Leidenſchaft des Mitleids auch hier in ihre Rechte einſetzen, und mehrere Quellen dazu ſo wohl, als überhaupt für den Roman anzeigen wollen, aus welchen der Dichter ſchöpfen könne, um ſeine Leſer zu vergnügen [r]). —

Ich habe auch nicht alle Leidenſchaften, die Mitleid in uns erwecken, indem ſie zugleich das Gefühl der Selbſterhaltung erregen, hier anzugeben, vermeynt. — Nur eins will ich noch hinzuſetzen.

Man iſt gewohnt, vorzüglich das für Erhaben zu erklären, was irgend eine Erhebung über das, was gewöhnlich Eindruck macht, anzeigt. Zufolge deſſen ſollte nun ehe die Perſon, die mitten in ihren Leiden unbeweglich bleibt, die ſie nicht fühlt, oder

 nicht

r) Wenn der Romanendichter ſeine Perſonen, in ſeinen Leidenſchaften, ſelbſt redend, einführen will: ſo findet ſich in den Elements on Crit. im 17ten Kap. (nach der erſten Auflage) und im 2ten Theil der Mendelsſohnſchen Schriften, ſo viel Lehrreiches, daß ich nichts kann, als ihn dahin verweiſen.

nicht fühlen will, für erhaben erklärt werden. Aber wenn der Menſch billig das ſeyn ſoll, was zuerſt ihn Natur, und dann Grundſätze und Pflicht zu ſeyn fodern: ſo ſind dieſe vermeynten Erhabenheiten, wahre romantiſche Erhabenheiten. — Auch der Dichter würde bey dieſem Tauſch verlieren. Denn jene Erhebung erregt bloß Bewunderung; und das Kalte dieſes Gefühls iſt genug bemerkt, und allgemein bekannt.

13.

— Divine amitié, felicité parfaite,
Seul mouvement de l'ame où l'excès ſoit permis!

VOLTAIRE.

Unſre Nachbarn haben einen kleinen, ganzen Roman aufzuweiſen, der beynahe auf Freundſchaft allein gebauet iſt. Ich will zwar nicht entſcheiden, ob ſein Verfaſſer dieſen Gegenſtand ſo bearbeitet und genützt habe, als er genützt zu werden verdient? aber davon bin ich veſt überzeugt, daß all' unſre gewöhnlichen Liebesgeſchichten nie ſo anziehend werden können, als es Freundſchaft, auf eine gewiſſe Art behandelt, werden kann.

Zwar weis ich, daß in den neuern Zeiten, Verbindungen dieſer Art, nicht mehr die Innigkeit, den Werth, den Umfang haben können, den ſie in

den erſten Zeiten der Welt haben mußten; aber noch ſind ſie nicht unwahrſcheinlich, noch ſind ſie nicht ohne Reiz.

Solch eine Verbindung führt ſo viel Glückſeligkeit bey ſich; ſie macht das Leben ſo leicht, ſo angenehm; ſie kann ſo natürlich zur Lehrerinn, zur Anführerinn der ſanftern, gefälligen Tugenden werden; — ihre Behandlung kann ferner zur Entwikkelung ſo vieler Falten des menſchlichen Herzens dienen, und, indem wir dabey die verſchiedenen Einſchränkungen ſehen, die unſre Eigenthümlichkeiten annehmen müſſen, wenn wir im geſelligen Leben glücklich ſeyn ſollen, — können wir ferner dadurch der Glückſeligkeit dieſes geſelligen Lebens um ſo mehr fähiger werden: einer Glückſeligkeit, die für den rechtſchaffenen, nicht nach Sclaverey dürſtenden Mann, eine der wichtigſten und anſtändigſten iſt, — daß ich aller dieſer Urſachen wegen, mir es nicht verſagen wollen, einige Bemerkungen über die Freundſchaft niederzuſchreiben.

Ein franzöſiſcher Scribent (es iſt Rochefaucault oder La Bruyere) behauptet, daß die Freundſchaft dem Menſchen nur eine ſehr kalte Nahrung gewähren, und kaum Statt für ihn haben könne, wenn er einmal die Liebe gekoſtet. Wenn der Franzoſe Recht hätte: ſo würde der größte Theil des menſchlichen Geſchlechts, auch dieſer Urſache wegen, die-

ſer höhern Verbindung gar nicht mehr fähig ſeyn; und diejenigen gerade am wenigſten, die es, ihrer Natur nach, am mehrſten ſeyn ſollten; die zarten, weichgeſchaffnen Seelen.

Ich weis, daß ſich ſolche franzöſiſche Einfälle von ſelbſt widerlegen; aber ich weis auch, daß, dem ungeachtet, die mehrſten derſelben, von unſern lieben Landsleuten, als Orakel angeſehn, und nachgelallt werden, beſonders wenn ſie ſich, wie dieſer, von einem Manne herſchreiben, von welchem wir glauben, daß er, mit der Göttinn der Weisheit im engſten Bunde geſtanden habe. Und da wär' es nun leicht möglich, daß ſelbſt unſre Dichter, in Behandlung der Freundſchaft, dies Vorurtheil unterhalten könnten, das natürlich den Menſchen abhalten muß, ſich ſolch einer Verbindung werth zu machen, oder ſie gehörig ſchätzen zu lernen.

Es iſt nur zu gewiß, daß dieſe Verbindung, nach jener, für gewiſſe Jahre, viel reizendern, nicht allein beſtehen, ſondern daß ſie ſelbſt nach den, in jener Leidenſchaft gemachten Erfahrungen deſto ſicherer beſtehen, — ja, daß ſie ſo gar erſt, in Jahren eigentlich ſtatt finden könne, wenn wir ſchon die Glückſeligkeiten jener gekoſtet haben müſſen, woferne wir zu dieſen fähig ſeyn ſollen. —

Nach dem gewöhnlichen Sinn, den man mit dem Wort Freundſchaft verbindet, kann ſie ſehr

viele

viele Geſtalten annehmen. Wo findet man nicht Freunde? und wer hat nicht Freunde? Aber ächte Freundſchaft, wenn ſie einige der vorhergenannten Wirkungen hervor bringen ſoll, kann wohl nur unter gewiſſen Bedingungen, und bey gewiſſen Eigenſchaften ſtatt finden. Und wenn gleich nur der Tugendhafte allein ihrer fähig iſt, ſo kann doch ſein beſonderer Charakter, ſein Geſchmack, ſeine ganze Verfaſſung der Freundſchaft jedesmal das Eigenthümliche geben, welches ſie haben muß, um, in unſerm Fall, nicht einförmig zu werden; und alle die Veränderungen, alle die abwechſelnden Geſtalten hervorbringen, die nöthig ſind, den Leſer angenehm zu unterhalten.

Wenn ich Beyſpiele erhabener Freundſchaft geben wollte; ſo würde ich, ohne zu erkannten Fabeln meine Zuflucht nehmen zu dürfen, aus Geſchichtſchreibern, Weltweiſen und Dichtern des Alterthums, — und auch der neuern Zeiten, viele ſolcher Beyſpiele herhohlen können. Lucian allein würde mehr, wie eins gewähren; und würde zu der Unterſuchung Anlaß geben können, ob nicht zu den, ächte Freundſchaft hervorbringenden Urſachen, eine Geſetzgebung, ein Land mehr, als das andre, Veranlaſſungen haben könne. Aber ohne mich hier auf dieſe Unterſuchung einzulaſſen, beweißt der Toxaris des Lucians wenigſtens, daß man bey Bildung der

Freund-

Freundſchaft und ihrer Thaten eben ſo ſehr Rückſicht auf das Vaterland der Freunde haben müſſe, als bey den übrigen Zügen, in der Zuſammenſetzung der Charaktere. Wer die vom Toxaris angeführten Beyſpiele gegen die, vom Marſip gebrauchten, hält, wird ſich hievon leicht überzeugen. —

Freundſchaft ſcheint nicht ſchnell entſtehen zu können. Gegenſeitige Prüfungen und Unterſuchungen müſſen vorher gegangen ſeyn, ehe das Bündniß geſchloſſen worden iſt. Auch tugendhafte Seelen können noch Widerſprüche hegen, bey welchen die Freundſchaft nicht zu beſtehen vermag. — Und wie oft iſt in dem Aeußern des Menſchen ein ſo künſtlicher Betrug, vermöge deſſen wir es erſt, nach langer Zeit, entdecken können, daß das nicht Tugend war, was uns Tugend ſchien. Wie ſehr könnte uns derjenige Dichter lehren, in die Tiefen des Herzens ſchauen, der einmal eine **werdende** Freundſchaft mit in ſeinen Plan ziehen wollte! — Einzelne Beyſpiele, als wie das vom Montagne und Boetins, beweiſen nichts für das ſchnelle Entſtehen der Freundſchaft.

Auch wird der Dichter die Freundſchaft nicht mit der Lebhaftigkeit und Heftigkeit ſchildern und auftreten laſſen, die nur den Leidenſchaften eigenthümlich iſt. Dies gründet ſich nicht auf Willkühr, ſondern auf die Natur der Eigenſchaften, aus welchen

ächte Freundſchaft entſteht. — Hierzu kommt, daß ſie, wie gedacht, nur in gewiſſen Jahren des Lebens, [s]) entſtehen kann. Wenn ächte Freundſchaft ein Band zweyer Seelen ſeyn ſoll, um dieſe Seelen gegenſeitig rechtſchaffen, und wahrhaft glücklich zu machen; wenn dies Band alsdenn geknüpft werden muß, um das ganze Leben hindurch zu dauren: ſo ſcheinen dieſe Abſichten nicht erreicht werden zu können, ohne daß nicht die vorhergenannten Eigenſchaften ſich bey den knüpfenden Perſonen finden. — Und ohne dieſe edlen Endzwecke verdient wohl keine Verbindung den Namen Freundſchaft. —

Aber, wenn Freundſchaft gleich die Lebhaftigkeit der Leidenſchaften nicht zuläßt: ſo braucht ſie doch nicht kalt, unthätig, langweilig zu ſeyn. Der Dichter, der ein Herz hat, wird in ſeinem Herzen ſchon die Wärme, ſchon die Theilnehmung finden, die, ohne leidenſchaftlich zu ſeyn, dennoch den Leſer nichts weniger, als einſchlafen laſſen wird. Und Freundſchaft ſelbſt kann zur Leidenſchaft, bey dem Unglück des Freundes werden; und ſie muß es werden, wenn ſie ihrer Natur treu bleiben ſoll.

Iſt

s) Omnino amicitiae, corroboratis jam, confirmatisque ingeniis et aetatibus judicandae ſunt. *Cic.* de amicitia 20.

Iſt die Freundſchaft nach den vorher angeführten Grundſätzen geſtiftet worden: ſo wird ſie ſich nicht auf eine Art, oder bey Gelegenheiten äußern, wo ſie das Anſehn von Uebertreibung oder Unſchicklichkeit haben könnte. Sie wird nichts mehr und nichts weniger ſeyn, als was ſie, unter Menſchen ſeyn muß, und ſeyn kann.

14.

Es bedarf wohl keines großen Beweiſes, daß all' die ſanftern Tugenden und Leidenſchaften, als allgemeine Menſchenliebe, Gutherzigkeit, Gefälligkeit, Dankbarkeit, Großmuth, Eigenſchaften und Gegenſtände ſind, welche, wenn nicht erhabene, doch höchſt anziehende und angenehme Empfindungen in uns erwecken. Wer ſich hiervon näher überzeugen will, der unterſuche all' die Charaktere in Minna von Barnhelm, welche Leſſing hat anziehend machen wollen. Das wahre gute Herz, das aus ihnen hervorleuchtet, erregt unſre ſo lebhafte Theilnehmung für ſie. Was brauch' ich weiter zu ſagen, als dies, um allen Romanendichtern ſolche Charaktere aufs nachdrücklichſte zu empfehlen? Es läßt ſich aber noch etwas, zur Erhöhung ihres Werths hinzuſetzen. —

Ich nehme billig an, daß die Ausbreitung edler und rechtſchaffener Geſinnungen einer der erſten Endzwecke iſt, warum ein Dichter die Feder ergreifen ſollte, ſo viel nämlich dieſe Ausbreitung ſich mit der Natur ſeines Werks, verträgt. Und nun mag Home für mich reden. „Jede vorzüglich dankbare Handlung, ſagt er, wirkt in dem Zuſchauer, auſſer der Hochachtung für die dankbare Perſon, noch eine gewiſſe unbeſtimmte Bewegung zur Dankbarkeit; — eine gerechte Handlung vermehrt unſre Gerechtigkeit; — eine großmüthige Handlung muntert uns zur Großmuth auf.“ Wer ſollte nicht gern dieſe ſo weiſe und vortrefliche Einrichtung der menſchlichen Natur nützen wollen? wer ſollte nicht gern dazu beytragen wollen, Dankbarkeit, Gerechtigkeit und Großmuth in der Welt zu vermehren? —

Bey Gelegenheit der verſchiedenen erhabenen Gegenſtände iſt bereits angemerkt worden, daß das Gefühl des Erhabenen überhaupt, in der Dauer nicht ſo höchſt anziehend bleibe, und daß lauter erhabene Gegenſtände ſo gar Sättigung und Widerwillen in uns erzeugen können, wenn ſie nicht wie in den letztern Fällen, unſer Mitleid zugleich erwecken. Es iſt ferner eben da geſagt worden, daß das Erhabene, das ſich auf bloße Bewunderung gründet, wenn es nicht mit der größten Sorgfalt

behan-

behandelt werde, Anlaß zu Unternehmungen geben könne, die nicht geradeswegs auf das Wohl der Menſchheit zwecken. Dieſe beyden Eigenſchaften des Erhabenen finden ſich nun bey den ſanftern und liebenswürdigern Tugenden und Gefühlen, deren hier vorhin gedacht worden iſt, nicht; und dieß iſt eine Urſache mehr, warum ſie ſo ſehr in den Werken der Nachahmung zu empfehlen ſind.

Mit dieſen meinen eignen Gründen, will ich die Meynung des Burkes verbinden, weil durch dieſe jene ſo ſehr verſtärket werden. „Die großen, bewundrungswürdigen Tugenden, die zum Erhabenen gehören, erwecken mehr Furcht noch, als Liebe; — die ſanftern Tugenden ſind es, welche unſer Herz einnehmen, als Mitleiden, Freundlichkeit, Gutthätigkeit. — Es iſt das ſanfte Grün, auf welchem wir gern unſre Augen ausruhen laſſen, wenn ſie von dem Anſchauen glänzenderer Gegenſtände ermüdet ſind! u. ſ. w. Ich würde den ganzen zehnten Abſchnitt des dritten Theils abſchreiben können, wenn ich alles herſetzen wollte, wodurch mein Urtheil beſtätigt wird. Ich begnüge mich, den Leſer an den Engländer ſelbſt zu verweiſen; und ſetze nur noch hinzu, daß, ſo wie das Erhabene, ſeiner ganzen Natur nach, (ſo wie es auch vorher ſchon bemerkt worden,) nicht in allen Menſchen, und in gleichem Grade in allen erzeugt

werden

werden könne: ſo ſind die Herzen aller Menſchen, wenn ſie nicht ganz verwahrloßt ſind, den Eindrükken dieſer ſanftern Tugenden offen. —

15.

Ich komme zu demjenigen unſrer Gefühle, welches weit dauernder als das Gefühl fürs Erhabene, und eben ſo allgemein, und noch allgemeiner als das Gefühl für die ſanftern Tugenden iſt. Mit dieſer Allgemeinheit verbindet es einen ſehr hohen Grad von Anziehendem, das nicht ſowohl in ſeiner Natur, als in denen damit verbundenen Leidenſchaften liegt.

Wenn ich ſage, daß der hohe Grad des Anziehenden nicht ſowohl in der Natur der Liebe ſelbſt liege: ſo will ich erſtlich nichts anders ſagen, als daß der Gegenſtand dieſer Leidenſchaft ſie veredle oder erniedrige, je nachdem er ſelbſt edel oder niedrig iſt. Wenn die Liebe des nachherigen Gemahls der Pamela noch irgend etwas Anziehendes hat, ſo iſts, weil er die Pamela liebt. In dem geadelten Kaufmanne des Brandes iſt nichts abſcheulicher, als Rutlers Liebe zu der ſo genannten Baroneſſinn. Sie macht den Mann vollends lächerlich [r]). Hiezu kom-

r) Ich wähle dieſe Beyſpiele als ſolche, wo es der Endzweck der verſchiedenen Dichter war, daß die Liebe keinen andern, als den angezeigten Eindruck machen ſollte.

kommen noch andre Verhältniſſe. Der Grad, in welchem wir die Liebe empfinden, — ihr Einfluß auf unſre übrigen Handlungen, — und die Umſtände, unter welchen wir ihr dienen, entſcheiden von ihrem Werth, und machen ſie in den Augen des unparteyiſchen Zuſchauers entweder zum niedrigſten oder zum ſanfteſten Geſchäft des Lebens. Wenn Antonius, ſowohl in der Geſchichte, als in dem bekannten Trauerſpiel des Dryden, in ſeiner Liebe zur Cleopatra ſo weit geht, daß er ſeinen Ruhm, ſeine Provinzen, ſeine Gattinn ſelbſt aufopfert, und ſagen kann:

> One look of hers (Cleopatra's) would thaw me into tears
> And I ſhould melt till I were loſt. — &c.

ſo ſcheint er, rechtmäßig, als ein elendes Schlachtthier an ihrem Altar zu fallen. Aber wie gern, mit wie vieler Theilnehmung ſehen wir einen Tellheim eine Minna lieben! In den mehreſten franzöſiſchen Trauerſpielen iſt die Liebe höchſt lächerlich, weil oft unter Tod und Leichen der Held ſich mit ſeiner Liebe nur beſchäftiget. Doch alle dieſe beſondern Einſchränkungen thun noch nichts zur Sache, als daß ſie die Liebe größtentheils nur vor der Gleichgültigkeit, oder gar vor der Verachtung des Zuſchauers ſchützen. Das, was eigentlich in dieſem eine ſo angenehme Theilnehmung erregt,

ſind

ſind die mit ihr verknüpften Hoffnungen von großer Glückſeligkeit, und die Vorſtellung des peinigenden Kummers, der dem unglücklich Liebenden zu Theil werden kann. Daher hat ſie einen ſo mächtigen Reiz, der beynahe bis zum Erhabenen geht, in der Geſchichte der unglücklichen Clementina. Und die ſüßen Träume von künftiger Glückſeligkeit, die entzückenden Hoffnungen, womit ſich alle Liebhaber, vor dem Beſitz ihrer Geliebten, unterhalten, als ob ihnen jene Freuden durch dieſe zugeführt werden würden, ſind es, die den Leſer ſo ſehr hinreißen. „Der Dichter aber, ſagt ein Engländiſcher Philoſoph, der zwey Verliebte vorſtellte, die in vollkommener Sicherheit ſich ihre gegenſeitige Zärtlichkeit einander beſchreiben, würde Gelächter, aber keine Sympatie erwecken.“ Die Praxis der Dichter aller Jahrhunderte beweiſt die Richtigkeit dieſer Anmerkungen. Es wäre traurig, wenn gleich mit dem Hochzeittage alle Liebe aufhören ſollte; es kann ſo gar in den ganz erſten Zeiten der nähern Verbindung nach, ein höherer Grad von Entzückung und Zärtlichkeit in der Natur ſtatt finden, und ich habe — aber freylich wenige Beyſpiele davon geſehen; indeſſen würden dieſe Entzükkungen, wenn ſie der Dichter auch mit ſeiner ganzen Kunſt höchſt wahrſcheinlich zu machen gewußt hätte, dennoch für den Zuſchauer gewiß verloren

ſeyn; und nicht, weil ſolche Vorſtellungen, ihrer Seltenheit in der Natur wegen, nie Wahrſcheinlichkeit genug erhalten könnten; denn es liegt nicht in der Natur der Liebe, daß ſie ſo ſelten geſehen werden, es liegt in der Natur der Verbindungen, und in denen Perſonen, die ſich verbinden; — aber der Zuſchauer würde ſie deßwegen nicht nachfühlen können, weil er eigentlich nicht durch dieſe Entzückungen, ſondern durch die, mit ihnen verknüpfte **Furcht** oder **Hoffnung** in Bewegung geſetzt wird: zwey Leidenſchaften, welche die mehrſte Gewalt über uns alle haben, und mit Recht über uns haben, weil ſie zu unſerm Seyn unausbleiblich nothwendig ſind. Dieſe beyden Leidenſchaften laſſen ſich nun mit verſchiedenen andern Leidenſchaften vereinigen, und ſind größtentheils die Grundlagen von unſern angenehmen, oder unangenehmen Gefühlen. Wenn auch die Furcht **in der Natur** beſtändig ein verdrüßliches Gefühl iſt, das wir lieber nicht haben, als haben wollen: ſo verliert ſie doch in den Werken der Nachahmung dieſe genaue Beziehung auf uns, und ſetzt uns in die angenehmſte Bewegung.

Die mehr, oder weniger beſſere Verbindung dieſer zwey Leidenſchaften mit der Liebe iſt es alſo, die den größten Theil des Reizes erzeuget, der uns ſo ſehr hinreißt. —

Aber

Aber es giebt noch mehrere Mittel, dieſe Leidenſchaft anziehend zu machen, Mittel, die faſt durchgehends vernachläßigt werden. Es iſt ſo bekannt, und ſo oft bemerkt, daß jede Leidenſchaft, wenn ſie mit einiger Stärke und mit Dauer ſich unſrer bemächtigt hat, einen Einfluß auf alle unſre übrigen Empfindungen und Handlungen hat, und unſre guten Dichter haben dies ſo wohl zu nützen gewußt, daß wir einen Theil des Vergnügens, das uns ihre Werke geben, dieſer Beobachtung ſchuldig ſind. In Emilia Galotti hat die Liebe ſo mächtigen Einfluß auf den wollüſtigen Prinzen, daß er, ohn' Unterſuchung ein Todesurtheil unterſchreiben will: ein Zug, der uns den ganzen Charakter des Prinzen, und die ganze Natur ſeiner Leidenſchaft ſichtbarer macht, und dem Denker mehr Unterhaltung gewährt, als hundert Beſchreibungen [u]).

u) Ich habe mehr als einen, ſo genannten Mann von Geſchmack, dieſe Scene in Emilia Galotti zwar wahr finden, aber entweder als unzuſammenhängend mit dem Ganzen, oder als ganz unbedeutend für das Werk erklären hören. Es iſt unbegreiflich, wie weit unſer Publikum hinter unſern Leſſingen, Wielanden u. a. zurück iſt! So bald nicht alles iſt, wie wir es gewohnt ſind, in den faden franzöſiſchen Trauerſpielen oder albernen Romanen zu finden, ſo ſind wir gar nicht mehr zu Hauſe; wir wiſſen nicht, ob oder was wir dann denken ſollen? Eine Abhandlung, wie man die Dichter leſen müſſe, fehlt uns ganz, und wär' uns höchſt nöthig. Die Ueberſetzung der Plutarchiſchen dieſes Inhalts

In Minna von Barnhelm ſind wir Minnens Liebe die ganze dritte Scene des zweyten Aufzugs ſchuldig: eine Scene, wodurch uns Minna tauſendmal liebenswürdiger wird, als ſie es uns, wenn ſie nichts könnte, als bloß lieben, jemals werden würde. Eben ſo ſind in der Geſchichte des Agathon, der ganze Charakter deſſelben, und ſeine ganze Denkungsart, Zeugen von dem Einfluß der Liebe auf den ganzen Menſchen. In Muſarion iſt dieſe Wahrheit eben ſo ſchön, eben ſo richtig behandelt. In den gewöhnlichen Dichtern aber finden wir nichts von dieſem ſichern Einfluß der Liebe auf all' die übrigen Gefühle und Vorſtellungen der liebenden Perſon; man liebt, und das iſt alles! Und wann auch in einigen dieſer Werke, die Liebenden andere Handlungen, als Thaten der Liebe, unternehmen, ſo ſieht man in dieſen nichts von dem Einfluß ihrer Hauptleidenſchaft, weder auf ihre Thaten, noch ihre Art zu denken. Jede ihrer beſondern Unternehmungen beſteht vor ſich, ohne Einwirkung auf die übrigen Beſtandtheile des Charakters. Und wenn ja die Liebe auf die übrigen Geſinnungen einer Perſon wirklich Einfluß hat,

ſo

halts kann dem Uebel noch nicht ſteuern. Wir ſuchen in den Dichtern noch immer nicht das Weſentlichſte; und viele wiſſen gar nicht, was ſie im Dichter ſuchen ſollen.

ſo iſt dieſer Einfluß entweder ganz vorübergehend, und die Spuren, ob eine Perſon geliebt, — und ernſthaft geliebt hat, ſind ſogleich zugeweht; oder der Dichter weis nicht einmal, auch nur dieſen vorübergehenden Einfluß ſichtbar und anſchauend zu machen. — Bey jungen Perſonen beſonders iſt die Vernachläßigung dieſes Einfluſſes der größte Fehler wider die Wahrſcheinlichkeit; denn auf die Ausbildung des weiblichen Geſchlechts beſonders wirkt dieſe Leidenſchaft ſehr mächtig. Ich möchte gern manchen Dichter fragen: Warum er ein Paar Perſonen ſich lieben laſſen? Ich hoffe gewiß die Antwort zu erhalten, damit der Leſer eine Hochzeit habe. — Und doch werden unſre Dichter ſehr böſe, wenn man über ihr Hochzeitmachen ſich des Lachens nicht erwehren kann. Aber es iſt gewiß, daß ſie höchſtens nichts als den Einfluß der Liebe aufs Aeußere des Menſchen bemerken, auf Anſtand, Mine; und doch nicht einmal bis zum Putz, oder zum Compliment geht es. Exempla ſunt odioſa! Aber wem fallen ſie nicht dutzendweiſe ein? Nur eins! wer ſiehts der Clary an, daß ſie den Durimel (im Deſerteur) ſchon lange Zeit geliebt hat? oder daß ſie überhaupt liebt?

Es iſt ſehr gewiß, daß aus der Liebe ſehr viel edle, und höchſt anziehende andre Leidenſchaften entſtehen können, ſo wie ſie, nach Maaßgabe des

Charakters der liebenden und geliebten Perſon, und nach Veranlaſſung der übrigen Situation der Perſonen, auch zu höchſt ſchrecklichen andern Leidenſchaften Anlaß geben kann, die aber immer noch in den Werken der Nachahmung, die angenehmſten und lehrreichſten Unterhaltungen gewähren werden. Und ſo wie die Liebe auf andre Gefühle und Leidenſchaften einen Einfluß hat: ſo wirken auch die beſondern Eigenſchaften der liebenden Perſon wieder zurück auf dieſe Leidenſchaft. — Eben ſo wird auch der Charakter der geliebten Perſon dem Charakter der Liebenden gegenſeitig Züge geben, die oft noch in der Folge des Lebens bleiben. Es giebt Leute, die es ſehr geſchwind, beſonders den mehrſten Frauenzimmern anſehen wollen, ob ſie jemals wirklich geliebt haben; und ob ihr erſter Geliebter ein Geck oder ein vernünftiger Mann geweſen iſt? —

Daß in dem Gefolge der Liebe ſehr anſtändige Leidenſchaften ſich finden können, mag ein ſchon angeführter Engländiſcher Philoſoph für mich bezeugen. „In der Liebe findet ſich, ſagt der Verfaſſer der Theorie unſrer moraliſchen Empfindungen, eine ſtarke Miſchung von Menſchlichkeit, Edelmuth, Gütigkeit, Freundſchaft, — die Sympatie, die wir gegen dieſe empfinden, macht die Leidenſchaft, die ſie begleiten, weniger unangenehm, und unterſtützt ſie in unſrer Einbildungskraft“ u. ſ. w.

Wenn

Wenn dieſe Eigenſchaften nun in der Natur der Liebe ſelbſt ſchon liegen, wenn es nichts, als dieſer bedarf, um daß jene mit herbeygeführt werden: wer wird nun wohl glauben können, — „daß die Liebe nicht höchſt anziehend ſey?“ — Nein! das wiſſen wir ſchon; aber wer wird glauben können, daß unſre franzöſirenden Dichter jemals die Natur der Leidenſchaften ſtudiert haben? — Ich kann mir es nicht verwehren, hier noch eine Stelle aus dem Yorick v) herzuſchreiben: die wirklich weit mehr lehren kann, als man wohl auf den erſten Augenblick denken möchte: *I've* been in Love with one princeſs or another almoſt all my life, and

v) Sent. Yourn. Montreuil deutſche Ueberſetzung S. 88. „Ich bin mein ganzes Leben durch beſtändig in eine oder die andre Prinzeßinn verliebt geweſen, und ich hoffe, das ſoll bis an mein ſeliges Ende ſo fortgehen; denn ich bin feſt überzeugt, daß, wenn ich irgend eine niedrige Handlung begehe: ſo iſt es gewiß zu der Zeit, wenn eine Liebe aus iſt, und noch keine andre wieder angefangen hat. So lange ein ſolches Interregnum währet, ſpüre ich immer, daß mein Herz unterm Schloſſe liegt. Ich kann keinen Groſchen für einen Bettler herausbringen; derohalben ſuch' ichs ſo kurz zu machen, als nur möglich; und den Augenblick, da ich wieder angeglommen, bin ich wieder eben ſo großmüthig und gutherzig, als vorhin; und kann für oder mit jedermann alles in der Welt thun, wenn man mich nur zu überzeugen vermag, daß keine Sünde dabey iſt — Aber hiermit — wahrhaftig, lobe ich die Liebe, — nicht mich.“

and I hope I ſhall go on ſo, till I die, being firmly perſuaded, that if ever I do a mean action, it muſt be in ſome interval betwixt one paſſion and another: whilſt this interregnum laſts, I always perceive my heart locked up — I can ſcarce find in it to give Miſery a ſix pence; and therefore I always get out of it as faſt as I can; and the moment I am rekindled, I am all generoſity and good will again; and would do any thing in the world either for, or with any one, if they will but ſatisfy me there is no ſin in it — — But in ſaying this — ſurely I am commending the paſſion, not myſelf.

Dies mag hier genug von dem Anziehenden ſeyn, das dieſe Leidenſchaft haben kann, — und oft nicht hat. Ich will nur meine deutſchen Leſer hier noch an die 176ſte und 177ſte Seite des dritten Bandes vom goldnen Spiegel erinnern, wo ſie ſehen können, wie vortreflich auch hier Hr. Wieland die erſte Liebe des jungen Tifan durch den weiſen Dſchengis nutzen läßt. Der Mann wählt dieſen Zeitpunkt, „um ſeinem Pflegſohn die geläuterten und erhabenen Empfindungen der Religion einzufloͤßen.“ —

16. Man

16.

Man hat es oft ſchon geſagt, und es durchgehends wahr gefunden, daß nichts ſo unterhaltend iſt, als launigte Charaktere [u]). Vielleicht iſt natürliche Laune nicht der eigentliche Gegenſtand des Drama; aber ſie kann ſehr gewiß zur Unterhaltung in einem Roman gebraucht werden; — wenn dieſer Roman nur nicht deutſche Sitten haben ſoll. Wenn ich nämlich ſehr vieler Urſachen wegen, glaube, „daß das Gemälde ſolcher Menſchen am ſtärkſten intreſſire, die am meiſten unſers gleichen ſind, die eine Denkungsart, eine Sprache und Sitten wie die unſrigen haben, und deren Begebenheiten und Handlungen denen gleich kommen, aus welchen der Lauf unſers eigenen Lebens beſteht, mit einem Wort, das Gemälde unſrer Zeit und unſrer Nation; [x])“ — wenn ich dem Dichter nicht anders, als rathen kann, aus dieſer nur, nach der Wahrſcheinlichkeit, ſeine Charaktere zu wählen, und nach dem Ideal, das ihm dieſe gewähren kann, zu zeichnen: ſo brauch' ich ihm von der Laune im Charakter, nichts zu ſagen, weil Deutſchlands politiſche Einrichtung und Geſetze,

w) Ich rede hier noch nicht von der Laune in dem Vortrage des Schriftſtellers ſelbſt.

x) S. Garvens Abhandlung über das Intereſſirende S. 22.

ſetze, und unſre allerliebſten artigen franzöſiſchen Sitten, dieſe Laune ſchlechterdings nicht geſtatten. Die Erfahrung beweiſts. Wo findet man Wahrheit, Eigenthümlichkeit des Charakters? Gothiſches Gepränge, Feyerlichkeit, Steife von der einen; Höflichkeit, Frechheit, Leichtſinn, von der andern Seite. Ich rede hier von dem Ganzen des Volks, nicht von einzeln Perſonen. Aus jenem muß der Sittenzeichner ſeine Charaktere nehmen, weil ſich nur, nach den Vorausſetzungen warum er lieber deutſche, als andre Sitten wählt, alsdenn die Wahrſcheinlichkeit dieſer Sitten erhärten läßt. Es würden ſo ſeltſame und verſchiedene Umſtände zuſammen kommen, der Dichter würde ſo viele, ganz unnatürliche Erdichtungen, häufen müſſen, um es uns begreiflich machen zu können, woher die launigte Perſon ihre Geſinnungen erhalten, wie ſie das geworden iſt, was er ſie ſeyn läßt, daß er leicht, wider ſeinen beſten Willen, ins Uebertriebene, und natürlich Unwahrſcheinliche fallen könnte. —

Doch, wenn ich auch mit Leſſingen glaube, daß ohne Laune, oder eigentlich ohne Humor, die alten Dichter die Kunſt verſtanden, ihre Perſonen individuel und anziehend zu machen; wenn ich auch gleich weis, daß Er in ſeinen dramatiſchen Werken es gewieſen, wie die Alten dies gemacht, und daß

ein

ein Deutſcher dies auch könne: ſo wollte ich doch nicht gern, daß unſre Dichter, denen Humor in ihren Werken geſtattet iſt, ſich den Vortheil entgehen ließen, den launigte Charaktere für unſre Sitten und für unſern Geſchmack haben können. Ich ſetze voraus, daß bey Bildung dieſer Charaktere der Dichter alle die Umſtände wohl beobachtete, unter welchen ſie für uns wahrſcheinlich und möglich werden können; und dann würden wir wenigſtens in dieſen Gemälden ſehen, wie ein Deutſcher Biedermann reden und handeln müßte, deſſen Vorfahren die Römer aus Deutſchland gejagt, und deſſen Söhne oder Enkel die Franzoſen öfter als einmal wie Spreu, aus einander geblaſen haben. —

Der Wunſch, ſolche Charaktere, mit der Wahrheit und Richtigkeit, wie ich geſagt, gezeichnet zu ſehen, wird es alſo rechtfertigen, wenn ich hier über das Eigenthümliche des Humors, und das Reizende deſſelben mich etwas weitläuftiger erkläre.

„Das Wort Laune y), ſagt Hr. Garve in der angeführten Abhandlung, ſoll theils diejenige An-

y) Im alten Ben Johnſon heißts vom Humor:

— When ſome one peculiar quality
Does ſo poſſeſs a man, that it doth draw
All his affects, his ſpirits, all to run
Some way — this may be truly ſaid a humour.

Anlage des Kopfs anzeigen, durch die ein Menſch alle Sachen von einer etwas beſondern Seite anſieht, von allen auf eine etwas ungewöhnliche Art gerühret wird; theils diejenige Gemüthsart, in der er das, was er denkt, oder wozu er Luſt hat, und was andre weder ſagen noch thun würden, weil ſie ſich von der Meynung der übrigen, oder von der Gewohnheit einſchränken laſſen, ohne Zurückhaltung ſagt und thut." — Home [z]) beſtimmt dieſe Gemüthsart genauer. Da der Humor (für den wir jetzt, vielleicht unrecht, das Wort Laune gebrauchen) in England eigentlich zu Hauſe gehört, ſo müſſen wir wenigſtens den Engländer darüber anhören: „Nichts, was richtig oder anſtändig iſt, wird Humor genannt; noch irgend etwas Sonderbares im Charakter, in Worten oder Handlungen, das man hochſchätzt oder verehrt. Wenn wir auf den Charakter eines Humoriſten Acht geben, ſo finden wir, daß das Sonderbare dieſes Charakters den Mann in unſrer Achtung verringert; wir finden, daß dieſer Charakter aus Umſtänden entſpringt, die zugleich lächerlich und unanſtändig, und deßwegen in gewiſſem Maaße belachenswerth ſind." Wenn Home ſo ganz Recht hätte: ſo würde die Einführung eines ſolchen Charakters in einem Werke der

z) 2ter Th. 12tes Kap. d. Ueberſ.

der Nachahmung ſehr viel Behutſamkeit erfodern. Das Vergnügen an der Nachahmung könnte leicht durch das Unanſtändige dieſes Charakters überwogen werden. Und ohngeachtet ich glaube, daß man wohl nie mit Wahrſcheinlichkeit in einem [a]) deutſchen Roman einen Humoriſten zur erſten Perſon deſſelben machen könne: ſo würde doch auch ſchon ein untergeordneter Charakter, anſtatt daß er vergnügen ſolle, ſehr leicht Ekel erwecken können, wenn ſeine Sonderbarkeiten allein unanſtändig wären. Die kleinſte Uebertreibung würde dieſen Ekel veranlaſſen; und dieſe Uebertreibung und Ueberladung der Charaktere iſt ein ſo gewöhnlicher Fehler, daß bey einem Humoriſten dieſelbe noch zehnmal ehe als ſonſt wo, möglich werden könnte. Ich ſetze nämlich voraus, daß der Dichter nicht die Abſicht habe, einen ſolchen Charakter ekelhaft zu machen: eine Abſicht, die er billig nie haben ſollte, weil ein ſolcher Charakter in dem Leſer nichts, als einen Verdruß erzeugt.

Aber ich glaube nicht, daß ein Humoriſtiſcher Charakter jederzeit lächerliche und unanſtändige Son-

a) Ich ſage in einem deutſchen Roman, und vielleicht. Dem Genie iſt viel vorbehalten; und ich will kein Geſetzgeber ſeyn. — Die Engländer haben übrigens mehr wie einen Roman, in welchem der Held ein Humoriſt iſt. Shandy iſt bekannt. Mit der Abſicht des Sterne vertrug ſich ein ſolcher Charakter am beſten.

Sonderbarkeiten haben dürfe. Die Sonderbarkeit ſelbſt will ich gerne zugeben; ſie iſt das Hauptingredienz bey dem Humor überhaupt. Meinem Gefühle nach aber, kann man einen ſolchen Mann von ganzem Herzen lieben, — und mehr noch, als lieben, — hochachten; zwey Empfindungen und die letzte beſonders, die man, nach dem Home, für keinen Humoriſten haben kann. Ich geſteh es, daß meinem Herzen wenig Perſonen ſo nahe liegen, als Kaptain Shandy, und Korpral Trim. Ich wünſchte mir wenigſtens den Mann nicht zum Freunde, der beyde deswegen verachtete, weil nun einmal ihre Neigungen alle eine und dieſelbe Richtung genommen haben, alle ſich auf ſolche Art äußern, als ſie in den früheſten Jahren des Lebens gewohnt worden ſind. Sie behandeln alles, was ihnen aufſtößt, nach Soldatenbrauch, und beziehen alles, was ſie hören, auf Kriegerart; aber ſo harmloß, ſo unſchuldig verfahren ſie, — und oft ſo edel dabey, daß dieſe Uebermacht ihrer Neigung ſie gewiß nicht in meiner Idee herunter ſetzt. Man erinnere ſich nur, daß es eben dieſe Neigung iſt, die in der Geſchichte des unglücklichen Le Fever b) ſo wirkſam, ſo anziehend erſcheinet. —

Mich

b) Life and Opin. of Triſt. Shandy Vol. IV. p. 75.

Mich dünkt, daß man überhaupt alle Humoriſten in zwey Claſſen eintheilen könne. Man kann Humoriſt durch den Kopf — oder durch das Herz ſeyn; durch eigenthümliche Denkungsart und Urtheil von allen Dingen; oder durch eigenthümliche Empfindungen und Neigungen, denen man ſich, ohne Zwang, und Zurückhaltung überläßt. In den Leben und Meynungen Triſtrams findet man Beyſpiele für beyde Arten; Triſtrams Vater für die erſte; Onkel Toby, und Trim für die andre. Beyde Arten laſſen ſich zwar in einem Charakter vereinigen, und in einem gewiſſen Grade müſſen beyde immer einigermaßen vereinigt ſeyn; aber ich glaube, daß man ſie doch, nachdem eine, oder die andre die Oberhand hat, nach dieſer ſie benennen dürfe, wenn man ſie richtig bezeichnen wolle.

Auf den Humoriſten der erſten Art ſcheint ein Theil von dem zu paſſen, was Home vom Humor ſagt. Indem er, vermöge ſeiner eigenthümlichen Denkungsart, alle äußere Gegenſtände, an welchen er ſeinen Humor zeigt, von einer beſondern Seite betrachtet, und auch beurtheilt: ſo iſts natürlich, daß ſeine Meynungen, mit den Meynungen der andern Menſchen, geradeswegs im Widerſpruch ſtehen müſſen. Wenn es einem ſolchen Manne, im wirklichen Leben, nun nicht genug iſt,

von jeder Sache nach ſeiner Phantaſie bloß zu denken und zu urtheilen, ſondern wenn er auch noch immer ſeine Meynung für die einzige rechte ausgeben, und ſeine beſondern Begriffe noch jedermann aufdringen will: ſo wird er natürlich ſehr geſchwinde für unangenehm erklärt werden. Auch in den Werken der Nachahmung kann ſolch ein Charakter, wenn man ihn immer als mit andern im Widerſpruch aufführt, einem Leſer leicht beſchwerlich ſeyn, welcher entweder nur eine Seite von jeder Sache ſieht — das heißt, die Seite, die gegen ihr liegt, — oder, wenn er auch gewohnt iſt, um jedes Ding herum zu gehen, und es von allen Ecken zu betrachten, doch nur das, was er gewöhnlich daran ſieht, oder gewahr wird, für das wichtigſte und wahrſte, und für das vernünftigſte bey der ganzen Sache hält. Aber, wenn ein Dichter den Humoriſten von der Seite zeigen wollte, ſo würde dies ſeine eigne Schuld ſeyn. Dieſe Rechthaberey, dies Aufdringen der Meynungen iſt ſo wenig ein Zug des Humors, daß, ſo gewiß der Humoriſt ſein Urtheil nicht zurück hält, wenn er es ſonſt fällen will, er ſich doch begnügt, von der Sache zu denken, wie er denkt, unbekümmert um das, was andre davon ſagen. — Und je nachdem nun die Gegenſtände ſind, die er beurtheilt, und, ſeiner Situation nach, beurtheilen

kann

kann, je nachdem er ſie von dieſer oder von jener Seite betrachtet, kann dieſer Mann nun freylich belachenswerth ſeyn, oder nicht. Man thut aber dem einzelnen Humoriſten ſchon Unrecht, wenn man glaubt, daß er alle Sachen nur aus einem Geſichtspunkt allein betrachten könne; er kann ſie, nach Maaßgabe ſeines Temperaments und ſeiner ganzen Lage, alle mehr oder minder ernſthaft und wichtig anſehen; aber, wenn er nie ſeine Stelle veränderte, ſo würde er bald weniger, als individuel; — er würde einförmig, ein Skelet von einem Charakter ſeyn. — Ich nehme hier die Fälle aus, wo durch irgend eine mächtige Leidenſchaft der Humoriſt in Bewegung geſetzt wird; und wo der Dichter, wie im Drama, nicht Zeit und Raum hat, ihn von mehrern Seiten zu zeigen. — Von dem ernſthaften Humor ſind beynahe alle tragiſche Stücke des Shakeſpear voll. In keinem Charakter findet ſich deſſen mehr, als im **Hamlet**. Aber ich glaube kaum, daß dies den Hamlet, in den Augen des Zuſchauers verringert, und daß die Umſtände, aus denen der Humor entſpringt, belachenswerth ſind. Und wenn Hamlet nicht immer allen alles zu ſagen ſcheint, was er denkt: ſo iſts die Schuld der Situation, in welche ihn Shakeſpear aus gültigen Urſachen verſetzt hat. — Aber wenn der Humoriſt entweder, vermöge ſeines Tempera-

ments, oder ſeiner übrigen Lage, ſich mit kleinfügigen Gegenſtänden beſchäftigt, und ſie als wichtig beurtheilt; oder an wichtigen Gegenſtänden nur das kleinfügige ſieht; oder voll von ihnen, die wirklich wichtigern gar nicht beobachtet; und wenn er dann überhaupt an jeder dieſer Sachen das ſieht, was andre nicht ſehen, und ſie ſo beurtheilt, wie andre ſie nicht beurtheilen: ſo kann dies vielleicht den Mann in unſrer Achtung verringern. So lachen wir über den Schiffs-Kaptän Trunnion, im Peregrine Pickel; auch bisweilen über Triſtrams Vater. Mathias Bramble (ſ. the Expedition of Humphry Clincker) gehört auch zu dieſen Humoriſten; nur iſt ſein Humor mehr ernſthaft; und wenn wir, bey gewiſſen Vorfällen, auch den Mund zum Lachen ziehen: ſo lieben wir doch den Mann, ſo bald wir ihn genauer kennen, wegen ſeiner wirklichen Menſchenliebe und Milde, von ganzem Herzen.

Von dieſer ganzen Art des Humor gilt es vorzüglich, was Hr. Garve in der ſchon angeführten Abhandlung ſagt: „Andre Charaktere verſchließen ihre Betrachtungen in ſich, oder richten ſie bloß nach den Abſichten ein, die ſie bey ihrer Rede haben, oder nach den Geſinnungen der Perſonen, mit denen ſie reden. Der launigte Charakter öffnet, ſo zu ſagen, die Seele; er treibt jeden Keim von Ge-

Gedanken gleich ſo weit heraus, daß er geſagt werden muß; und läßt uns alſo mehr von der geheimſten Philoſophie des Menſchen erfahren, als ein anderer. — Dies iſt eben der Vortheil der wahren launigten Charaktere für den Dichter." — Ich glaube, hierzu nichts hinzuſetzen zu dürfen, um dem Romanendichter den Gebrauch zu zeigen, den er vom Humor ſeiner Perſonen machen kann; und von dem Anziehenden, das ſolch ein Charakter haben müſſe. Da aber die Beobachtungen des Hrn. Garve ſo ſehr vortreflich von Romanendichtern genützt werden können: ſo hab' ich ſie hier nicht vorenthalten wollen, ſondern in der Note mitgetheilt c).

c) „Wenn der Dichter das Intereſſe richtig geſchilderter Charaktere und Handlungen mit der Schicklichkeit der Sentenzen verknüpfen will: ſo muß er ſolche Charaktere, ſolche Situationen ſuchen, deren Entwickelung es mit ſich bringt, daß die Perſonen mehr als andre über ihre Begebenheiten denken, und dieſe Gedanken freyer, als andre ausdrücken. Dies iſt eben der Vortheil der wahren launigten Charaktere. — — Wenn dieſe Laune bey Leuten von gemeiner Seele vorkömmt, die eben nichts, als etwas Alltägliches, Niedriges, Abgeſchmacktes bey den Sachen denken: ſo iſt ſie unerträglich. Für ſolche Menſchen iſt die Politeſſe und der Zwang der Gewohnheit ganz durchaus nothwendig, wenn wir ſie nicht verachten oder haſſen ſollen, ſo wie häßliche Körper nothwendig bekleidet ſeyn müſſen. — Aber iſt es ein fähiger Kopf, und ein edles empfindendes Herz, das ſich ſo ganz ſeinen eignen Eingebungen überläßt: ſo

Die zweyte Art vom Humor, welche entſteht, in ſo fern ein Menſch ſich, ohn' alle Rückſicht auf andre, den Neigungen ſeines Herzens vorzüglich allein überläßt, und ſo eigenthümlich empfindet, wie jener denkt und urtheilt, — muß freylich nicht einem Manne zu Theil werden, deſſen Herz keiner edlen Empfindung fähig iſt, und deſſen Neigungen auf unanſtändige und niederträchtige Dinge verfallen können. Ich habe ſchon den Onkel Shandy und den Korporal Trim als ſehr anziehende Beyſpiele genannt. Auch könnte man den guten Don Quichotte hieher zählen. Im Ritter Hudibras ſind beyde Arten verbunden. Er denkt, und er handelt gleich eigenthümlich; nur hat ihn der Dichter, mit Abſicht, ſolche Eigenthümlichkeiten gegeben, die ihn mehr noch als lächerlich machen. — Wie leicht aber ſolch ein Humoriſt von der zweyten Art unangenehm, — wenigſtens unintereſſant werden könne, davon iſt der Charakter des Wildgooſe [d]) (vielleicht aber nur für uns Deutſche; viel=

ſo iſt uns in der That ſein Umgang lehrreicher und intereſſanter, als wenn ein eben ſolcher Kopf und ein ſolches Herz die Maske des gemeinen Wohlſtandes trägt, und, um andern Menſchen ähnlicher zu ſcheinen, den freyen Ausbruch ſeiner Gedanken und Geſinnungen hindert." N. Bibl. der ſch. Wiſſenſch. 12ten B. 1ſtes St. S. 34 u. 35.

d) S. The ſpiritual Don Quixotte, or the ſummer's ramble of Mr. Geoffry Wildgooſe. A comic Romance. —

Ich

vielleicht gar nur für mich) ein Beyſpiel. Seine Neigung verleitet ihn zu Unternehmungen, die mir höchſt langweilig werden. Sein Steckenpferd war nicht der Mühe werth, geſattelt zu werden, — wenigſtens nicht auf dieſe Art.

Dieſe Art von Humor kann man auch anwenden, eine Perſon ganz lächerlich zu machen. Der Verfaſſer der History of Friar Gerund Zotes (ein ſpaniſcher Jeſuit, Lisla) hat ſeinem Helden ſo wohl, als ſeinem Lehrmeiſter einen eigenthümlichen Hang für einen gewiſſen lächerlichen Geſchmack im Predigen gegeben, der, wenn er auch uns nicht eben beluſtigt, (weil wir ihn bey uns nicht finden) dennoch für die ſpaniſchen Mönche ſehr lehrreich geweſen ſeyn kann, weil er das Lächerliche dieſes Hanges auf die lebhafteſte Art ſchildert. —

Ich ſage mit Vorbedacht, daß die Schrift nur für Deutſche vielleicht, — oder gar nur für mich wenig unterhaltend iſt. Die Engländer, — wenigſtens ein Engländiſcher Kunſtrichter urtheilt anders. The piece is written (ſagt einer unter ihnen) with ſpirit and judgment etc. und ein anderer: An entertaining Romance. S. Critical Review und Lond. Magaz. Doch iſt die Stimme dieſer Beurtheiler nicht immer die Stimme des Volks. — Indeſſen wenn ſies auch wäre: ſo iſt doch für uns Deutſche das Anziehende verloren, weil die Neigung des Wildgooſe ſich auf einen Gegenſtand (die Bekehrungs- und Predigtſucht der Methodiſten) gründet, von dem wir ſehr wenig wiſſen.

Wenn ein Dichter, in beyden Arten dieſes Humors, ſich zeigen will: ſo muß er die Schriften der Engländer, worunter Sterne zuförderſt gehört, fleißig ſtudiren. Es iſt ſehr natürlich, daß man hier vornehmlich das Eigenthümliche des Humors finden muß, weil die Dichter ſolche Gegenſtände täglich vor Augen haben, und auch zur Unterhaltung der Humoriſten ihre Werke ſchreiben. Ich würde noch ſehr viel launigte Charaktere nennen können, wenn ich ein Verzeichniß davon geben wollte. Engländiſche Luſtſpiele und Romane wimmeln davon. — Ich begnüge mich aber, die Leſer an die Werke ſelbſt zu verweiſen, weil das bloße Anführen der Namen, und das, was ſich hier davon ſagen läßt, doch lange noch die Sache nicht ausmacht, worauf es bey der Bildung launigter Charaktere ankommt.

17.

Wenn wir frey von ernſthaften Geſchäften und großen Leidenſchaften ſind: ſo werden wir durch **lächerliche** Gegenſtände, auf eine ſehr angenehme Art unterhalten. Das Vergnügen, mit welchem wir die Spötter aus allen Nationen, und aus allen Zeiten, vom Ariſtophanes an, bis zum witzigen Epigrammatiſten herab, leſen, beweiſt

dieſen

dieſen Satz, — wenn er ſonſt eines Beweiſes bedarf. Und das Vergnügen, das wir an der Laune finden, gründet ſich auch eines Theils hierauf.

Aber das Lachen vermag noch mehr, als vergnügen; wenigſtens, wenn wir einem Manne glauben dürfen, der den ganzen Werth des Lächerlichen, und die Natur deſſelben, ſcheint gekannt zu haben. Sterne ſagt: I am firmly perſuaded, that every time a man *ſmiles* — but much more ſo, when he *laughs*, it *adds* ſomething to this fragment of life [e]). Auch Voltaire ſpricht beynahe ſo. —

Im wirklichen Leben wird der ungeſtüme, verdrüßliche böſe, — ſo gar der zornige Mann, wenn ſeine Leidenſchaft nicht auf dem höchſten Grade ſteht — ſehr oft durch den Witz der Frau, die ihm Anlaß zum Lachen verſchaft, in den gefälligen, nachgebenden, luſtigen Ehegatten verwandelt. Eine ſolche rauhe ungeſtüme Gemüthsart, ſo viel Reiz ſie oft auch für ihren Eigenthümer haben mag, iſt doch, beſonders bey einem ſonſt lebhaften Temperamente, das irgend ein wenig eitel iſt, — lange ſo einnehmend und verführeriſch nicht, als die Beſchäftigung durchs Lachen über andre, Ver-

e) Life and Opinions of Triſtram Shandy. Dedicat. to Mr. *Pitt*.

gleichungen, zu unſerm Vortheil, mit ihnen anzuſtellen. —

Vielleicht gewährt das Lachen noch einen andern Nutzen, wenn der Dichter Recht hat, der irgendwo, und mit ſehr vieler Wahrſcheinlichkeit ſagt, daß der Lacher oft richtiger und wahrer die Gegenſtände ſieht und beurtheilt, als der ernſthafte, finſtre Weiſe.

Und wenn das Lachen nun all' dieſe Vorzüge verſchafft: ſo können wir mit Recht, — wenigſtens wünſchen, daß der Dichter unſrer Fähigkeit zu lachen, Unterhaltung verſchaffe; — und mehr noch, daß er ihre Ausbildung befördere.

Auch keine Bedenklichkeit wird ſich der Dichter machen dürfen, uns mit lächerlichen Gegenſtänden zu unterhalten. Unſer Lachen ſetzt die Perſon in unſrer Achtung nicht herunter, wenn es nicht ein Spaßmacher von Handwerk iſt. Und das Hohngelächter kann nicht erregt werden, als durch Gegenſtände, die es verdienen. Nur auf eine Art kann vielleicht das Lachen ſchädlich werden; wenn uns der Dichter nämlich übers Laſter lachen laſſen wollte. Lachen öfnet das Herz; es führt eine Art von Vertraulichkeit herbey; und dieſe könnte dann zu unſrer Verführerinn werden. —

Das Lachen ſelbſt mag in uns entſtehen, aus Gründen, wie es, in der unten angeführten

Schrift,

Schrift [f]), Des Touches, Fontenelle, oder Montesquiou wollen; — die Gegenſtände, die es erwecken, mögen die Beſchaffenheiten haben müſſen, wie es [g]) Ariſtoteles, Cicero, Quintilian, Batteux, Gerard, oder Home verlangen: mir ſey es genug, über die nöthigen Eigenſchaften der lächerlichen Gegenſtände, eine Stelle aus den Mendelſohnſchen Schriften herzuſetzen, die eine ſo vollſtändige Erklärung des Lächerlichen enthält, als man ſie bedarf. „Das Lachen, ſagt der Philoſoph, gründet ſich auf einen Kontraſt zwiſchen einer Vollkommenheit und Unvollkommenheit. Nur daß dieſer

f) Traité des cauſes phyſiques et morales du rire, relativement à l' art de l'exciter. à Amſterdam chez M. M. Rey 1768. ein franzöſiſch Schriftchen, das nicht unter die ganz ſchlechten gehört.

g) Ariſtoteles: Das Lächerliche iſt ein Fehler und Uebelſtand, der aber mit keinem Schmerze, oder gar mit dem Untergange der Perſon, welche ihn an ſich hat, verbunden iſt. Dichtk. 5ten Kap. — Cicero: Locus et regio ridiculi turpitudine, et deformitate quadam continetur. — Quintilian: Neque enim acute tantum ac venuſte, ſed ſtulte, iracunde, timide dicta aut facta ridentur: ideoque anceps eius rei ratio eſt, quod a *deriſu* non procul abeſt riſus. Habet enim, vt Cicero dicit, ſedem in deformitate aliqua et turpitudine: quae cum in aliis demonſtrantur, *vrbanitas*, cum in ipſum dicentem recidunt, *ſtultitia* vocantur. Inſt. Lib. VI. 3. p. 284. Ed. Geſn. — Raml. Batteux. 2. B. 350. — Gerard über den Geſchmack. S. 68 u. f. Breßl. Ueberſ. — Home, 7tes, 10tes, 12tes Kap.

dieſer Kontraſt von keiner Wichtigkeit ſeyn, und uns nicht ſehr nahe angehen muß, wenn er lächerlich ſeyn ſoll. Die Thorheiten der Menſchen, die wichtige Folgen haben, erregen mitleidige Zähren; die aber ohne Gefahr ſind, machen ſie bloß lächerlich. Man nennet einen ſolchen Kontraſt eine **Ungereimtheit**, und ſagt daher, ein jedes Lächerliche ſetzt eine Ungereimtheit zum voraus. Ein jeder Mangel der Uebereinſtimmung zwiſchen Mittel und Abſicht, Urſache und Wirkung zwiſchen dem Charakter eines Menſchen und ſeinem Betragen, zwiſchen den Gedanken und der Art, wie ſie ausgedrückt werden; überhaupt ein jeder Gegenſatz des Großen, Ehrwürdigen, Prächtigen und Vielbedeutenden, neben dem Geringſchätzigen, Verächtlichen und Kleinen, deſſen Folgen uns in keine Verlegenheit ſetzen, iſt lächerlich."

Wenn ich etwas zu dieſer Beſchreibung des Lächerlichen hinzu ſetzen darf, ſo iſts die Bemerkung, daß, wenn ſich dieſer Kontraſt nur zwiſchen zufällig verbundenen Dingen findet, er nicht Lachen erregt. Der Affe in dem Egyptiſchen Tempel erweckt, auf den erſten Anblick, gewiß Gelächter, aber ein reiſender Miniſter oder Fürſt, den man in einer elenden Dorfſchenke antrift, wo er abgeſtiegen iſt, um zu frühſtücken, wird nicht belacht. — Ein Philoſoph, mit der Denkungsart und denen Sitten,

ten, die wir an ihm voraus ſetzen, — nicht etwann ein ſo genannter franzöſiſcher Philoſoph — macht einen ſo großen Abſatz mit der Denkungsart und den Sitten der gewöhnlichen Hofleute, daß, wenn er ſeinen Aufenthalt ein für allemal an einem Hofe aufſchlagen, und dieſen als ſeine Heymath und ſeinen eigentlichen Wohnplatz anſehen wollte, er gewiß lächerlich werden würde; aber Plato, der ſich eine Zeitlang am Hofe des Dionys aufhält, erweckt kein Gelächter; — auch nicht, wenn wir nichts von ſeinen eigentlichen Abſichten bey dieſer Reiſe wüßten, und auch nichts ſonſt, als wahre Hofſchranzen, dort ſähen.

Die Geſtalten, unter denen das Lächerliche erſcheinen, die Wendungen, durch welche der Leſer zum Lachen bewegt werden kann, ſind ſehr mannichfaltig. In verſchiedenen critiſchen Schriften iſt hierüber ſo viel geſagt worden, daß ich mit Recht die Leſer an dieſe verweiſen möchte. Auch über den Unterſchied des Lächerlichen und Belachenswerthen werden ſie im Home Genugthuung finden. Aber noch beſſer wirds für ſie ſeyn, wenn ſie die feinen Spötter ſelbſt, einen Ariſtophanes, Horaz, Lucian, Cervantes, Buttler, Swift, Fielding, Arbuthnot, Moliere, Fontaine, Voltaire, Rabener, Wieland, und viel andre mehr, (zu welchen auch die guten Epigrammatiſten gehören,)

fleißig

fleißig leſen, ſtudieren, und, mit gehörigen Anwendungen nutzen wollen.

18.

Ich hab' es ſehr oft ſagen hören, daß in dem Eigenthümlichen unſrer Nation nichts liegen ſolle, das der Dichter, und Schriftſteller überhaupt, als ſehr anziehend gebrauchen könne. Ich gehöre gewiß nicht zu den Schmeichlern meines Vaterlandes; ich glaube, dem Leſer bereits Beweiſe davon gegeben zu haben; aber wie man dies ſo gerade zu, ohn' alle Einſchränkung hat ſagen können, das iſt mir von je her unbegreiflich geweſen. Zuvörderſt ſind wir immer noch Menſchen; und, wenn der Verfaſſer der Schrift, über die moraliſche Schönheit, Recht hätte, ſo ſind wir mehr Menſch, als alle andre Nationen. — Und aus dem Herzen des Menſchen haben die guten Dichter vorzüglich, noch immer diejenigen Züge hergeholt, die in ihren Werken ſo höchſt anziehend ſind. Und ſollten dieſe Züge nicht mit dem Nationellen Aeußern unſers Volks zu verbinden ſeyn? Oder ſind wir, durch unſre äußere Form ſo ſehr aller Empfindungen unfähig geworden, daß der Dichter alle Wahrſcheinlichkeit beleidigen würde, der uns ein fühlbar, menſchlich Herz gäbe? — Schwerlich würde ſolch eine

eine Meynung im Ernſt durchgängig behauptet werden können; wenigſtens würde das, was von uns, in gewiſſen Fällen hierinn gilt, auch von andern Nationen, und vielleicht von einigen noch mehr gelten müſſen. — Doch hier iſt nicht eigentlich die Rede von unſrer mehr oder wenigern Empfindſamkeit, von den Eigenſchaften unſers Herzens, und dem Zuſtande unſers innern Seyns: es iſt die Frage, ob die Eigenthümlichkeiten der Sitten unſers Volks ſo beſchaffen ſind, daß der Dichter ſie gar nicht nützen könne? —

Es ſey, für einen Augenblick, daß ſich darinn ſo wenig Hervorſtehendes, ſo wenig Anziehendes, und dagegen ſo viel Allgemeines, Alltägliches und Kahles findet, als man nur immer will. Wir wollen uns nur erſt über das, was ich unter Eigenthümlichkeit der Sitten verſtehe, und über den Vortheil, den der Dichter davon ziehen kann, und über die Nothwendigkeit, worinn er iſt, ſie zu gebrauchen; — darüber, ſag ich, wollen wir nur erſt uns mit einander vergleichen.

Der Dichter muß bey jeder Perſon ſeines Werks gewiſſe Verbindungen vorausſetzen, unter welchen ſie in der wirklichen Welt das geworden iſt, was ſie iſt. Und hat er ſie in ſeiner kleinen Welt geboren und erzogen werden laſſen: ſo iſt ſie unter denen Verbindungen, die ſich in ſeinem Werke befinden,

finden, und deren Grundlage immer aus der wirklichen Welt genommen iſt, das geworden, was ſie iſt. Durch dieſe Verbindungen nun, das heißt, mit andern Worten, durch die Erziehung, die ſie erhalten, durch den Stand, den ſie bekleidet, durch die Perſonen, mit denen ſie gelebt, durch die Geſchäfte, welchen ſie vorgeſtanden, wird ſie gewiſſe Eigenthümlichkeiten erhalten; und dieſe Eigenthümlichkeiten in ihren Sitten, in ihrem ganzen Betragen, werden einen Einfluß auf ihre Art zu denken, und ihre Art zu handeln, auf die Aeußerung ihrer Leidenſchaften, u. ſ. w. haben; ſo daß all' dieſe kleinen Züge aus ihrem Leben und aus ihrem ganzen Seyn, mit dem Ganzen dieſer Perſon, in der genaueſten Verbindung als Wirkung und Urſache ſtehen, — und wir folglich auch viel von dieſen kleinern Zügen ſehen müſſen, ſo viel nämlich, als mit dem Hauptgeſchäft der Perſonen beſtehen kann, wenn wir nicht ein Skelet vom Charakter vor uns haben, ſondern die völlige, runde Geſtalt derſelben erkennen, und uns Rechenſchaft von ihrem ganzen Thun und Laſſen geben ſollen. Denn die bloße Aeußerung der Leidenſchaften einer Perſon, ihr bloßes Thun der Sache, ſo wie es ohngefehr aus dem Temperament und der jetzigen Lage der Perſon erfolgen kann, iſt dem guten Dichter ſo wenig genug, — obgleich bey den mehrſten ſo ſehr gewöhnlich — daß

daß er lieber von der Perſon gar nichts, als nur dieſe flache Oberſeite zeigen wird. Es iſt unmöglich, daß ohne dieſe kleinen Züge, das Gemälde aus dem Grunde hervortreten, und die Ründung erhalten könne, vermöge deren wir es nur als lebend, als wirklich erkennen. Ohne ſie iſt, wie gedacht, jeder Charakter ein dürres Skelet. Er läßt ſich alsdenn eben ſo wenig ſinnlich gedenken, als das Quadrat des Mathematikers. — Dieſe Züge in den Sitten finden ſich nun, nicht ſowohl in der Nation, als, um eigentlicher zu reden, in den verſchiedenen Ständen und Einrichtungen eines Volks; und ſie müſſen daher auch unter uns ſeyn. Freylich finden ſie ſich auch in fremden Sitten; aber ich glaube nur, daß der Dichter, da er ſeine Nation immer vor Augen hat, ehe bey den Charaktern ſeiner Perſonen, wenn er ſie aus ſeinem Volk nimmt, auf dieſe Eigenthümlichkeiten, auf dieſe Kleinigkeiten, wenn er ſeine Perſonen nun handeln läßt, aufmerkſam ſeyn, und ſie, nach Maaßgabe derſelben, ihre Handlungen und Leidenſchaften äußern laſſen könne, als wenn er ſeine Charaktere von Fremden herholt. — Zugegeben auch alſo; daß das Ganze deutſcher Sitten, Gebräuche u. ſ. w. nichts Anziehendes und Hervorſtechendes habe, — zugegeben, daß ſie nun ſo kalt, ſo einförmig, ſo ſtrotzend oder ſo nachgeahmt ſind, wie ſie es wirklich ſind: ſo kann der

Dichter doch in ihnen, mit leichtrer Mühe, und mit größrer Gewißheit, all' die tauſend Kleinigkeiten finden, wodurch alle Begebenheiten ſeines Werks und alle Perſonen das Eigenthümliche erhalten, das ſie individualiſiret, und ihnen Leben und Wahrheit giebt.

Ein Mann, deſſen Anſehn, ſo bald die Rede vom menſchlichen Herzen iſt, nicht von wenig Gewicht ſeyn kann, ſagt von dieſen kleinen Zügen: I think I can ſee the preciſe and diſtinguiſhing marks of national characters more in theſe — *minutiae*, than in the moſt important matters of ſtate. — Und es iſt doch unſer Vorſatz, unſer Wunſch, dieſe, einen Menſchen vom andern unterſcheidende Kennzeichen, und die Verſchiedenheiten deſſelben, aus dem Dichter kennen zu lernen? — Man wende, was Sterne von ganzen Nationen ſagt, nur auf einzelne Menſchen an!

Freylich wird der größere Werth dieſer kleinen Züge noch immer von der Stelle abhangen, die der Dichter ihnen giebt, und von dem Gebrauch, den er eigentlich von ihnen macht. Ich glaube nämlich, daß in einem Werke, deſſen Innhalt einen gewiſſen Zeitraum zur Wirklichkeit erfodert, und in welchem alſo, von einem Ende zum andern, nicht lauter heftige Leidenſchaften ſeyn können, wir von dieſen kleinen Zügen mehrere ſehen müſſen, als

in

in den kürzern und wärmern Werken. Nicht, daß ohne dieſe Züge die wahre Aeußerung irgend einer Leidenſchaft beſtehen könnte, ſondern daß, wenn das Herz heftig ausbricht, dieſe, durch menſchliche Einrichtungen, dem Charakter gegebene Einſchränkungen weniger ſichtbar ſind, und weniger ihren Einfluß auf dieſe heftige Aeußerung zeigen können, weil ſie gleichſam als Werke der Kunſt, der Erziehung, der Lebensart zu ſchwach ſind, den Strom des Herzens zu lenken. Sie werden aber noch immer bey den Urſachen dieſer Wirkung in Betracht kommen und genützt werden müſſen. Der Unwille des Prinzen, in Leſſings Emilia Galotti, über den Marinelli (Dritter Aufzug, Erſter Auftritt) da der Prinz glaubt, daß dieſer zu nachläßig oder zu ſorglos für ihn, Emiliens wegen, gearbeitet habe, äußert ſich zwar nicht mit der Heftigkeit, die die Einſchränkungen des Standes niederreißen könnte; aber er äußert ſich deßwegen nur deſto richtiger. Der Prinz hat ein ſehr lebhaft Temperament; und die Lebhaftigkeit, die ſein Unwille dadurch erhalten müßte, würde noch vermehrt werden, weil er aufs heftigſte verliebt iſt; aber, dieſem allen ohngeachtet, hat es Leſſing ganz vortreflich zu zeigen gewußt, daß es der Herr iſt, der mit ſeinem Unterthanen, mit ſeinem Diener ſpricht. In der fünften Scene des erſten Aufzugs

geht dieſer Unwille nur weiter, weil die ganze Situation des Prinzen heftiger, unruhiger, dringender iſt. Aber hier, an ſtatt, daß ein andrer vielleicht eben deßwegen den Prinzen deſto heftiger würde haben poltern laſſen, und uns dadurch eine ſehr niedrige Idee von ſeinem Fürſten gegeben hätte, (indem der Anlaß noch immer nicht höchſt wichtig iſt, und weil er dem Prinzen noch immer nichts koſtet,) fertigt dieſer hier den Marinelli mit einer Wendung ab, die ganz den Stand des Fürſten charakteriſirt: („Kalt und befehlend) Nun wiſſen Sie, was ſie wiſſen wollen; — und können gehn!“ Ich geſteh' es gern, daß ich aus einem ſolchen Zuge mehr lerne, als aus ganzen Trauerſpielen. Ich weis gewiß, daß ein gewöhnlicher Dichter höchſtens auf die Gemüthsfaſſung und das Temperament des Fürſten alleine geſehen, und, weil es der Unterthan iſt, mit dem er redet, ihn deſto mehr würde haben lermen laſſen; an ſtatt daß Leſſing eben deßwegen ihn vielleicht kälter bleiben läßt, weil der Unterthan für den Fürſten ſehr wichtig ſcheinen, oder der Fürſt ſelbſt wenig Fürſtliches und ſehr wenig Kluges haben muß, wenn er ſo gleich in Feuer und Flammen iſt. — Wir ſehen eben daſelbſt den Prinzen noch einmal unwillig über ſeinen Vertrauten. (Vierter Aufzug, Erſter Auftritt.) Man erlaube mir einige Bemerkungen über

dieſe

dieſe Scene. Erſtlich iſt die Neigung des Prinzen noch immer nicht befriedigt; — zweytens hat Marinelli, auf Rechnung des Prinzen, Dinge gethan, die der Prinz nicht billigen kann, und hat ſie ohne Nutzen gethan; — der Prinz iſt in ſeinen Hoffnungen nur noch mehr hintergangen; ferner, iſt Marinelli ſelbſt, entweder, weil er glaubt, jetzt mehr Verdienſte um die Liebe des Prinzen zu haben; oder weil er von dem Grafen befreyt iſt, (der natürlich ſeine Eigenliebe ein bisgen unterdrückt halten mußte,) ſehr viel dreuſter und naſeweiſer gegen ſeinen Herrn; — und endlich iſt der Fürſt ſchon heute öfter unwillig über den Vertrauten geweſen: eine Sache, die den folgenden Unwillen gewiß befördert und vermehrt: — als daß hier nicht der Unwille des Prinzen ſehr natürlich dauernder und anhaltender, und in einigen Augenblicken lebhafter ſeyn mußte, als er es in der vorigen Scene war. Die eigentliche Aeußerung dieſes Unwillens aber iſt eben ſo vortreflich, als vorher, behandelt. So wie der Prinz nämlich dort aufhört, das zu ſeyn, was er ſonſt für den Marinelli iſt, ſein Freund; ſo wie dort das, was er durch Umſtände und Kunſt geworden war, verſchwand, und der Prinz eben durch ſeine Leidenſchaft dazu wurde, wozu ihn die Natur machte — (und dahin führen uns unſre Leidenſchaften alle) — zum Fürſten

nämlich, weil der Unwille nicht mächtig genug ſeyn konnte, ihn zum bloßen Menſchen zu machen: — eben ſo wird er nun auch hier, (die Augenblicke abgerechnet, wo er alles vergißt, und nichts als Menſch iſt; die Augenblicke, wo er drohend: Marinelli! ſagt) — ſo gleich wieder zum Fürſten: „Ich will Rede! — Rede will ich!“ — Der Ton, in welchem er alle die Entſchuldigungen, alle die Rechthabereyen des Marinelli beantwortet, charakteriſirt den Fürſten. So gleichgültig, mit einem „Nun gut, Nun gut“ — konnte nur er die Prahlereyen des Günſtlings abfertigen; der, wenn er nicht Günſtling und Vertrauter aller Schwachheiten geweſen wäre, gegen einen Fürſten nicht hätte ſo reden können, wie er jetzt mit der größten Wahrſcheinlichkeit redet, und reden mußte, wenn wir von dem Dichter nicht ein kahles, flaches Abbild eines Hofſchranzen erhalten ſollten. — —

So vortreflich hat Leſſing den eigentlichen Stand des Prinzen, in ſo ferne er auf die Aeußerung der Leidenſchaften ſeinen Einfluß hat, und die Eigenthümlichkeiten deſſelben, in dieſen kleinen Zügen zu nützen gewußt. — Ein andrer würde nur die Leidenſchaften, das Temperament, die gegenwärtige Situation der Perſon zu Rath gezogen; und alsdenn natürlich ſie weit heftiger haben ſprechen laſſen, als es hier der Dichter ſo weislich gethan hat.

Es

Es giebt Gelegenheiten, wo der Dichter dieſe Eigenthümlichkeiten noch beſſer nützen kann. Dieſe Gelegenheiten ſind nämlich ſolche, wo keine größere Kraft da iſt, die ſich in die Handlungen der Perſonen miſche, und ſie dazu antreibe, ſo, daß alsdenn dieſe Eigenthümlichkeiten als **Urſachen** gebraucht werden, gewiſſe Wirkungen hervor zu bringen. Dies iſt natürlich in ruhigern Gelegenheiten, bey kältern Begebenheiten, wo mehr der Menſch unter ſeinen Einſchränkungen und erworbenen Geſtalten, als unter ſeiner natürlichen erſcheinen muß. Ich wollte faſt darauf wetten, daß, wenn ein gewöhnlicher Dichter den Einfall gehabt hätte, welchen Leſſing ſeinem Juſt, im zwölften Auftritte des erſten Aufzugs in Minna von Barnhelm, haben läßt, nämlich ſich am Wirth für die Grobheiten zu rächen, die er ſeinem Herrn gemacht hat, — er den **Werner**, der den Anſchlag ausführen helfen ſoll, wenn er ihn durch dieſen auch mißbilligen, doch dieſe Mißbilligung durch ein: Schäme dich! das wäre ſchlecht! und dergleichen Formelchen mehr, würde haben ausdrücken laſſen, an ſtatt daß jetzt Werners Motiven zur Verwerfung der ganzen Juſtiſchen Einfälle aus dem **Eigenthümlichen** des Standes hergenommen ſind, in welchem Werner das geworden iſt, was er iſt. „Des Abends? — aufpaßten? — ihre zwey, einem? — das iſt

nichts — — Sengen und Brennen? — Kerl, man hörts, daß du Packknecht geweſen biſt, und nicht Soldat; — pfuy!“ — Das ſind alles Ausdrücke, die, eben ſo wie Juſts Vorſchläge, den Packknecht, den ehrlichen Soldaten charakteriſiren. — Und daß dieſe beſondern Eigenthümlichkeiten des Soldatenſtandes ſich etwann hier nur finden, weil Leſſing den Stand ſelbſt auf die Bühne gebracht: das würde ſo viel heißen, als daß ſie, wo die Rede bloß von Charaktern iſt, nicht nöthig wären. Doch, zugeſchweige daß dann der Vorſchlag des Diderot nur die Stände auf die Bühne zu bringen, was ganz anders ſagte, als Paliſſot [h]) ihn geſagt haben will, und er auch nur wirklich ſagt: ſo wäre das, was ich oben von Emilia Galotti geſagt habe, die beſte Widerlegung dieſes Ein-

h) Da ich nicht ſo ganz ſicher vorausſetzen kann, daß alle Leſer mit dem Diderot- und Paliſſotſchen Streite bekannt ſind: ſo dient zur Nachricht, daß Diderot, weil er glaubt, die komiſchen Charaktere ſeyen erſchöpft, den Vorſchlag that, man ſolle die Stände auf die Bühne bringen, wie, z. B. den Stand des Richters. Er ſelbſt bewies ſeine Meynung, indem er den Stand des Hausvaters aufs Theater brachte. Paliſſot erinnert dagegen, und mit Recht, daß, z. B. der Richter, auch einen eigenthümlichen Charakter haben, und entweder luſtig, oder ernſthaft, ſtürmiſch oder leutſelig ſeyn müſſe; und daß folglich ſeine Aeußerungen, als Richter, immer, nach Maaßgabe des Charakters, erfolgen müßten.

Einfalls. — Bekleiden wir nicht alle gewiſſe Stände? —

Man ſieht aus den vorhergehenden Bemerkungen ſehr leicht, daß ſelbſt die unbedeutendeſten Züge vortreflich genützt werden können, wenn die Wirkungen, die ſie hervorbringen, — wie in dieſem Falle, Werners Denkungsart, — uns angenehm unterhalten. Freylich müſſen ſie nicht umſonſt und um wieder Nichts da ſeyn. Der Dichter muß ſie in ſein Ganzes, in ſeine Reihe von Urſach und Wirkung, einknüpfen; wir müſſen an ihnen ſehen, warum ſie lieber da, als nicht da; — warum eben dieſe Perſonen, dieſe Individua vom Dichter gewählt ſind?

Meine Foderung iſt alſo nichts weniger, als willkührlich; der Gebrauch dieſer kleinern Züge, entlehnt aus Stand und Sitten, nichts weniger als gleichgültig. — Ich habe geſagt, daß es Gelegenheiten, daß es Charaktere giebt, die zum Gebrauch dieſer Züge überhaupt mehr Anlaß geben, weil ſie ruhiger ſind, als leidenſchaftliche Ausbrüche. Ich finde zum Beweiſe meiner Meynung in dem Charakter des Marinelli ſo viel, daß man mir es verzeihen wird, wenn ich ihn hier mehr aus einander ſetze. Die Sache iſt der Mühe werth. — Erſt eine kleine Einleitung!

Wenn wir uns, ſo allgemein, als möglich, einen Hofmann gedenken: ſo iſts ein Charakter, der, ſo lang es immer nur möglich iſt, eine gewiſſe Gleichmüthigkeit, eine und dieſelbe Geſtalt, die ihm die Kunſt und ſein Stand gegeben haben, jedoch mit den gehörigen Anwendungen behalten muß. Ein ſolcher Charakter giebt natürlich mehr Veranlaſſungen, als irgend ein andrer, der ehe in heftige und ſehr lebhafte Aufwallungen gerathen kann, zum Gebrauch dieſer kleinern Züge und Eigenthümlichkeiten. Und Marinelli behauptet ſeinen Charakter ſo ganz vortreflich; der Dichter läßt ihn nur denn, wenn es ſeinem ganzen Charakter nach, ganz natürlich erfolgen muß, den eigentlichen Hofmann ablegen, und zur eigenthümlichen Natur des Menſchen zurück kommen, daß ich gar kein beſſer Beyſpiel zu finden wüßte, das meine ganze Meynung ins Licht ſetzen könnte.

Ich glaube wirklich, daß unſre tragiſchen Dichter deßwegen dieſe Rotundität ihren Gemälden zu geben vergeſſen, — wenn ſie ſie auch ſonſt zu geben wüßten — weil ſie gewöhnlich ihre Perſonen in einer anhaltenden Wuth der Leidenſchaften, ganz wider die Natur derſelben, fortraſen laſſen. Durch dieſen Strom werden ſie ſelbſt nun mit hingeriſſen; und werden ihre Vernachläßigung, im Gebrauch dieſer kleinen Züge, nicht gewahr. Wenn ſie ihre

Per=

Perſonen ruhiger erſcheinen ließen: ſo würd' es ihnen vielleicht weit weniger möglich ſeyn, dieſe Eigenthümlichkeiten nicht daran zu vermiſſen. — Vielleicht glauben ſie auch, daß, da ihre Perſonen, durch die Verſchiedenheiten ihrer Leidenſchaften, — (aber eine ſehr kahle und flache Verſchiedenheit!) — von einander abgeſondert und unterſchieden ſind, dies ſchon genug iſt, um ſie zu individualiſiren. Aber freylich haben unſre Luſtſpiele, wenn ich ſehr wenige ausnehme, das Anſehn, als ob unſre Dichter von der ganzen Sache gar nichts wüßten? Dem Luſtſpiele fehlt alles, — und in jeder ruhigern Situation fehlt alles — wenn der Dichter nicht dieſe kleinen Abänderungen, dieſe kleinern eigenthümlichen Züge, wodurch die Perſon individualiſirt wird, zu bemerken weis; die Tragödie iſt ſchon immer Etwas durch die allgemeine Verſchiedenheit der Leidenſchaften charakteriſirt. —

Ich komme auf den Charakter des Marinelli zurück. — Es iſt der Marcheſe Marinelli, der Menſch Marinelli, der zuerſt über ſeinen Feind, den Grafen Appiani, ſpottet, indem, im fünften Auftritt des erſten Aufzugs, die Rede auf die Verbindung des Grafen mit der Emilia kommt. Aber kaum hat er ſeiner mächtigern Empfindung, ſeinem Gefühle, als Menſch, Genüge gethan: ein Gefühl, das ſtärker iſt, als die, aus unſern Ver-

bin-

bindungen entſtandenen und angenommenen Gefühle, und daher lebhafter und ſchneller, und geſchwinder, und zuerſt ſich äußert, wenn es nicht allmählig erſt entſteht, ſondern ſchon fertig in uns iſt: — kaum, ſag' ich, hat er jedoch ſo, als der Hofmann es mußte, ſpottend, ſeinen Haß befriedigt: ſo iſt er ſo gleich wieder, und ſo ganz, ſelbſt in ſeinem Spotte, bloß Hofmann, daß ihn dieſer Zug alleine ſchon charakteriſiren würde: „Hier iſt es durch das Mißbündniß, welches er (Appiani) trift, mit ihm doch aus. Der Zirkel der erſten Häuſer iſt ihm von nun an verſchloſſen.“ — — Wer erkennt hier nicht den wahren Kleinmeiſter, den wahren Hofmann, wie er es nämlich, mit den übrigen Eigenſchaften und der Situation des Marinelli, ſeyn konnte? So wie jeder vernünftige Menſch das Geſchäft, welches er treibet, das Leben, welches er führet, für das, ihm am beſten zuſtehende, für das, im Ganzen nicht unwürdige, ſondern für ein, in ſeiner Art verdienſtvolles Geſchäft hält: ſo erkennt der Geck, der eingebildete Thor ſein Geſchäft, ſeine Lebensart für die allervortreflichſte aller Lebensarten. Ihm iſt es nicht genug, daß er ein ſolches Leben führet; andre ſollen es auch führen, oder wenigſtens für ſo wichtig erkennen, als er es erkennt, wenn er ſie nicht für das halten ſoll, — was er ſelbſt iſt. Wie kann es nun anders ſeyn,

als

als daß ein Hofmann, mit den übrigen Eigenſchaften des H. Marcheſe, zu ſolch einem Gecken wird; und daß er es dem Grafen als einen groſsen Nachtheil anrechnet, wenn dieſer nicht ſo gehandelt hat, wie der Hofmann, wahrſcheinlicherweiſe; gehandelt haben würde? Und wenn die Verbindung des Grafen, in der eigenen Meynung des Marinelli, nicht unedel und erniedrigend wäre: ſo würde die bloße Erdichtung dieſes Umſtandes den feindſeligen Hofmann zeigen. — Ein Hofmann iſt überdem vielleicht mehr als ein ander Geſchöpf der Gefahr ausgeſetzt, ſein Geſchäft und ſeine Lebensart für die edelſte zu erkennen. Die mehrſten beneiden dieſe Lebensart, ehe ſie dazu kommen; und hören ſie auch von andern beneiden; und wenn ſie nun einmal darinn ſind: ſo trägt ſehr oft, vom erſten Miniſter bis zum Holzträger herab, ein jeder das ſeinige dazu bey, ſie in dieſen hohen Ideen, von der Wichtigkeit und der Anſtändigkeit ihres Geſchäfts, zu unterhalten.

Eben ſo ſehr wird der Hofmann, von der andern Seite, durch die Neugierde, das heißt, mit andern Worten, durch die Dumdreuſtigkeit charakteriſirt, die der Marcheſe bey allen Gelegenheiten äußert, — die ſich keiner, als der, welcher die Fürſten viel ſieht, und ſich ſelbſt ſehr hoch achtet, erlaubet, — und auch nicht immer bloß

deßwegen, ſondern eigentlicher noch mehr, wenn er Gelegenheit gehabt hat, dem Fürſten ins Herz zu ſehen. Neugierig iſt jeder Hofmann. Womit könnt' er ſonſt ſich, womit könnt' er andre unterhalten, — und mit was wichtigerm könnt' er ſie ſonſt unterhalten, — als mit Neuigkeiten, und mit Neuigkeiten von ſeinem Fürſten? Das giebt allein das wichtige Anſehn, warum ſie lieber Hofleute, als was anders geworden ſind! Der Prinz ſelber weis auch dies vom Marcheſe: Was haben wir Neues, Marinelli? ſagt er zum Willkommen. — Es iſt alſo aus den Sitten des Hofmanns ein wahrer und vortreflicher Zug, wenn Marinelli hier den Prinzen, wahrſcheinlicherweiſe zu ſehr ungelegener Zeit, fragt: „Kennen Sie denn dieſe Emilia?“ und wenn er hernach die ganze Geſchichte von der bevorſtehenden Verbindung des Grafen dem Prinzen mittheilt: „Die Trauung geſchieht in der Stille“ u. ſ. w. — Wie vortreflich zugleich der Dichter dieſen Charakter gewählt und geformt, und gebraucht hat, um die Zuſchauer mit dem Aeußerlichen und Vorhergehenden des Stücks, das ſonſt größtentheils ſo ungeſchickt erzählt wird, bekannt zu machen, da die Zuſchauer der Verſtändigung wegen damit immer bekannt gemacht werden müſſen, das will ich, nur im Vorbeygehn, bemerken, und den dramatiſchen Kunſtrichtern zu entwickeln überlaſſen.

laſſen. — Eben ſo fährt Marinelli in dieſer Scene (S. 26) fort, zu fragen: „Und alſo wohl noch weniger der Urheberinn Ihrer Qual geſtanden haben?“ — Und das erſtemal?“ — Auch in dem erſten Auftritt des dritten Aufzugs iſt ſo ein Zug noch angebracht. Wenn Marinelli neugierig iſt: ſo muß er's immer ſeyn. Wenn er es nur da iſt, wo uns ſeine Neugierde das Nothwendige lehrt: ſo iſt er es wohl nur des Dichters wegen; und des Dichters wegen allein ſoll nun eine Perſon gar nichts ſeyn, weder neugierig, noch plapperhaft. Auch nützt dem Zuſchauer dieſe Neugierde diesmal zur Verſtändniß nichts, weil er die Sache ſchon weis. — „Und laſſen Sie doch hören, gnädiger Herr, ſagt er, was Sie für ſich ſelbſt gethan haben, — Sie waren ſo glücklich, ſie (Emilien) noch in der Kirche zu ſprechen. Was haben Sie mit ihr abgeredet?“ Nicht eigenthümlicher, nicht richtiger kann der Hofmann geſchildert werden! Der Marcheſe Marinelli, wenn er nichts, als dies war, mit allen Leidenſchaften und Eigenſchaften, die er jetzt beſitzt, würde doch nie ſo gehandelt, ſo geſprochen haben, wie der Kammerherr Marinelli jetzt ſpricht. Und dieſer Kammerherr würde bey einem gewöhnlichen Dichter ein gefällig, höflich — vielleicht niederträchtig ſchmeichelnd

Ding

Ding geweſen ſeyn; ein Ding, das, nach Belieben, zu allem Ja! oder Nein! geſagt, und alles, was der Fürſt nur gewünſcht, gethan hätte; aber einen eigenthümlichen, individuellen **Hofmann**, der das ganze Gepräge eines **Hofmanns** trägt, ſo redet, — und auch ſo handelt, konnten wir wohl nur von Leſſingen erwarten.

Was ein andrer ehrlicher Mann Zuverſicht zu ſich ſelber nennt, das wird ſehr leicht, wenn das Uebrige der Perſon dazu nur irgend Anlaß giebt, in einem Hofmann zur **Unverſchämtheit.** So ein Mann iſt nun Marinelli! Seine Eitelkeit, genährt durch ſeinen **Stand**, kann ſich nicht einſchränken, nur auf ihn ſelbſt zu ſehen; ſie treibt ihn weiter; er muß auch Eingriffe auf andre machen. Denn, daß er nicht einen Augenblick verlegen iſt, da der Prinz nicht die Nachricht von Emiliens Verheyrathung glauben will, iſt ſehr natürlich, da er die Sache gewiß weis; und das würde er auch bey jedem andern Dichter vielleicht nicht geweſen ſeyn. Aber daß er gegen den Prinzen ein: **„Sie ſind außer ſich, Gnädiger Herr!“** — braucht; — daß er nicht einen Augenblick anſteht, alles zu erzählen, was er von der bevorſtehenden Trauung Emiliens weis, ob der Prinz gleich tobt und wüthet; — dies iſt gleich viel **Unverſchämtheit** und **Niederträchtigkeit**, — oder, wenn man

ſonſt

ſonſt will, hofmänniſche Gleichmüthigkeit und Faſſung, die nicht das Herz hat, böſe zu werden, wenn der Prinz gleich ungerecht und grob wird, ſondern der herrſchenden Leidenſchaft des Hofmanns, der Eitelkeit untergeordnet iſt, die ſich nährt, indem ſie von ſolchen Dingen nicht gerührt wird, und dem Prinzen Sachen ſagen kann, die er noch nicht weis.

Keine Scene charakteriſirt den wahren Hofmann beſſer, als der Anfang der zehnten des zweyten Aufzugs, zwiſchen dem Grafen, und unſerm Kammerherrn. Hier vereinigen ſich, hohe Einbildungen von höfiſchen Angelegenheiten und Geſchäften, — Freundſchaftsgewäſche, ſo wie es der Mann führen muß, der den Ruf der Höflichkeit über alles ſchätzt — und hier um deſto mehr ſucht, da er betrügen will. — Man ſtreiche die Züge von Freundſchaftsverſicherungen weg; die Scene wird beſtehen können! Aber was werden wir vom Hofmann darinn ſehen? Nichts! Ein Skelet von einem Charakter werden wir vor uns haben; um deſto ſcheußlicher, da dies Skelet alsdenn der Marcheſe Marinelli ſeyn wird. Wir werden durch nichts von der Häßlichkeit, von der Niederträchtigkeit ſeiner Denkungsart abgezogen; wir ſehen dieſe ohn' alle Hülle, ohn' alle Verſchönerung, oder Glaſur vielmehr, die ſie durch die Sitten, das Eigenthümliche ſeines Stands erhalten hat, und

die freylich nicht dick genug iſt, uns am Durchſehn zu verhindern, aber eben dadurch uns deſto angenehmer beſchäftigt. — Ich habe bey Gelegenheit des andern Theils dieſer Scene eine andre Bemerkung beſtätigt erhalten, die ich, in der wirklichen Welt zu machen Gelegenheit gehabt. Der Hofmann des kleinern Hofes, wie hier Marinelli, iſt immer mehr eitel; und der Hofmann des gröſſern, des mächtigern Hofes, immer mehr ſtolz als der andre. Schon Vater **Hagedorn** erkennt **kleiner Herren kleine Diener** für ſchlechtere und elendere Geſchöpfe, als die andern; und in der Wirklichkeit haben ſie viele Lächerlichkeiten mehr an ſich, weil ſie gern das Anſehn von Würde und Wichtigkeit haben möchten, das ſie ſelbſt am Höflinge des größern und mächtigern Hofes finden. Daher verfallen ſie natürlich auf Uebertreibungen, Prahlereyen und Affektationen: Dinge, die jene nicht nöthig haben, weil ſie weniger Vergleichungen ausgeſetzt, und, ohne ihr Zuthun, ſchon durch den Hof gehoben ſind, dem ſie dienen. So iſt die Erhebung des, dem Grafen angetragenen Geſchäfts, in dem Munde des Marinelli ſehr wahr, und ganz vortreflich; wenn er aber Kammerherr eines großen Königs wäre, ſo würd' er von ſeinem Auftrag ſchon weniger hohe Einbildungen unterhalten dürfen, weil er dann glauben müßte, daß

der

der Auftrag ſchon, durch ſich ſelbſt, erhaben genug wäre. —

In der Folge dieſer Scene wird der Hofmann in den bloßen Menſchen; der Kammerherr in den Marcheſe verwandelt; und alſo, ſo vortreflich auch das Uebrige iſt, liegt es außer meinem Wege.

Die hohen Einbildungen von der Macht und dem Anſehn des Fürſten in allen Fällen, von der Unfehlbarkeit und Untrüglichkeit der prinzlichen Vorzüge und Eigenſchaften, — ſind dem Höflinge und nur dem Höflinge — ſo eigenthümlich, daß Marinelli den Prinzen in dem dritten Auftritt des dritten Aufzugs daran erinnert: „Die Kunſt zu gefallen, zu überreden, — die einem Prinzen, welcher liebt, ſo eigen iſt“ läßt ihn Leſſing dem Prinzen zum Troſte ſagen. Obgleich Marinelli dadurch hier in den Verdacht eines eben nicht weit ſehenden Geiſtes verfällt: ſo iſt doch dieſer Zug des eitlen Hofſchranzen ſo wahr, ſo vortreflich, daß wir, ohne dieſen Zug, eine Seite weniger von ihm erblicken würden. Wie könnte auch der gute Mann weiter und anders ſehen lernen, da er nie Gelegenheit dazu hat? — Und eben dieſer Zug findet ſich auch im ſechſten Auftritte: „So etwas von einer Schwiegermutter eines Prinzen zu ſeyn, ſchmeichelt die meiſten.“

ſten." — Noch mehr aber ſehn wir von dieſer Seite des Hofmanns in dem erſten Auftritt des vierten Aufzuges. Seine Einbildungen gehn ſo weit, ſie haben ſo feſte Wurzel bey ihm geſchlagen; oder ſie machen ihn vielmehr, ſelbſt wider allen Augenſchein, ſo blind, daß er da, wo gerade das Gegentheil ſeiner Vermuthungen zutrift, ſich an dem äußern Schein der Sache hält, (weil er ähnliches mit ſeinen Einbildungen haben konnte) und, indem die Mutter nichts weniger als aus Achtung für den Prinzen ſtille geworden iſt, den Prinzen überreden will, daß ſie eben nicht viel wider ſeine Liebe einzuwenden habe. Wenn dieſer Zug Schmeicheley ſeyn ſollte, wie er es doch, nach Anleitung der vorigen Züge ähnlicher Art, nicht ſeyn kann: ſo würde er weit weniger den wahren Hofmann charakteriſiren. Wer dreuſt und unverſchämt genug iſt, anders zu reden, als er geſehen hat, iſt nur ein Schmeichler; der aber weder ſich, noch den Hof ſehr lieben muß, weil er nicht ſeine Einbildungen für Wahrheiten hält. Aber dieſer Zug iſt nicht Schmeicheley. Und, indem der Hofmann von der einen Seite, als unfähig von ſeinen hohen Einbildungen abgebracht zu werden, charakteriſirt wird: ſo zeigt uns der Dichter darinn zugleich das natürliche Maaß des Verſtandes, das ein Höfling, wie Marinelli, haben kann, und berichtigt auf die

vor-

vortreflichſte Art unſre Ideen von dem Manne. — Ich weis es gewiß, daß, wenn viele Dichter, Gebrauch von dieſen letztern Zügen gemacht hätten, ſie ſolche den Marinelli, als Schmeicheleyen, als Dinge, die er innerlich nicht glaubte, aber als Hofmann ſagen müſſe, — würden haben ſagen laſſen. Aber wie weit wären ſie da unter der Idee des Höflings geblieben! Es iſt nur ein ſehr ſchaaler Höfling, ein Mann, der gewiß nicht lang' am Hofe gelebt hat, oder ſein Glück daran machen, und noch weniger Günſtling ſeines Prinzen werden kann, der nur, des Prinzen wegen, hohe Einbildungen vom Anſehn und dem Werth eines Prinzen in allen Fällen hat. Sein ſelbſt willen hat er dieſe Ideen; ſie ſind mit ihm, ſo zu ſagen, zuſammen gewachſen; und es kann nicht anders ſeyn, wenn er nämlich bis zum Günſtlinge oder Vertrauten eines Prinzen es ſchon gebracht hat. — Ich weis nicht einmal, ob der Charakter dieſes Prinzen ſelbſt einen Unterſchied hierinn macht; ich wenigſtens glaub' es nicht. — Man thut daher dem Hofmann auch im wirklichen Leben ein gewaltiges Unrecht, wenn man ihn der Schmeicheley gegen ſeinen Fürſten bezüchtigt, im Fall nämlich, ſchmeicheln ſo viel heißt, als Dinge ſagen, die man ſelbſt nicht glaubt. Der Hofmann, wenn er nur irgend den Beyfall des Fürſten hat, iſt faſt immer

ſehr aufrichtig in jedem Lobe, in jeder Erhebung ſeines Herrn. Wir nüchternen Leute, würden Schmeicheleyen ſagen, wenn wir das ſagten, was ein Marinelli vorbringt. Daß wir ſie ihm zuzuſchreiben, entſteht aus einem Irrthum. Wir Menſchen alle nämlich ſind, in unſern Urtheilen von denen Gründen, nach welchen andre Menſchen handeln können, zu geneigt, ihnen eben das Innre zuzuſchreiben, das wir haben, nur zu geneigt, uns ihre Denkungsart eben ſo vorzuſtellen, wie es die unſrige iſt, als daß wir uns nicht ſehr oft über den wahren Werth der Thaten, die ſie thun, und der Worte, die ſie reden, irren ſollten, wenn wir uns nicht ganz zu entkleiden wiſſen. — —

Ich endige hier die Reihe der Züge, die ich aus dem Charakter des Marinelli heraus gehoben, und durch welche ich gezeigt zu haben glaube, wie nothwendig, wie wichtig der Gebrauch aller Eigenthümlichkeiten der Sitten einer Perſon ſey, wenn uns der Dichter ein wahres Individuum geben will. Ich habe nicht den ganzen Charakter des Marinelli aus einander legen, ſondern nur bloß die Züge, die ihn, meines Dünkens, als Hofmann charakteriſiren, bemerken wollen: Züge, die dem Charakter die eigentliche Ründung geben, — die vielleicht mancher Dichter weggelaſſen hätte, weil, wenn die Perſon nur ein Skelet ſeyn

ſeyn ſollte, ſie ohne dieſe Züge auszubilden war, — und die jetzt die vortreflichſten Dienſte in der Zeichnung gethan haben. Ich behaupte nicht, daß dies alle diejenigen ſind, die den Hofmann im Marinelli vorzüglich und allein bezeichnen; es können ſich deren leicht noch mehr in einem ſo vortreflichen Werke finden; zumal, da ich nur bis in den Anfang des vierten Aufzugs gegangen bin. Ich überlaſſe gern die fernere Zergliederung einem dramatiſchen Kunſtrichter. Mir iſt es nur darum zu thun, das Eigenthümliche dieſer Züge und ihren Vortheil zu beſtimmen. Dieſe Züge ſind alle, wenn wir ſie bloß als Worte, als Rede, betrachten wollen, eigentlich das, was wir Handlung im Ausdruck nennen. Sie öfnen uns das ganze Herz deſſen, der ſie ſagt; wir ſehen ihn gleichſam durch und durch. Alles was Marinelli thut, ſind Handlungen des Hofmanns. Ihn bloß, als Hofmann, ohne dieſe Eigenthümlichkeiten ſchwatzen zu laſſen, das haben ſchon mehr Dichter bey mehr Hofleuten gethan; es ſind aber auch Charaktere darnach geworden, ſo flach, ſo einſeitig; ſo platte und plumpe Schmeichler, das nichts drüber iſt. Wer würde ohn' alle dieſe Kleinigkeiten von dem Marcheſe ſo viel ſehen, als er jetzt, vermöge ihrer, von ihm ſieht? — Laßt dieſe Eigenthümlichkeiten in andern Perſonen ſo unbedeutend, ſo ſchaal euch dün-

 ken,

ken, wie ihr wollt: ſie werden ſchon Werth genug für den delicateſten Witzling erhalten, wenn der Dichter ſie zu ſolch' einem Gebrauch zu verwenden, ihnen ſolch eine Stelle zu geben weis. — Es braucht kein Hofmann zu ſeyn, der ſo gezeigt wird. Ich kenne einen Mann, deſſen Geſchmack freylich etwas eigenſinnig iſt, welcher in Herrn Brandes Grafen Olsbach keinen Zug eigenthümlicher, wahrer, und anziehender findet, als wo Frau Wandeln das Geld aufſammelt, (das ein Betrüger in der Angſt fallen läßt) indem die andern Perſonen alle, ohn' Unterſcheid dieſem fliehenden Betrüger nachlaufen. Er behauptet, daß dies Zurückbleiben und Aufſammeln der Wandeln die Wirkung einer Urſache ſey, die uns ganz beſtimmt die Sitten und die Lebensart, und den ganzen Charakter derſelben auf einmal erkläre; an ſtatt, daß wir von den Aeußerungen der übrigen Perſonen, nicht auf ſo viel Individuelles und Beſtimmtes, davon dieſe Aeußerungen nur allein die Wirkungen wären, — zurückſchließen könnten. Ich muß es wohl, zur Verſtändigung dieſes ſeltſamen Urtheils ſagen, daß mein Freund nicht etwan dies Zurückbleiben und Aufſammeln als eine Wirkung des Geizes anſieht. —

Dem Romanendichter iſt der Gebrauch dieſer Züge eben ſo zuträglich, eben ſo verdienſtlich; die

Rück-

Rückſicht auf Sitten und Stand, und Eigenthümlichkeiten der Perſonen eben ſo nothwendig; und vielleicht noch weit nothwendiger, als dem tragiſchen Dichter. Und, ich wiederhol' es, er wird ſich an das Daſeyn derſelben ehe erinnern, er wird ſie ehe auffinden können, wenn er die Sitten, die Perſonen aus ſeinem Volke nimmt, — zu geſchweigen, daß in verſchiedenen Ländern leicht dieſe, aus dem Stande und der Lebensart der Perſon entſtandenen Eigenthümlichkeiten ſehr verſchieden ſeyn, und viel Nationelles haben können. — „Aber die Scene eben des Stücks, woraus ich meine Beyſpiele genommen habe, liegt in Italien, und der Dichter" ....? Ich könnte antworten, daß der Dichter Leſſing heißt; und dann würde mein Einwurf gehoben ſeyn. — Und dies iſt auch wirklich das Einzige, was ſich hierauf antworten läßt. Denn ſo vortreflich hat Leſſing das Land ſeiner Perſonen zu nützen gewußt, daß dies Trauerſpiel gar nicht wirklich werden, daß es gar nicht ſo erfolgen konnte, wie es erfolgt, ohne daß die Scene in Italien war. Nur vermöge Italieniſcher, nationeller Sitten wird es das, was es iſt. Sie ſind ein großer Theil der Urſachen mit, deren Wirkung der Ausgang, das Ende des Trauerſpiels iſt. So innerlich und äußerlich national haben wir ſchlechterdings noch nicht ein Gedicht aufzuweiſen.

Es kommt dem dramatiſchen Kunſtrichter zu, die genaue Verbindung des Innhalts dieſes Trauerſpiels mit den Sitten des Landes, aus dem es genommen iſt, zu entwickeln; mir ſey es genug, dem Romanendichter zu ſagen, daß, wenn er die Sitten eines Volks, ſo genau mit den Begebenheiten ſeines Plans verweben kann, als es Leſſing zu thun gewußt hat: ſo iſt's ihm ſehr vergönnt, uns mit fremden Sitten zu unterhalten; er wird uns dadurch ein Vergnügen mehr geben. — — Aber, ſo wie die Sache ſich insgemein verhält: ſo ſind unſre Romane um nichts beſſer, weil die Scene in fremden Landen liegt; und es iſt ein kahler Vorwand, daß der Romanendichter zu fremden ſeine Zuflucht nehmen muß, weil unſre Sitten nichts Brauchbares haben. Denn wir ſehen von fremden Sitten gewöhnlich eben auch nichts in ihnen. England iſt beſonders der Schau- und Tummelplatz, den unſre jungen Dichter ſich wählen. Aber iſt deßwegen eine Perſon individueller und genauer gezeichnet? Und warum iſt die Scene lieber nach England gelegt worden, als ſonſt wohin? Iſt in den Begebenheiten, in den Perſonen etwas, warum dieſe nun nicht in Deutſchland, ſondern in England nur wirklich werden konnten? Der Dichter ſoll in ſeinem Werke nichts vorgehen laſſen, überhaupt gar nichts anlegen, von dem es nicht der Erfolg des

Werks

Werks zeige, daß es für ſein Ganzes gerade am ſchicklichſten Orte, und auf die beſte Art vor ſich gehe, und, an keinem andern Orte, ſo habe vorgehn können. Die Mittel, die er zur Erreichung ſeiner Abſichten gebraucht, müſſen im genaueſten Verhältniß mit dieſen ſtehen, ſo daß jene unausbleiblich nothwendig ſind, um dieſe zu erreichen. Aber findet ſich dies in den Romanen gewöhnlicher Art? Sind ſie ſo, daß ſie nur auf Engländiſchem Boden haben zur Reiſe kommen können? Gewöhnlich ſind ſie ſo eingerichtet und angeordnet, daß ſie in keinem Lande dieſer Erde, — oder in allen gleich ſehr zu Hauſe gehören. Wenigſtens ſind die Kennzeichen, die ſie von ihrem angegebenen Vaterlande tragen, ſehr zweydeutig. — Im Grunde iſt es Unwiſſenheit, Unbekanntſchaft mit einheimiſchen Sitten, die unſere Romanendichter aus dem Lande treibet; in der Hoffnung, daß wir eben ſo wenig von fremden Sitten kennen werden, um ſie beurtheilen zu können; oder daß wir gar nicht dieſe Züge aus den Sitten und dem Leben, dieſe individuellen Kennzeichen der Menſchen, in ihnen ſuchen ſollen. Denn was haben nun wohl unſre Romane, die in England wirklich werden ſollen, anders, als Engländiſche Namen? Und wenns ja etwas mehr iſt: ſo iſts übertriebener, unnatürlicher Humor, der ſo wenig in England, als ſonſt wo, wirklich iſt; —

oder

oder ſo genannte brittiſche Großmuth, das heißt, der Dichter hat ſeine Perſonen reich gemacht, (eine wichtige Erfindung, eine große Anſtrengung für ein Genie!) und läßt ſie das Geld nun oft ſehr albern und unnütz verſpenden; — oder, ſie müſſen einander brav morden und würgen, weils — Engländer ſind. Was findet ſich wohl, damit ich Beyſpiele gebe, in dem Schauſpiel Clary (Frankfurth 1770) anders, als einige dieſer Ingredienzien? Iſt etwas eigenthümlich Engländiſches darinn? Was hat die Geſchichte der ... anders, als Engländiſche Namen? Und wie viel mehr könnt' ich nicht nennen! Eben ſo ſehr haben ſich die Franzoſen in das Mylord und Mylady verliebt. Die Scene der mehrſten Romane von Md. Ricoboni liegt in England. Arnaud hat in ſeinem Roman moraux eben ſo oft engländiſche Namen. Und wer mehr wiſſen will, braucht nur das erſte beſte Verzeichniß neuerer franzöſiſchen Schriften aufzuſchlagen. Wenn man nun dagegen, bloß in Rückſicht auf Eigenthümlichkeit und Gebrauch der Sitten, einen Fielding, Sterne, Smollet, Goldſmith u. a. m. in die Hände nimmt, ſo — wirft man natürlich jene ſo gleich ins Feuer. — Es mag überhaupt eine ſehr mißliche Sache ſeyn, Sitten und Perſonen fremder Länder in Werken der Nachahmung aufzuführen. Was die Engländer ſagen würden, wenn

wenn ſie verſchiedene deutſche Romane, deren Scene in England iſt, leſen ſollten, weis ich nicht. Aber ſo viel weis ich, daß ſie über den alten Voltaire, — nicht über ſein Werk, —, herzlich lachten, als ſie eines ſeiner Luſtſpiele (die Schottländerinn) ins Engländiſche überſetzten: ein Stück, in welchem die Scene, wie bekannt, in England liegt, und deſſen Sitten Engländiſche Sitten ſeyn ſollten. Und der Mann iſt doch ſelbſt einige Jahre in England geweſen, — und iſt Voltaire. —

Ich will es gerne zugeſtehen, daß, dem Anſcheine nach, die Sitten unſrer Nachbarn und andrer Nationen mehr Unterhaltendes und Anziehendes haben, als unſre eignen. Wir ſind weniger mit ihnen bekannt. Ich will auch zugeben, daß mehr, als ein Bewegungsgrund da ſeyn kann, warum wir im Trauerſpiele, die Scene ehe nach England verlegen, als ſonſt wohin. Dieſer Grund kann vielleicht gleich ſehr ſeine guten Veranlaſſungen aus der eigenthümlichen Denkungsart der Engländiſchen, und aus der Verfaſſung und Denkungsart unſrer Nation erhalten. Aber daß nun in unſern Sitten, für den Dichter, der ſie zu nützen weis, gar nichts Brauchbares, gar nichts Anziehendes zu finden ſeyn ſollte: das werd' ich nie glauben. Leſſings Minna und die Wilhelmine mögen das übrige lehren! — Auch dem Verfaſſer von

Sophi-

Sophiens Reiſe rechne ich das vorzüglich als ein Verdienſt an, daß er die deutſchen Sitten zu brauchen verſucht hat. — Ich verlange übrigens nicht alle die zu nennen, denen Deutſchland Dank hiefür ſchuldig iſt. Und wenn die Eigenthümlichkeiten unſers Volks lächerlich und abgeſchmackt wären: ſo brauche der Dichter ſie als ſolche Dinge. Der Dichter kann alle Gegenſtände der handelnden Natur nützen, ſo daß ſie dem Leſer Unterhaltung gewähren, wenn er ſie aus dem rechten Geſichtspunkt zu zeigen weis. Er kann dem Volk, dem er ſeine Thorheiten vorhält, eben ſo lehrreich werden, — und vielleicht noch lehrreicher — als dem, welchem er nur ſeine Liebenswürdigkeiten zeigen kann. — Aber die Eigenthümlichkeiten unſers Volks ſind alle nicht ſo albern, wie ſie es zu ſeyn ſcheinen. — Es wäre traurig, wenn unſ're Sitten für den Dichter gar nicht geformt und gebildet wären. Bis ſie es ſind, können wir mit unſern Nachahmungen nie dahin kommen, wo Griechen und Engländer geweſen ſind. Wer mich anklagt, daß ich hier Römer und Franzoſen nicht mit nenne, ſieht die Dichtkunſt nicht aus dem Geſichtspunkt an, aus dem ich ſie betrachte. — Die übrigen Nationen Europens, die hier noch in Betracht kommen, übergeh' ich lieber ganz mit Stillſchweigen, als daß

ich

ich meine Leſer noch mehr beleidigen ſollte, wenn ich, z. B. die Spanier höher ſchätzte, als die Franzoſen. Die Italiener hat Meinhard ſo charakteriſirt, daß Jeder ſelbſt urtheilen kann; denn, in den neuern Zeiten ſind die Nationen faſt alle zu ſehr Nachahmer derjenigen Nation geworden, die ſelbſt das wenigſte Eigenthümliche hat, als daß nicht all' ihre Früchte beynahe einerley Geſchmack, — und ganz ähnliche Geſtalt haben ſollten. — Und diejenige Nation, die es nicht ſo ſehr geworden iſt, die Spaniſche, kennen wir leider aus den neuern Zeiten zu wenig. —

Man laſſe den Franzoſen, den unſre Wilhelmine langweilig dünkt, wenn er ſie überſetzt leſen ſollte, ſie immer langweilig dünken! Schreiben wir denn nur, um die Franzoſen zu unterhalten? Es iſt ganz gut, wenn ſie uns leſen wollen; aber es iſt noch beſſer, wenn wir es ſo einrichten, daß uns unſre Landsleute mit Vergnügen, mit Theilnehmung, mit Nutzen leſen können. Das ſey unſer Stolz! dahin gehe unſer Beeifern. Wenn dann der Franzoſe dabey einſchläft: deſto ſchlimmer für ihn! Und er wird, wenn er billig iſt, darüber nicht klagen können. Es wäre nur Vergeltungsrecht. Wir ſind ja alle ſo herzlich oft bey ſeinen witzigen Geſchenken eingeſchlafen. — Was er nicht verſteht, lerne er verſtehen; oder leſe es nicht! Wie

viel iſt uns unverſtändlich, oder dünkt uns ſehr unmanierlich, wenn wir z. B. einen Peregrine Pickel [i]) leſen! — Aber freylich, wir ſind gute, geduldige Geſchöpfe; wir möchten gar zu gerne allen Alles ſeyn. Wir ſind gar nicht böſe, wenn wir was finden, das uns nun eben nicht gar zu gut oder bekannt ſchmeckt (weil wir vielleicht nicht dazu gewohnt ſind); aber wir würden, um alles in der Welt willen nicht, jemanden ein Gericht vorſetzen, auf das er noch oben drein ſich ſelbſt zu Gaſte gebeten hat, ohne daß wir nicht ſeinen Geſchmack vorher ganz gehorſamſt um Rath fragen ſollten; — und müßten wir ſelber auch darüber hungern. —

Wer mir dieſe kleine Ausſchweifung nicht verzeiht, der wird ſchwerlich bis hierher im Leſen kommen, als daß ich nun Gelegenheit hätte, ihn dieſer Ausſchweifung wegen um Verzeihung zu bitten.

---

19. Ich

i) Man verſtünde mich ſehr unrecht, wenn man glaubte, ich gäbe den Peregrine Pickel für ein geradeswegs ſchlechtes Werk aus. Derjenige, der den bloß äußern Lebenslauf, und die Sitten des jungen Engländers aus einer gewiſſen Claſſe kennen lernen will, wird dies Werk mit Vergnügen leſen können. Der Zeiger weißt ganz richtig; von dem Uhrwerk aber ſehen wir freylich nicht viel. —

19.

Ich werde dem jungen Romanendichter nichts über den Reiz des Neuen, des Unerwarteten, des Wunderbaren, der Schicklichkeit, des Anſtandes, der Simplicität, der Naivete, der Mannichfaltigkeit, der Aehnlichkeit und des Kontraſtes ſagen. Es giebt Bücher, aus denen er das lernen kann, was ich ihm hier ſagen könnte; und dieſe Bücher ſind bekannt. Ich habe unter den Gegenſtänden, die die belebte Natur ihm als Materialien zu ſeinem Werke darbeut, nur einige, — nur die berühren wollen, über die ich noch etwas ſagen zu können glaubte. Ich habe überhaupt mehr Winke, mehr Anlaß zum Denken, als vollſtändige Abhandlungen geben wollen; und wenn ich meinen Zweck erreiche: ſo hab' ich vielleicht mehr gethan, als alle Vollſtändigkeit hätte thun können. —

Es iſt ein bekannter, — und auch ſchon vorher hier angeführter Grundſatz, daß der Dichter alles in der handelnden Natur nützen dürfe. Die widerlichſten, die ſchrecklichſten Gegenſtände werden ihm brauchbar ſeyn, wenn er Thorheiten und Laſter züchtigen, — oder ſie vielmehr, ihrer Natur nach, abbilden will. In Leſſings Laocöon finden ſich Beyſpiele, wie ſo gar der Ekel, den man ſonſt nicht als einen Gegenſtand der Nachahmung anſah, dienlich ſeyn könne, das Lächerliche eines Gegenſtandes zu erhöhen.

Auf die Art, wie der Dichter dieſe verſchiedenen Gegenſtände behandeln wird, kommt freylich noch immer das mehrſte an. Die Geſtalten, unter denen ſie erſcheinen können, — ihre Abwechſelung, — ihre Verbindung bedarf einer ſolchen ſorgfältigen Arbeit, einer ſo richtigen Kenntniß des menſchlichen Herzens, daß es dem Dichter nicht zu verdenken iſt, wenn er Jahre lang an ſeinen Werken feilet. Ehe ich zu den Bemerkungen, die ſich auf die Verbindung der verſchiedenen Materialien beziehen, übergehe, will ich noch etwas über die körperlichen Gegenſtände der Natur voran ſchicken.

In den neuern Zeiten hat die Frage, von dem Werth oder Unwerth der Beſchreibungen ſolcher Gegenſtände, zu einigen Streitigkeiten Anlaß gegeben. Ich glaube nicht, daß Leſſing ſelbſt jede Beſchreibung derſelben, — auch wenn der Dichter ſie als **Mittel** zu brauchen gewußt hat, aus der Dichtkunſt hat verbannen wollen. Wenn dieſe Beſchreibung aber **Endzweck** iſt; wenn der Dichter nichts will, als beſchreiben, und nur beſchreibt, um zu beſchreiben; wenn er ſie als ein unrechtes Mittel braucht, oder die Beſchreibung mehr ausdehnt, als ſie ihm, zur Bezeichnung der Sache, nöthig iſt: ſo ſcheint Leſſings Urtheil wohl ſehr richtig, und nichts weniger, als willkührlich zu ſeyn, weil es ſich auf die Natur dieſer körperlichen Gegenſtände, und auf den Endzweck des Dichters und der Dichtkunſt gründet.

Es

Es wäre unverzeihlicher Eigenſinn, jede Beſchreibung aus Geßners Idyllen, oder aus den Wielandſchen Schriften verbannen zu wollen. Aber freylich, wenn

Ein Mückenfuß gemalt! — ein Hühnerkorb gemalt!
Ein Ziegenbart gemalt!

wird, um ſie zu malen, — oder auch der Urſache wegen, warum Michaelis dieſe Maler züchtigte: ſo wird dieſe Malerey ekelhaft und langweilig. —

Wenn Wieland uns eine Beſchreibung von dem Hauſe der Danae zu Smirna giebt: ſo iſt dieſe Beſchreibung nothwendig, weil ſie einen Einfluß auf den Agathon mit hat. Wir mußten das Haus, und die Einrichtungen deſſelben, zum Theil kennen, weil ſie, als mitwirkende Urſachen, in dem Werk gebraucht werden. Ohne dieſe Kenntniß können wir uns nicht ſo vollſtändig von all' den, auf den Agathon in dieſem Hauſe, gemachten Eindrücken, Rechenſchaft geben.

Daß Ort, Zeit, Umſtände den Eindruck erhöhen und vermehren können, den die vor uns geſchehenden Handlungen und Thaten auf uns machen, das beweiſt die Erfahrung. Die Nacht im Hamlet, und im Makbeth des Shakeſpears vermehrt ſehr merklich unſre Bewegungen bey dieſen Trauerſpielen. Und wie können wir von dieſen Dingen etwas wiſſen, wenn ſie uns der Dichter nicht bezeichnet? Im Shakeſpear findet ſich mehr als eine ſolche Beſchreibung, nur freylich in ſo wenigen Zügen, als der

dramatiſche Dichter beſchreiben kann. Und wie vortreflich er unter andern die Beſchreibung, die Antonius von dem Mantel des Cäſars macht, gebraucht hat, darüber beſinn' ich mich, in einer Engländiſchen kritiſchen Schrift, (mich dünkt in dem Eſſay on the Genius and Writings of Shakeſpear) vortrefliche Bemerkungen geleſen zu haben. —

Ich will gewiß nicht unſern Alltagsbeſchreibern das Wort reden, die uns, bey jeder Gelegenheit mit Beſchreibung eines Morgens, eines Sturms u. ſ. f. ohne Anlaß, ohne Endzweck oder Abſicht, als um zu beſchreiben, beehren; und die bey körperlichen Gegenſtänden oft noch verſchwenderiſcher ſind. Wenn jede Beſchreibung immer nur ein einzelner Theil eines Ganzen ſeyn kann; wenn jeder einzelne Theil ſein größtes Verdienſt darinn hat, daß er zur Vollendung, zur Erfüllung des Ganzen das ſeinige beyträgt: ſo iſts natürlich, daß jede Beſchreibung mit Recht nicht weiter ſich ausdehnen darf, als es nöthig iſt, damit wir die Wirkung, die ſie als einzelner Theil (als Urſache) machen ſoll, und macht, erkennen mögen. —

Im Laocoon findet ſich ſo viel Vortrefliches über die Kunſt, wie man die Beſchreibung körperlicher Gegenſtände in Handlung verwandeln könne, daß ich nichts beſſers zu thun weis, als meine Leſer dahin zu verweiſen.

II. Von

II.

Von der Anordnung und Ausbildung der Theile und dem Ganzen eines Romans.

II.

Von der Verbindung und dem Ganzen eines Romans.

1.

Indem ich jetzt die verſchiedenen Materialien überdenke, die ich dem Dichter zur Bearbeitung vorgeſchlagen habe: ſo halt' ichs für meine Pflicht, ehe ich irgend etwas von der Art und Weiſe der Bearbeitung ſage, zu erinnern, daß ich, bey der Bezeichnung der verſchiedenen Gegenſtände, oft weiter gegangen bin, wie ich eigentlich hätte gehen ſollen. Ich hielt es für nöthig, dieſe Gegenſtände beſonders zu behandeln, weil ſich das, was ich etwan darüber noch zu ſagen hatte, nicht ſo gut und deutlich würde ſagen laſſen, wenn ich die Natur dieſer Gegenſtände und den Gebrauch, den der Dichter von ihnen machen ſoll, zugleich behandeln wollte. Ich trennte dies alſo; allein es iſt nicht möglich, das Anziehende vieler dieſer Gegenſtände zu zeigen,

ohne zugleich die Kunſt des Dichters zu bemerken. Dieſe Kunſt muß nämlich oft hiezu ſehr vieles beytragen, wenn dieſe Gegenſtände in ihrer wahren Geſtalt erſcheinen ſollen.

Das wichtigſte bey der Sache iſt aber noch immer vor uns. Die Kunſt, dieſen Materialien allen Geſtalt und Anordnung zu geben; ſie, im rechten Maaß, am rechten Ort, in der gehörigen Verbindung zu gebrauchen, dünkt mich, eine größere Anſtrengung zu erfodern, als die bloße Erfindung. Und hierüber läßt ſich unmöglich alles ſagen, was zu ſagen iſt. Der junge Romanendichter muß das übrige aus Natur und Muſtern abſtrahiren. Mein Hauptendzweck iſt auch nur, auf das Studium dieſer beyden zurück zu führen, und kommenden Romanendichtern Gelegenheit zum Selbſtdenken zu geben.

Die Frage: Wie muß der Dichter mit dieſen einzelnen Materialien verfahren, um ein Ganzes der Art aus ihnen zu machen, als der Roman ſeyn kann, läßt ſich nicht ehe gut beantworten, als bis wir wiſſen, zu welcher Abſicht er überhaupt ſein Werk verbindet? Denn, wenn dieſe Materialien gebraucht werden können, einen Pallaſt oder eine Hütte daraus zu machen, — wir haben Beyſpiele von beyden Arten — ſo müſſen wir wohl zuförderſt die Abſicht ausmitteln, warum der Dich-

Dichter aufbauen ſoll, damit nicht auch eine Hütte ſtatt eines Pallaſtes daraus werde. Und wenn manches Gebäude nur noch eine ordentliche Hütte wäre. Aber es giebt, ohne Plan, ohne Ebenmaaß hingeworfene Maſſen und Klumpen, aus denen man oft gar nicht weis, was man machen ſoll.

Ein vernünftiger Menſch wird ſich keine Abſicht wählen, als die er, mit ſeinen, in Händen habenden Materialien und Mitteln erreichen kann. Er wird aber auch, wenn er die Abſicht feſtgeſetzt hat, dieſe Mittel ſo modeln, ſo anordnen, daß er dieſe Abſicht gewiß erreicht. Sie wird immer das erſte ſeyn, worauf er denkt.

Alle Dichter haben den allgemeinen Endzweck, durch das Vergnügen zu unterrichten. Dieſer Endzweck iſt ſo edel, das Geſchäft iſt ſo wichtig, daß ich, auf die Gefahr ein bisgen ausgelacht zu werden, mit Zuverſicht und Ueberzeugung ſage, daß ich nur dem bürgerlichen Geſetzgeber den Rang vor ihm zugeſtehe, und nur den Geiſtlichen, der das iſt, was Hagedorns Theophilus iſt, — und nur dieſen, nicht den erſten beſten, — und ferner nur den Mann,

„deſſen nächtliche Lampe den ganzen Erdball erleuchtet"

Kleiſt.

neben ihm zu ſetzen weis. Und ſollte unter den übrigen Rangordnungen nicht auch dieſe den erſten

Platz einnehmen, ſie, deren Glieder ſich um die wahre Wohlfahrt des menſchlichen Geſchlechts verdient machen? —

Aber wenn die Dichter es zugeſtehen, daß ſie alle den Vorſatz haben, durchs Vergnügen zu unterrichten, iſt es nicht zu verwundern, daß ſo wenige nur, ihre in Händen habende Mittel dieſem Endzweck, und der Natur dieſer Mittel gemäß, zu ordnen wiſſen? Es ſcheint, als ob viele ſich nicht die Mühe geben, das zu werden, was ſie doch ſo gern ſeyn möchten.

Es iſt vielleicht nicht ſo ganz leicht, die rechte Anordnung ausfindig zu machen, nach welcher ſie aufbauen ſollen. Es giebt große Dichter, die die Anordnung eines Werks für eine Kleinigkeit halten. Voltaire [a]) ſagt irgendwo (mich dünkt, in der Vor-

a) In eben dieſem Voltaire beſinne ich mich, geleſen zu haben, daß eine Zeit geweſen, wo man von dem Dichter nicht gefodert, daß er ein Philoſoph ſeyn dürfe; jetzt aber, in dieſem Jahrhundert, ſey dieſe Foderung allgemein. — Von dem Dichter nicht Philoſophie gefodert? — Sicherlich ſind die Dichter ſchon lange Philoſophen geweſen, wenn man es auch nicht von ihnen gefodert hat. Das Sprüchelchen aus dem Horaz über den Homer iſt doch ſo unbekannt nicht. Und was bedarfs dieſer Stelle. Homer, — und auch Horaz ſind beyde noch zu haben. Freylich aber ſind beyde etwas mehr, als Verſifikateurs. Dieſe bedürfen nun wohl der Philoſophie nicht. Doch wer weis, was der alte Mann unter Philoſophie verſteht? Ich hätte längſt viel

Vorrede zur Mariamne) daß nichts leichter ſey, als einen Plan zu ordnen; aber ich finde in ſeinen Wer-

---

viel darum gegeben, wenn ich das hätte erfahren können. — Freylich bedarf der Dichter nicht der Lehre von Entitäten und Quidditäten, oder der Philoſophie, die for ev'ry why had a wherefore, und die ſo weit geht as words and terms cou'd go (um mich mit dem Sänger des Hudibras auszudrücken) aber der Philoſophie des Menſchen bedarf der Dichter gewiß, der Philoſophie, die uns lehrt quidquid ſumus et quidnam victuri gignimur? Und dies iſt doch wohl die ächte Philoſophie, um welcher willen der größte Theil von dem, was Philoſophie heißt, erfunden worden iſt? Leider aber, — und ſo oft dies auch geſagt worden iſt, ſo nöthig iſt doch noch immer die Wiederholung — verwechſeln wir noch immer die Mittel mit dem Endzweck; — gehen immer und kommen nie an; machen immer Gerüſte und denken nicht an das Gebäude! — Dieſe ächte Philoſophie zu wiſſen, ſoll der Dichter, und kann er nie genug, die ächten Philoſophen ſtudiren. Schon Horaz empfohl dies:

Scribendi recte, ſapere eſt principium et fons;
Rem tibi *Socraticae* poterunt oſtendere *chartae*.

Und nie kann er genug über den Menſchen und ſeine Beſtimmung nachdenken. Freylich braucht er eben nicht bey dem H. Doktor ** ein philoſophiſches Kollegium gehört zu haben. Von dieſem ſowohl, als von dem vorgedachten Spinngewebe muß er ſeinen Kopf leer erhalten. Aber zu jenen ächten Philoſophen zähle er auch — ich bitte die Herrn von der Fakultät, nicht zu lachen — die Homere, Shakeſpeare, Wielande und Leſſinge; die Mendelsſohne, Home, Sulzer, u. a. m. (wozu auch noch H. Garve gehört) und nur wann er dieſe fleißig ſtudirt hat, dann wird er Anſpruch auf den Titel des Dichters machen können; — es ſey dann, daß er, ein neuer Shakeſpear, fertig aus den Hän-

Werken nicht, daß dieſe Kunſt eben ſehr allgemein ſeyn müſſe. Es giebt andre Kunſtrichter, die die Anordnung eines Werks von irgend einem Umfang fürs wichtigſte erklären. Zu dieſen gehört Ariſtoteles, und einige andre ehrliche Leute mehr.

Die Vorſchrift, durchs Vergnügen zu unterrichten, iſt unſtreitig zu allgemein abgefaßt, als daß ſie nicht einer nähern Beſtimmung nöthig hätte. Ich glaube ſie, mit Recht, ſo umſchreiben zu können. Der Dichter ſoll in ſeinen Leſern, auf die Art, wie er es durch ſeine Mittel vorzüglich kann, Vorſtellungen und Empfindungen erzeugen, die die Vervollkommung des Menſchen, und ſeine Beſtimmung befördern können. Vorſtellungen, die uns angenehm beſchäftigen, indem ſie uns denken lehren; und Empfindungen, die zugleich lehrreich ſind, indem ſie uns vergnügen, das iſt ſolche, wie wir ſie nach Anlage unſrer Natur und vermöge unſrer Beſtimmung haben müſſen. — Eben ſo wie die Werke der Natur geordnet

Händen der Natur gekommen iſt. Ohne die Philoſophie des Menſchen, kommt mir der Dichter, um Hrn. Leſſing einen Ausdruck abzuborgen, wie ein Wagehals vom Schneider vor, der einem Fremden, ohne ein Maaß dazu zu nehmen, einen Rock machen will. Das werden dann auch Kleider darnach; gerade nach der neueſten franzöſiſchen Mode! —— Dieſe Note iſt bloß für zukünfrige Romanendichter geſchrieben.

ordnet ſind, die, indem ſie uns Vergnügen gewähren, zu gleicher Zeit Keime zum Denken enthalten: eben ſo wird der Dichter ſein Werk ordnen. Das ſanfte Grün, ſo gebildet, weil es nach Maaßgabe unſers Auges ſo gebildet ſeyn muß, wenn es uns vergnügen ſoll, kleidet den größten Theil der Schöpfung ein, der unſre denkende Kraft auf die angenehmſte Art beſchäftigt. —

Ich glaube nicht, daß der Dichter auf eine andre Art füglich Lehrer ſeyn könne, als indem er unſre denkende Kraft und Empfindungsvermögen durch die Kunſt in der Anordnung und Ausbildung ſeines Werks beſchäftigt. Er muß ſich nicht geradeswegs zum Lehrer aufwerfen; noch weniger müſſen es ſeine Perſonen. Wir ſelbſt, ohne ſein Vordociren, müſſen an ihm lernen können; und wir werden deſto ſicherer und beßrer lernen, wenn wir Gelegenheit gehabt haben, durch ſein Werk unſre eignen Lehrmeiſter zu werden. Menſchen mit ihren Tugenden und Schwachheiten; Begebenheiten, wie ſie hieraus erfolgen können und müſſen — können unmöglich auftreten, und geradeswegs Vorleſungen über die Moral, in dieſem Falle, halten. Sie würden ihrer Natur ungetreu. Vom gemeinen Weſen nicht dazu gedungen, ſchwatzt ächte Tugend nicht gern ſehr viel; und das Moraliſiren des Laſters und der Thorheit möchte nicht

recht

recht viel nützen. Bey ihren Thaten würde man ſehr geſchwinde ihre Worte vergeſſen; oder, wenn der Dichter dieſe Thaten bloß einer Lehre wegen geſchehen läßt, die Lehre ſelbſt. Und wenn nun moraliſirt werden ſoll und muß: ſo kann ſehr leicht die andre Bedingung, unter welcher wir das Werk des Dichters nur ſehen wollen, nicht erfüllt werden; Es kann uns Langeweile machen, an ſtatt daß es uns vergnügen ſoll.

Wie muß alſo der Romanendichter ſeine Begebenheiten und Charaktere ordnen, daß er in den Leſern ſolche Vorſtellungen und Empfindungen errege, wie wir ſie, als vernünftige Menſchen zu allererſt haben ſollten? Er hat, wie wir geſehn haben, alles, was ein Menſch ſeyn und thun kann, zu ſeinem Gebot. Jeder Roman iſt eine Maſſe von Begebenheiten und Perſonen. In einem ſolchen Werk kann entweder eine Perſon oder eine Begebenheit das Hauptwerk ſeyn. Das Ende nämlich, der Ausgang eines Werks kann die Vollendung einer Begebenheit, ſo daß wir uns dabey beruhigen können, oder die Vollendung eines Charakters ſeyn, ſo daß dieſer im Lauf des Werks entſtandene und ausgebildete Charakter jetzt ſo weit iſt, als er der Abſicht des Dichters zufolge ſeyn ſoll, und wir nun nichts mehr wiſſen dürfen, um uns zu befriedigen. Wer ſieht nicht, daß

im erſtern Fall die Begebenheit in ſo fern das wichtigſte iſt, daß uns nämlich, ohne ihre Vollendung etwas fehlen würde, das das bloße Daſeyn der Perſonen nicht erſetzen könnte. Die Perſonen ſind in dieſem Fall gleichſam vom Dichter verbunden, damit die Begebenheit erfolgen könne. Es iſt hier noch nicht Zeit zu ſagen, in wie fern dies Recht oder Unrecht ſey; die Gattung ſelbſt will ich nur charakteriſiren. Die Wahl und Anordnung der Begebenheiten iſt hier der Hauptzweck des Dichters. Ohne dieſe Anordnung kann das Reſultat, das iſt, diejenige Begebenheit nicht wirklich werden, die der Zweck des Romans iſt. Hieraus folgt natürlich, daß der Charakter nur in ſo fern in Betrachtung alsdenn kommen kann, als der vorgeſetzte Zweck des Dichters am beſten ſich mit ihm verträgt. Es brauchte eben nicht gerade eine Clariſſe zu ſeyn — (damit ich doch ein Beyſpiel anführe, und eins aus einem Romane anführe); — es konnte auch ein anderes liebenswürdiges Mädchen ſeyn, die durch den Loveleß verführt und unglücklich gemacht wurde; bey der eben ſo, wie jetzt die unglückliche Begebenheit, das Ende des Werks, der Zweck des Dichters erreicht wäre. — Im zweyten Falle iſt uns die letzte Begebenheit von ſo weniger Wichtigkeit, daß wir den Agathon eben auch an einem andern Ort,

als in Tarent ohne Anſtoß denken könnten. Nur wenn das ganze Seyn dieſes Agathon, ſeine Art zu denken, und zu handeln, anders wäre, als ſie es jetzt iſt: ſo würden wir unbefriedigt ſeyn. In dieſem Fall ſind nun die Begebenheiten bloß der Perſonen wegen da. —

Kommen dieſe beyde Einrichtungen dem Roman zu? Wenn wir uns bloß an Beyſpielen halten wollen: ſo iſt kein Zweifel. Alle Romane bis auf den Agathon und Muſarion b) — wenn ich dieſe hieher zählen darf — ſind von der erſtern; die beyden letztern von der andern Gattung. Aber Beyſpiele können nicht immer entſcheiden. Die Frage wird ſich vielleicht nicht ehe gut auflöſen laſſen, bis wir nicht geſehn, wie der Dichter ſeine einzelne Materialien, ihrer Natur und ſeinem Zweck gemäß behandeln, und wie er aus ihnen ein Ganzes formen müſſe, wenn er ſeinen, ihm feſtgeſetzten Endzweck, nach Maaßgabe ſeiner Materialien erreichen wolle.

Man erlaube mir, daß ich jeden einzeln Theil eines Romans, jeden kleinern Vorfall abgeſondert von all' den übrigen, und hauptſächlich in Rückſicht auf

b) Die Ausbildung des Phanias, die Umſchmelzung ſeiner erſtern Denkungsart in eine weiſere und beſſere, iſt wohl der Hauptendzweck dieſes Werks, der ſo vortreflich durch die gewählten Mittel erreicht worden iſt.

auf ſein Entſtehen und Wirklichwerden, zuerſt betrachte. Darauf werd' ich die Verbindung dieſer einzelnen Theile, in ſo fern dies ein Ganzes ausmacht, vornehmen; und mit dem Innhalt der einzelnen Theile ſchließen.

2.

Der Romanendichter zeigt uns in ſeinem Werke wenigſtens die möglichen Menſchen der wirklichen Welt. Was ſehen wir an dieſen, oder vielmehr, was müſſen wir an dieſen ſehen, wenn wir ihr Seyn, ihr Handeln, der Wahrheit nach, betrachten wollen?

Wenn das bloße Sehn genug iſt: ſo ſtoßen wir zuerſt auf Figur, Schönheit, Anſtand, Würde im Betragen. — Aber all' dieſe Dinge zeigen uns ſo wenig die Wahrheit im Menſchen, daß man nur da noch vielleicht ein Aufſehn durch ſie allein erregen kann, wo man, zum Vorwande und zur Entſchuldigung ſehr ehrbarer Abſichten, unglücklicherweiſe aus der Dacierſchen Ueberſetzung des Plato ſo viel weis, daß Sokrates mit einem ſchönen Körper eine ſchöne Seele nothwendig vergeſellſchaftet glaubte. Die ſchönſte anſtändigſte Figur, die zu dem Phedriſchen: O quanta ſpecies — cerebrum non habet! Anlaß giebt, wird

R vom

vom Pöbel nur begafft. Und das muß doch nicht von denen Menſchen gelten, mit welchen wir uns die Mühe geben ſollen, Bekanntſchaft zu ſuchen?

Das zweyte, das wir am Menſchen ſehn, ſind Ehre, Würden, Reichthümer. Wenn dies das wäre, was wir betrachten müßten, wenn wir das Seyn eines Menſchen der Wahrheit nach ſehen wollten: ſo würde der kluge Mann öfter den Hut vor dem Fürſten und ſeinem Generalpächter abziehen, damit er in ihre Geſellſchaft käme.

Ich ſage nicht, daß in all' dieſen vortreflichen Dingen gar nichts zu ſehen wäre, wenn wir den Menſchen, der Wahrheit nach, betrachten wollen. Aber dann erſcheint alles das, was wir betrachtet haben, bloß als Urſache einer Wirkung, bloß in Beziehung auf den wirklichen Menſchen; es wird uns bloß als Mittel, nicht als Abſicht oder Endzweck gezeigt. Wir ſehen die Schönheit bloß, in ſo fern ſie auf den Conti oder den Prinzen wirkt; Würde bloß, weil ſie den abſcheulichen Marcheſe zu einem feinen Kammerherrn macht; Reichthümer bloß, daß ſie dem guten Timon (im Shakeſpear) viel Freünde erwerben, — die keine Freunde ſind.

Der Dichter, der das Anſehn hat, als wolle er uns von ſeinen Perſonen bloß dieſe Sachen zeigen, oder ſie nur für die wichtigſten ausgeben, treibt

gewiß

gewiß verſchiedene ſeiner Leſer — vielleicht diejenigen, die ihm die liebſten ſeyn ſollten — ehe zu ihrem häßlichen und armen Eſop, oder zum bucklichten Scarron mit ſeinem durchgeſtoßenen Pourpoint noir, als daß ſie lange in dieſer Geſellſchaft ausdauern.

Und was werden ſie in jener Geſellſchaft ſuchen? Sie werden die Menſchen darinn empfinden und handeln ſehen wollen. Das bloße **Hörenſagen** wird ſie natürlich weniger vergnügen können, als wenn ſie jeden Einfall, jeden Spott, jede Satyre ſelber ſagen hören. Und ſie werden durch andre nie das erfahren, was ſie **ſehen** können. —

Der Dichter muß uns alſo, wenn wir vom Menſchen etwas **ſehen** ſollen, ſo ganz in die Geſellſchaft ſeiner Perſonen bringen, daß wir ſeine Perſonen mit ihrem ganzen Seyn vor uns haben.

Wenn wir das von den Menſchen ſehen wollen, was wir, um ſie in der Wahrheit zu ſehen, betrachten müſſen: ſo iſts natürlich, daß wir uns an ihren Aeußerungen, an ihren Unternehmungen zu halten haben. Aber das bloße Erzehlen: „es trug ſich zu! es geſchah!“ giebt uns nichts, als die Oberfläche, das Aeußere der geſchehenen Dinge zu ſehen. Und heißt dies den Menſchen, der Wahrheit nach, ſehen? ſehen, **was** und **wie** er iſt?

Im wirklichen Leben iſt die bloße Erzehlung der ſich zugetragenen Sachen ſo ſehr ſelten genug, daß wir all' Augenblick einmal die Frage: „Wie iſt das möglich? „Wie hat ſich das zutragen können?“ hören, und ſelber thun. So gar, wenn wir Augenzeugen eines Vorfalls ſind, worinn ein bekannter Mann nur nicht nach unſrer Einbildung verfährt: ſo iſt dieſe Frage auf unſrer Zunge.

Die bloßen äußern Umſtände eines Menſchen ſind es nie, die ihn vermögen, eine Sache zu thun. Wenn dies möglich wäre: ſo müßten Agathon und Danae in Marmor gehauen, ſich eben ſo herzlich lieben können, als die Perſonen ſelbſt. Wer ſieht nicht, daß ſo zu ſagen ein Medium iſt, durch das die Perſon, oder die Begebenheit, hindurch gehen müſſe, um irgend eine Wirkung auf eine andre zu machen. Dies Medium iſt das Herz, die ganze Geiſts- und Gemüthsverfaſſung der Perſon, auf welche gewirkt wird. Der Ausdruck, den wir im wirklichen Leben bisweilen von einigen Menſchen gebrauchen, daß ſie Maſchienenmäßig handeln, das heißt, daß es keiner Einwirkung auf ihre Geiſts- und Gemüthsverfaſſung bedarf, um ſie zu einer That zu bewegen, ſagt ſo wenig Rühmliches, daß wir ehe dieſe Perſonen für Maſchienen erklären möchten. Und der Menſch ſoll nie Maſchiene ſeyn; auch nicht Maſchiene des Dichters.

Jede

Jede wirklich werdende Begebenheit hat ein doppeltes Verhältniß; einmal iſt ſie Wirkung vorhergegangener, — und dann iſt ſie Urſache folgender Begebenheiten. Wenn es heißt, daß wir durch einen andern, oder durch dieſe und jene Sache bewogen worden ſind, dies oder jenes zu thun, mit einem Wort, wenn ſich eine Aeußerung zeigt, wer ſieht nicht, daß dies eigentlich heißt, wir ſind in die Gemüthsfaſſung geſetzt worden, dies oder jenes zu thun.

Bey den, auf uns wirkenden Urſachen, vermöge deren ein gewiſſer Gemüthszuſtand ſo und auf dieſe Art erfolgt, kommt es nicht allein auf die, auf uns wirkende Urſache an, ſondern auch auf den damaligen Zuſtand unſrer Gemüthsfaſſung, und auf tauſend Kleinigkeiten mehr, die alle zuſammen kommen müſſen, wenn eine gewiſſe Wirkung erfolgen ſoll. Die ganze vereinte und in einander gefloſſene Summe unſrer Ideen und Empfindungen; — der Zuſtand unſers Körpers, Krankheit oder Geſundheit, Geſellſchaft und Wetter und viele namenloſe, dem Anſehn nach ſehr unbedeutende Dinge können dieſen Gemüthszuſtand mehr oder weniger günſtig geſtimmt haben, ſo daß der Ton erfolgt oder nicht. Unſer Körper hat nur zu viel Einfluß auf den Zuſtand unſrer geiſtigen Empfindungen. In einem der Trauerſpiele aus Shakeſpears Werken,

das unſre Landsleute noch nicht deutſch beſitzen, verſpricht ſich Menenius einen günſtigern Erfolg ſeiner Geſandſchaft an den Coriolan, wenn er ſie Nachmittags unternimmt [c]). Nur an der Tafel, an der Tafel, an welcher Muſarion preſidirte, und Chloe aufwartete, nur vermöge des Beyſtands jenes Korbs, den Chloe herbey brachte, und vieler kleinern Umſtände mehr, die wir alle bey dem Dichter finden, konnte die Wirkung erfolgen, wodurch Phanias zum glücklichen und wahrhaft weiſen Manne wurde.

Wenn eben dieſe Begebenheit Urſach folgender Begebenheiten wird: ſo finden eben die vorigen Ver-

c) Wenn die Sache vielleicht nicht von Römern gilt, ſo gilt ſie doch gewiß von vielen Menſchen. Hier iſt die Stelle:

He (Coriolanus) was not taken well, he had not din'd. —
The veins unfill'd, our blood is cold, and then
We powl upon the morning, are unapt
To give or to forgive; but when we've ſtuff'd
The pipes, and the conveyances of blood
With wine and feeding, we have ſuppler ſouls
Than in our prieſt-like faſts; therefore I'll watch him
'Till he be dieted to my requeſt,
And then I'll ſet upon him.

und Brutus (ein Tribun) antwortet ihm:

You Know the very road into his kindneſs —

Als Menenius ins Lager kommt, ſagt er der Wache:

Has he (Coriolanus) din'd, canſt thou tell? for I would not ſpeak with him till after dinner.

Verhältniſſe ſtatt. Sie wirket alsdenn auf den Gemüthszuſtand der Perſon, damit die Begebenheit erfolgen könne, die eigentlich eine Wirkung davon iſt.

So verhält es ſich im wirklichen Leben. Das Innre und das Aeußere des Menſchen hängt ſo genau zuſammen, daß wir ſchlechterdings jenes kennen müſſen, wenn wir uns die Erſcheinungen in dieſem, und die ganzen Aeußerungen des Menſchen erklären und begreiflich machen wollen. Wenn wir in der wirklichen Welt nicht jedesmal alle die Urſachen, die eine Begebenheit vielmehr ſo, als anders hervorbringen, begreifen und beobachten können: ſo geſchieht dies, weil die Summe der wirkenden Urſachen zu ſehr groß und mannichfaltig; das Ganze zu ſehr in einander geflochten iſt, als daß wir ſie darinn zu entdecken vermögen. Oft wollen wir auch nicht die Aufklärung der Begebenheit haben, — weil gewöhnliche Begebenheiten ſelten dieſer Entwickelung des ganzen Gemüthszuſtandes einer Perſon bedürfen, um bloß geglaubt zu werden; — weil wir gewöhnlich nicht Unterricht in den Begebenheiten der Welt ſuchen; — und weil oft Erzehler und Zuhörer die geiſtigen Bewegungen nicht zu beobachten, anzugeben und zu begreifen wiſſen; oder zu Maſchienenmäßig zu denken gewohnt ſind, als daß ſie nur einmal an das

Daſeyn derſelben gedenken könnten. Wenn daher, bey einer irgend unwahrſcheinlichen Begebenheit ein: „Wie iſt das möglich?“ erfolgt: ſo wird dies gewöhnlich durch Betheurungen, durch Zeugenanführung u. ſ. w. befriedigt.

Ich bin oft ſehr geneigt geweſen, manchen Romanendichter um ein dergleichen Zeugenverhör zu bitten. Denn das, was wir in manchem leſen, bedürfte gewiß noch mehr Creditive, als die ſeltenſten Begebenheiten der wirklichen Welt. Und bey dieſen läßt doch der gewiſſenhafte Geſchichtſchreiber oft die Dokumente hinzudrucken, um ſeine Leſer nicht zum Kopfſchütteln zu bringen. —

Wenn die Abſicht des Dichters zuförderſt und vor allen Dingen iſt und ſeyn ſoll, uns an ſeinen Menſchen, an ſeinen Perſonen das zu zeigen, was wir, der Wahrheit nach, am Menſchen ſehen können: ſo darf er dieſe äußere und innre Verbindung der wirkenden Urſach irgend einer Begebenheit, die er durch eine Perſon ausführen läßt, ſchon deßwegen nicht vernachläßigen, weil wir bey dieſer Vernachläßigung nie das ſehen würden, was wir bey ihm ſehen ſollen.

Der Dichter, wenn er ſich nicht entehren will, kann den Vorwand nicht haben, daß er das Innre ſeiner Perſonen nicht kenne. Er iſt ihr Schöpfer: ſie haben ihre ganzen Eigenſchaften, ihr ganzes

Seyn

Seyn von ihm erhalten; ſie leben in einer Welt, die er geordnet hat.

Mit dieſer Vorausſetzung werden wir nun, bey dem Wirklichwerden irgend einer Begebenheit, das ganze innre Seyn der handelnden Perſonen, mit all' den ſie in Bewegung ſetzenden Urſachen in dem Werk des Dichters ſehen müſſen, wenn der Dichter ſich nicht in den bloßen Erzehler verwandeln ſoll. Ich habe ein Beyſpiel aus Muſarion angeführt, in welchem man ſehen kann, wie ſorgfältig der große Dichter dieſes Werks uns das Innre ſeiner ganzen Perſonen aufzudecken gewußt hat. Wir ſehn nämlich das Wie des Vorfalls, der den Theophron zum γνωθι σεαυτον, der den Cleanth in ſeinen Stall bringt, und den Phanias zum Glücklichſten aller Menſchen macht, ſo umſtändlich, daß wir dieſe Perſonen jetzt mit aller der Wahrheit erkennen, mit welcher der Dichter ſie uns zeigen will und muß. Dies Innre der Perſonen ſehen wir an den Wirkungen, die auf den einen Chloe, auf den andern der Korb, auf den dritten Muſarion macht. Der Dichter zeigt uns dieſe Wirkungen an all' den Aeußerungen dieſer verſchiedenen Perſonen bey den verſchiedenen Gegenſtänden; und wir ſehn dieſe Aeußerungen ſo ganz eigenthümlich erfolgen, daß nach dem, dieſen Perſonen gegebenem Charakter nur gerade dies, und

nichts anders erfolgen konnte. Sie ſtehen in der genaueſten Verbindung als Wirkung und Urſache mit einander. Man erlaube mir dieſe allgemeine Zergliederung in einen einzeln Fall zu verwandeln. Cleanth muß uns ſein Syſtem geben, und muß es auf eine übertriebene ekelhafte Art geben, wenn Phanias von ſeinen unglücklichen Einbildungen zurück kommen ſoll. Die Sachen ſtehen in ſo genauer Verbindung, daß die eine unmöglich ohne die andre wirklich werden kann. Nun wird ſelbſt auch ein Cleanth nicht, — und er kann nicht ohne Veranlaſſungen ſein Syſtem auskramen. Dieſe Veranlaſſungen, dieſe Bewegungsgründe müſſen zuvor ſein Innres in Bewegung ſetzen, wenn jene Wirkung erfolgen ſoll, und müſſen alſo ſo beſchaffen ſeyn, daß ſie ihn in Bewegung ſetzen können. Und dies Innre werden wir **dadurch** als bewegt erkennen, und anſchauend ſo vor uns ſehen, wenn dieſe Veranlaſſungen, dieſe Bewegungsgründe allein den Cleanth bewegen, ſein Syſtem auszukramen; und an den Sachen ſelbſt, die ihn **bewegen**, werden wir entdecken, was der vor ein Mann iſt, der ſich gerade durch dieſe, und keine andre, auf dieſe und auf keine andre Art, in Bewegung ſetzen läßt. Der Dichter hat hier die Sachen ſo glücklich gewählt, daß ein Theil derſelben uns gerade das am Cleanth ſehen läßt, was wir an ihm ſehen ſollen,

und ohne welches uns die ganze Wirkung, die das Auskramen ſeines Syſtems auf den Phanias macht, wenn nicht unglaublich, doch nicht ſo anſchauend, ſo überzeugend ſeyn würde, als es jetzt iſt. Der Dichter führt uns die verſchiedenen Stufen eine nach der andern herauf; nirgends iſt Sprung, nirgends iſt Lücke. —

Dieſe, den Cleanth in Bewegung ſetzende Dinge, die, indem ſie uns ſein Innres aufklären und zeigen, zugleich die Wirkungen dieſes Innern uns ſo anſchauend darlegen, ſind:

Der Augenblick, worinn Muſarion
Ihn überfiel, ihr Blick, der ſchalkhaftſanfte Ton
Der Ironie, und (was noch zehnmal ſchlimmer
Als alles andre war) ihr ungewohnter Schimmer,
Die ſanfte Majeſtät der Liebesköniginn,

Dies alles nun

Beſtürmt auf einmal für die Ehre
Der Apathie zu ſtark, den überraſchten Sinn, —

und bewegte den Cleanth zu einer großen Dummheit. Ein Stoiker, über den nichts Aeußers Macht haben ſoll, und, ſeiner Verſicherung nach, hat, und den eben dies Aeußere ſo ganz aus der Faſſung bringt, daß er ſeine ſehr unweiſe Aufführung eingeſteht, die hier kein Menſch wiſſen will, — bezeugt die ganze Macht, die dies Aeußre auf ihn wirklich hat, und entdeckt uns ſehr deutlich dadurch ſein ganzes

Inneres d). Dieſer Zug allein, wenn wir ihn nicht auch ſchon in der Stellung gefunden und geſehen hatten, „die der Philoſophie nicht gar zu rühmlich war,“ würde den Cleanth von der Seite charakteriſiren, von welcher ihn Phanias ſehen mußte, um den Mann kennen zu lernen, und wir mit ihm.

Was Cleanth ſagt, und was Phanias dabey leidet, erweckt jenen:

— Blick voll junger Amoretten
Und Grazien, der ſtracks an unſichtbare Ketten
Cleanthens Tollheit legt —

Und noch geſchmeidiger wird dieſer unbiegſame Stoiker, wenn er hört;

Glückſel'ger Phanias! der Freunde ſich erkohren,
Von denen ſchon der Anblick weiſer macht.

Der Dichter erklärt ganz vortreflich die Urſach dieſer Geſchmeidigkeit; und ſo geſchmeidig mußte Cleanth ſeyn, das iſt mit andern Worten, ſo ſehr mußte er ſich wohlgefallen, ſo ſehr mußte ſein Inneres

d) Wenn alſo der Kontraſt, der ſich zwiſchen dem Charakter des Philoſophen, und ſeiner äußern Situation befand, vorzüglich dazu beytrug, das Innre deſſelben zu entwickeln: ſo würde auch der Romanendichter dieſen, vom Diderot dem dramatiſchen Dichter ſo ſehr empfohlenen Kunſtgriff vorzüglich gut nützen können. Man ſehe hierüber ſeine dramatiſchen Werke (Ed. de Berlin) T. 2. 224. —

neres in Bewegung ſeyn, wenn ihn der Eifer für ſein Syſtem ſo weit führen ſollte, daß Phanias die ganzen Lächerlichkeiten ſeines Lehrmeiſters ſehen konnte. Muſarions Daſeyn, Muſarions Geſtalt, jeder ihrer Blicke, jedes ihrer Worte mußte einen Stoiker, wie Cleanth zu jenen Uebertreibungen bringen, indem dieſe Dinge vorher ſeine Eitelkeit, ſeine Prahlſucht, — mit einem Wort ſein Innres in Bewegung ſetzten. Und alles, was wir von Muſarion hören und ſehen, war nothwendig, wenn die Wirkung erfolgen ſollte; ſo, daß wenn man den geringſten dieſer Umſtände wegnehmen und abändern wollte, dieſe Wirkung nicht ſo erfolgen könnte, wie ſie erfolgt. —

Der Eifer, mit welchem Theophron ſeine Lehren behauptet, den Beyfall, den ihnen Muſarion zu geben ſcheint, (wozu auch der kleine Umſtand gehöret, bey dem ſo gar Cleanth ſein volles Glaß vergaß) haben dieſen Cleanth in keine kleine Bewegung geſetzt, die, indem ſie uns den Cleanth immer genauer kennen lehrt, den Stoiker nicht eben von der beſten Seite charakteriſirt, — und dieſe Bewegung will eben in eine Widerlegung des Theophron ausbrechen,

Als ihn ein Umſtand unterbricht
Auf den der weiſe Mann ſich nicht gefaßt gehalten.

Chloe

Chloe mit ihrem Korbe, und die Düfte,

— die aus dieſem Korbe ſteigen,
— die Cleanth mit Mund und Naſe in ſich ſchlürft,

Theophrons Feuer, das dieſen Cleanth auf ſein gefrornes Blut nur deſto ſtolzer, und daher deſto entſcheidender, zuverſichtlicher in ſeinen Meynungen macht, — das oft gefüllte Glaß, erſetzen die Bewegung, die vorhin unterbrochen war; und als Phanias der Wirkung dieſer Bewegung ſich widerſetzen will, ſo

— reizet dies noch mehr des Weiſen Galle,
Im Eifer ſchenkt er ſich nur deſto öfter ein,
Glaubt, daß er Waſſer trinkt, nicht Wein,
Und demonſtrirt den Ariſtipp und alle,
Die ſeiner Gattung ſind, in Circens Stall hinein.
Sein Eifer für den Lieblingsſatz der Halle,
Durch jeden Widerſpruch und jedes Glaß vermehrt,
Hat von ſechs Flaſchen ſchon die dritte ausgeleert,
Als der Planetentanz, womit der Geiſterſeher
Die Damen zum Beſchluß ergötzt,
Ihn vollends ganz in Flammen ſetzt. u. ſ. w.

Ich habe in des Dichters eigenen Worten alle die übrigen Umſtände angeführt, wodurch das Wie der ganzen Umformung des Phanias, in Rückſicht auf ſeine Achtung für dieſen Philoſophen, begreiflich wird. Iſts nun ein Wunder, wenn Cleanth die Wirkung hervorbringt, die ihn der Dichter hervorbringen läßt? Man erzehle die Sache: Phanias

hat

hat den Cleanth aus dem Hauſe gejagt, weil er ſich vollgetrunken, und in der Trunkenheit die ganze Ueberſpannung ſeines Syſtems und den Mißlaut zwiſchen ſeinen Worten und zwiſchen ſeinen Thaten gezeigt hat, — man erzehle die Sache auf dieſe Art (und auf dieſe Art erzehlen die mehrſten Romanendichter ihre Begebenheiten, das iſt ohn' alle Verbindung der äußern Wirkung mit den innern Urſachen) — was werden wir an dieſer ganzen Erzehlung hören, das uns hierinn eigentlich das von Phanias und vom Cleanth zeigte, was wir, der Wahrheit nach, vom Menſchen ſehen wollen? Cleanth könnte auf vielerley Weiſe zu ſeiner Trunkenheit gekommen ſeyn; wir könnten ihn ſo gar deßwegen bedauern müſſen; Phanias, von der andern Seite, könnte uns ungerecht, wetterwendiſch heißen. Jetzt verſuche man, ob man von dieſen beyden Perſonen etwas anders denken kann, als was uns der Dichter von ihnen, vermöge der Aufdeckung ihres innern Seyns, denken laſſen will? Und dies deckte er uns, wie gedacht, auf, indem er durch Gegenſtände Wirkungen auf ſie hervorbringen ließ, die ſie auf eine oder die andre Art in Bewegung ſetzten. — Ich muß noch hinzu ſetzen, daß die vom Dichter feſtgeſetzte Umformung der Ideen des Phanias durch die Wirkung der Muſarion auf ihn eben ſo ſehr befördert wurde.

Der

Der ganze Gemüthszuſtand des Phanias wird, vor unſern Augen, ſo ſichtlich umgeſchmolzen, daß, wenn er auch ſonſt dem Cleanth alles verziehen haben könnte, er es doch jetzt nicht mehr ſo kann, daß er ihn ferner ſchätze oder liebe.

So vortreflich ſehn wir das **Wie** bey dieſer ganzen Sache! So genau zeigt uns der Dichter Urſachen, **wie** ſie das Innre der Perſon in eine Bewegung ſetzen, die wieder zur Urſache der folgenden Wirkung wird. Wenn uns Cleanth ſein Syſtem vordocirte, ohne daß wir alle die Schritte ſähen, die vorhergehen müſſen, wenn ein Cleanth bewegt werden ſoll, **auf dieſe Art** ſeine Lehren auszukramen: ſo würden wir das **Wie** der Begebenheit vermiſſen; wir würden nicht ſagen können, warum er jetzt vielmehr, als zu einer andern Zeit, warum er lieber ſo, als auf eine andre Art, ſeine Meynungen auskramete? Wir würden nichts von dem ſehen, was einen ſolchen Stoiker in Bewegung ſetzen kann, — und alſo von dieſem Stoiker eine ſehr kahle, flache Idee haben. —

Wir haben geſehen, daß in dem wirklichen Leben auf dieſe Art alle Begebenheiten ſich zutragen, und daß wir dies **Wie** ſchlechterdings in dem Dichter ſehen müſſen, der uns die Menſchen, der Wahrheit nach, zeigen will. Freylich mag die Auſſuchung, die Aufklärung dieſes **Wie**, die Ent-

Entwickelung einer Begebenheit auf dieſe Art, ein ſchwerer Geſchäft ſeyn, als die bloße Erzehlung derſelben. Es erfodert einen aufmerkſamen Beobachter der menſchlichen Natur, einen tiefen Kenner des menſchlichen Herzens. Aber dieſe Art von Behandlung einer Begebenheit iſt es auch, die die Leſſinge, Wielande, Fieldinge, Sterne, und einige andre mehr, ſo ſehr über die gewöhnlichen Dichter erhebet. — Sie kann nicht anders erreicht werden, als wenn wir jedesmal die Urſachen, die eine Wirkung hervorbringen ſollen, im genaueſten Verhältniſſe, und anſchauend, wie ſie dieſe Wirkung in der That hervorbringen, vor uns ſehen. Das übrige hierüber läßt ſich in der Folge erſt entwickeln. —

Da eine Sache durch nichts ſo ſehr begreiflich gemacht werden kann, als durch ihr Gegentheil: ſo will ich ein Beyſpiel von der entgegengeſetzten Art anführen. Ich verlange nicht das, was ich anführe, ſchlechterdings zu tadeln; ich gebrauche es nur, um meine Meynung in ein deſto heller Licht zu ſetzen. Ich ſchätze den Mann ſehr hoch, aus deſſen Werken ich es wähle. Wenn ich es lieber aus ſeinem Roman, als ſonſt woher nehme: ſo geſchiehts, weil ich ſicher voraus ſetzen kann, daß die Romanenleſer in Deutſchland mit ihm mehr bekannt ſind, als mit andern deutſchen Romanen.

Sophie [e]) kommt auf ihrer Reiſe in das Haus der Frau van Berg zu Königsberg. In der Art und Weiſe, wie dies zugeht, iſt eben nichts unwahrſcheinliches. Sophie kommt in Königsberg an, — will, auf die bloße Empfehlung der Frau Predigern, von der ſie zum Abſchiede noch dazu ſehr kalt umarmt worden iſt, ſich nirgends einmiethen, als bey der Frau Debeau; — ſie kann die Wohnung dieſer Frau von keinem ausfragen; aber ſie will doch nur zu ihr, und nicht in irgend einem Wirthshauſe ſonſt ſich einmiethen, wo ihr Bruder, auf den ſie wartet, ſie wahrſcheinlicherweiſe ehe erfragen könnte, als bey der Madam Debeau; — ſie giebt dem erſten beſten jungen Menſchen, der ſie dahin zu führen v ſpricht, ihren Arm; — dieſer führt ſie in einen ſehr unanſtändigen Theil der Stadt; — H. Puff iſt ihr gefolgt; nimmt ſie dem jungen Menſchen eben dort ab; und führt ſie, nach

e) Sophiens Reiſe S. 172 f. 1ſter Theil. — Wenn Sophie am Ende eine Prüde, eine ſich ſehr weiſe und gelehrt dünkende Prüde ſeyn ſollte, und den Saamen dazu ſchon im Anfang in ſich trüge, ſo daß ſie es nur, durch ihre Begegniſſe ganz würde, ſo hätte der Dichter ihr Zutrauen zu einem Menſchen mit einnehmendem Geſicht in einen Zug von kluger Prüderie verwandeln, und dann dies Zutrauen als eine fernere Urſache, wodurch ihre Prüderie, dem geſtochenen Ziel näher käme, gebrauchen können. Dann wäre Verbindung zwiſchen Urſach und Wirkung.

nach einigen Umſchweifen, zu ſeiner Schweſter, der Frau van Berg. Dies iſt die Erzehlung dieſer Begebenheit. Alle äußere Umſtände ſind da, wodurch ſie wirklich hat werden können; aber iſt dies für den dichteriſchen Leſer genug, der den Menſchen nach der Wahrheit, das iſt, mit der Veränderung ſeines äußeren Zuſtandes zugleich alle die innern Zuſtände deſſelben kennen will, um genau zu ſehen, wie eine Begebenheit erfolgt iſt, und warum ſie nicht anders hat erfolgen können, als ſie der Dichter erfolgen läßt? — Und dies können wir nicht anders ſehen, als indem wir an dem Betragen der handelnden Perſon jedesmal die Wirkungen entdecken, die dieſe äußern Umſtände auf ihr Innres gehabt haben. Aber dieſe innre Verbindung von Wirkung und Urſache, die uns das an der Sophie zeigte, was wir an ihr ſehen wollen, finden wir hier gar nicht. Was ſehen wir von ihrem innern Seyn, von den Urſachen, die ſie bewegen, der Empfehlung der ſie kalt umarmenden Frau Predigerinn allein folgen zu wollen? Wie geht dies zu? Sie umarmt die Frau Predigerinn dafür deſto wärmer: dies iſt vortreflich; dies iſt wahr; aber was that nun die Frau Predigerinn, daß Sophie ein unumſchränkt Zutrauen in ihre Empfehlung ſetzt? Wir ſehen gar keine Urſache dieſer Wirkung, aus dem Innern der Sophie.

Errathen läßt ſie ſich; aber es kann auf mancherley Art zugehen. — Und errathen wollen wir nicht; wir wollen vom Dichter lernen. Der Dichter, der ſich in ſolchen Fällen auf ſeine Leſer verläßt, ſetzt ſolche Leſer voraus, die ſchwerlich Romane leſen; und wenn ſie ſie leſen, die ihre eigenen Bemerkungen über den Menſchen durch ſeine Bemerkungen beſtätigt, aufgeklärt, erweitert haben wollen. Der Nutzen, die Vortheile, die er dem allergrößten Theil ſeiner Leſer durch die Mühe verſchafft, jedes Wie in ſeinem Werk aufzuklären, ſind ſo groß, — ſie ſind ſo gewiß die einzigen, wenigſtens die wichtigſten, die die Leſer erhalten können, daß er beynahe aufhört, für ſie Dichter im wahren Verſtande zu ſeyn, wenn er ſie ihnen nicht giebt. Wir werden von den Vortheilen der Aufklärung dieſes Wie in der Folge reden. —

Ein „wie gieng das zu?“ werd' ich bey dieſer Situation noch oft thun. Wie gieng es zu, daß Sophie auf die Unmöglichkeit, die Frau Debeau auszufragen, nicht lieber zu einem andern Mittel ihre Zuflucht nahm, um eine Wohnung zu finden? — Wie gieng es zu, daß ſie ſich dem erſten beſten jungen Menſchen anvertraut? anvertraut, da es ſchon anfängt, dunkel zu werden? „Er hatte ein empfehlend Geſicht,“ wird der Dichter antworten; aber ich ſehe die Verbindung dieſer Urſache mit ihrer

Wir-

Wirkung nichts weniger, als anſchauend; vielmehr iſt die unerklärliche Begierde nach Frau Debeau noch das, was ſie zu treiben ſcheint. — Wie geht es zu, daß H. Puff ihr gefolgt iſt? „Er war ein ehrlicher Mann, und ſie ein hübſches Mägdchen"! — Das iſt die Erzehlung der äußern Begebenheit; aber wie geht es zu, daß es nun eben Sophie iſt, oder warum iſt es eben Sophie, das heißt, welcher Theil ihres Seyns, welcher kleine Zug dieſes Individui iſt es, der den Puff in Bewegung ſetzt. Kann es jedes ſchöne Geſicht: ſo iſt keine Urſache da, warum der Dichter ſeiner Sophie vielmehr ſolche, als andre Züge, vielmehr ſolche, als jene Eigenſchaft gegeben hat? ſo iſt keine Urſache da, warum ſie lieber Sophie, als Henriette iſt? Will der Dichter nicht, ſoll der Dichter nicht ſeine Perſonen individualiſiren? Und ſoll er ihnen nicht vielmehr dieſe als jene Eigenſchaften geben, weil die eine Art von Eigenſchaften nothwendig die Mittel ſind, warum die Handlungen derſelben nicht vielmehr anders als ſo erfolgen? Cleanth mußte alle die Eigenſchaften, die er hat, und nur eben dieſe Eigenſchaften haben, wenn die Handlung ſo erfolgen ſollte, wie ſie erfolgt. Waren die abgeſonderten Eigenſchaften eines Stoikers überhaupt genug, dieſe Wirkungen andrer auf ſie, auf ſolche Art anzunehmen, wie es hier nöthig iſt.

Gewiß nicht; denn Epiktet und Zeno ſelbſt, und Kato und Marc Aurel waren auch Stoiker; wer ſieht aber nicht, daß die übrigen Eigenthümlichkeiten dieſer Perſonen ſie zu ſehr verſchiedenen Stoikern machten? Alſo die abſtrahirte Idee von Schönheit iſt nicht hinlänglich, uns anſchauend zu zeigen, warum eine Wirkung vielmehr ſo als anders erfolgt iſt. Und, damit ich eine Schönheit mit der andern vergleiche, war es gerade jede Schönheit oder Schönheit überhaupt, wie man ſie abſtrahirt ſich denkt, die den Agathon feſſeln konnte, und feſſeln mußte, wenn wir in ihm den Agathon und nicht — etwan den Theagenes (damit ich unter Griechen bleibe) erkennen ſollten? Es mußte die Schönheit der Danae, und nur in dem Anzuge, in dem Anſtande ſeyn, die den Agathon feſſelt, wenn wir in dieſem Agathon ein einzelnes Individuum erkennen, wenn wir uns beſtimmt Rechenſchaft von der Verbindung zwiſchen Wirkung und Urſache geben ſollten. Wenn alſo die Perſonen vielmehr dieſe als jene Eigenſchaften haben müſſen, wofern wir uns beſtimmt die Frage beantworten ſollen, warum eine Begebenheit vielmehr ſo, als anders erfolgt? ſo iſt die allgemeine Antwort, „H. Puff folgte Sophien, weil ſie ſchön war,“ — ſo viel als gar keine Antwort; denn dieſe Antwort klärt von dem eigentlichen Wie der Sache gar nichts auf. Mit einer allge-

allgemeinen Schönheit konnte die Sache ſo ablaufen; ſie konnte auch nicht ſo ablaufen; Eine beſtimmte Verbindung von Wirkung und Urſache kann nicht ſtatt dabey finden. — Im wirklichen Leben verhält ſich die Sache gerade ſo, wie wir ſie hier zu haben wünſchen. Die verſchiedenen Urtheile, die wir von einer und derſelben Schönheit hören, beweiſen, daß jeder dieſer Beurtheiler etwas beſonders darinn findet, worinn er ſich verliebt hat, oder verlieben kann. Wohl dem Dichter, wie dem Romanendichter, der Zeit und Raum genug hat, die beſondern Urſachen noch unter den allgemeinen herauszuheben, die eine Wirkung hervorbringen können. —

Wer ſieht nicht, daß das, was ich von Sophien ſage, auch von H. Puff gilt; von deſſen beſondern Eigenſchaften ſich hier keine, als Urſache der Frage: Warum es accurat H. Puff iſt, der durch Sophien in Bewegung geſetzt wird? angeben läßt.

Wieland hat uns kein einziges Wie in ſeiner Muſarion (ſo wie auch im Agathon nicht) vorenthalten, aus dem wir ſehen können, warum die Sache vielmehr ſo, als anders erfolgt iſt? In Sophiens Reiſe müßten, in dem angeführten Fall, alle die geſchehenen Fragen beantwortet werden,

wenn ich Sophiens Seyn kennen lernen, wenn ich in ihr den Menſchen nach der Wahrheit ſehen ſollte. Zwar erlang' ich auch endlich eine, von mir ſelbſt, aus ihrem äußern Betragen abſtrahirte Kenntniß ihres innern Seyns; aber dem Dichter hab' ich nichts dabey zu danken, und dieſe Kenntniß bleibt ſehr unbeſtimmt, ſehr unvollſtändig; und an verſchiedenen Stellen kann ich von ihrem innern Seyn gar nichts ſehen. Von jedem Menſchen, den ich in ſo mancherley Auftritten beobachte, als Sophien, lern' ich eben ſo viel; und lern' es gewiſſer, und beſtimmter, und anſchauender. In Wielands Muſarion lern' ich aus einem Zuge (ich habe einen dergleichen vorher angeführt) den ganzen Stoiker kennen, den Wieland ſo gut, wie Hermes ſeine Sophie, mir zugeführt hat, damit ich ihn kennen lernen ſoll. Wie viel Zeit bedarf der Dichter nicht in dem einen Falle mehr, als in dem andern, zur Erreichung des Endzwecks, den er gehabt hat! Wie viel Zeit bedürfen die Leſer, um die Perſonen kennen zu lernen, in dem wahren Sinn, den das Wort hat; und wie viel lernen dies in dem einen gar nicht, und können es nicht lernen; an ſtatt, daß es bey dem andern bloß ihre Schuld, wenn ſie nicht begreifen, was vor Urſachen, unter gewiſſen Umſtänden, dieſe oder jene Wirkung hervor bringen. — Man erlaube es mir, dieſe verſchiedne

Arten

Arten der Behandlung hier durch kurze Vergleichungen kenntlicher zu machen.

In der Muſarion ſind die handelnden Perſonen wahre Menſchen; ich erkenne, daß ſie es ſind; ich ſehe in ihnen das, was ich im wirklichen Leben betrachte, und wozu ich die Anlage in mir ſelbſt fühle. Der Dichter, deſſen erſte Pflicht es iſt, mich mit den Perſonen bekannt zu machen, die er mir zeigt — denn warum zeigte er ſie mir ſonſt? — das heißt, ſie zu individualiſiren, erreicht hiedurch allein ſeinen Zweck; — erreicht ihn dadurch, wenn er mich ſehen läßt, warum ſie ſo handeln, wie ſie handeln. — In der andern Art von Behandlung ſeh' ich Geſtalten, Figuren, die das Anſehn von Menſchen haben, deren innre Vorſtellungen aber von den äußern Dingen wohl einen ganz andern Gang halten könnten, als bey uns, ob gleich die Perſonen ſo erſcheinen, wie Menſchen. Der Eindruck, den äußere Dinge auf ihr innres Seyn machen, kann ſehr füglich ganz anders ſeyn, als er es auf wahre Menſchen iſt, obgleich die Erſcheinungen Aehnlichkeit und Uebereinſtimmung mit den übrigen Erſcheinungen der Welt haben. Man denke ſich einen höhern Geiſt in menſchlicher Geſtalt. Sein Aeußeres wird immer Menſch ſeyn müſſen; aber ſeine Vorſtellungen, die Wirkungen der äußern Dinge auf ihn, werden

ganz anders beſchaffen ſeyn, als bey wirklichen Menſchen. Es würde zu profan in einer Schrift über die Romane klingen, wenn ich das Beyſpiel nehmen wollte, das ich nehmen könnte. — Wenn mir der Dichter das Innre ſeiner Perſonen aufdeckt, indem er mir an den Wirkungen die beſtimmten Urſachen zeigt: ſo wird er mich vor allem Irrthum bewahren. Und dies iſt um ſo mehr nothwendig und natürlich, da die Perſonen des Dichters gewöhnlich zarte, weiche Seelen ſind, die tiefer gerührt werden, als andre; — da dieſer tiefere Eindruck um ſo ehe Wirkungen hervorbringen muß; — und da der Dichter ſelbſt keine andre, als wichtige Begebenheiten für ſeine Perſonen gewählt haben will.

In der erſten Art von Behandlung ſehen wir ferner freye Menſchen, das heißt Menſchen, die durch nichts in Bewegung geſetzt werden, als was Menſchen darinn ſetzen kann. Sie gehn, handeln, bewegen ſich in allen Richtungen, die der Menſchheit eigen ſind. In der andern Art haben die Perſonen das Anſehn, als ob ſie Maſchienen des Dichters wären, die vielmehr da, als dort ſich hinbewegten, weils der Dichter nun gerade ſo haben wollte. Warum geſchähen nämlich die erfolgenden Dinge lieber ſo, als anders, da in den Perſonen ſelbſt keine Urſache iſt, warum ſie ſo erfolgen?

In dem erſtern Falle ſehn wir die ſich zutragende Begebenheit ſo erfolgen, wie alles in der Natur erfolgt, **werdend**; in dem letztern hören wir die bloße **Erzehlung** der ſich zugetragenen Sache. —

Dies ſey hier zur Vergleichung dieſer beyden Arten von Behandlung einer Begebenheit genug! Vielleicht geht es über die Kräfte eines menſchlichen Geiſtes, uns immer auf die beſtimmteſte Art dieſe Verbindung von Wirkung und Urſache zu zeigen; aber der Romanendichter, der nach der Vollkommenheit ſtrebt, kann kein anderes, als dies Ziel haben. —

Es iſt übrigens nicht Tadelſucht, wenn ich einen Dichter, wie den Verfaſſer von Sophiens Reiſe, einer ſolchen ſtrengen Prüfung unterworfen habe. Leſſing ſagt irgendwo vom Genie, daß es ſich gern **beurtheilen** hört, ſchaal oder gut, es iſt ihm eins; und dieſer Fall iſt gewiß bey meinem Freunde wahr. Er hat es ſelbſt gewünſcht, **ſtrenge** beurtheilt zu werden; und er hat immer noch ſo viel in ſeinem Romane geleiſtet, daß er auch die allerſtrengſte Beurtheilung nicht zu ſehr fürchten darf. Freylich Bitterkeiten verbittet er; aber **ſtrenge Urtheile** ſind was ganz anders, als Bitterkeiten. Und einen Mann von Verdienſt, den ich oben drein ſchätze, getrau ich mich ehe ſtrenge zu beurtheilen, als den

erſten

erſten beſten Romanenklecker. — Ich muß noch, zum Ruhme ſeines Werks, hinzuſetzen, daß ſich dieſe genaue Verbindung zwiſchen Wirkung und Urſache darinn an manchen Stellen zeiget, nur daß ſie nicht anſchauend genug entwickelt iſt, und daß ſie an einigen noch ehe ſichtbar ſeyn würde, wenn das Ganze ſeines Werks nicht mit ſo ſehr vielen, außer weſentlichen Reflektionen und Bemerkungen durchflochten wäre, unter denen der aufmerkſamſte Leſer den Faden dieſes Wie verlieret, und der Dichter ihn vielleicht oft ſelbſt, wider ſeinen Willen, verloren hat. Dieſe Reflektionen ſind es, um es im Vorbeygehn zu ſagen, die wir für das, in einem Werke dieſer Gattung halten, was Horaz ornamenta ambitioſa nennt. Alles, was nicht zur anſchauenden Verbindung des Zuſammenhangs innrer und äußrer Urſachen und Wirkungen gehört, alles, was nicht zur Aufklärung des Wie ſich die Sachen zugetragen? erforderlich iſt, — und hiezu können freylich ſehr oft Reflektionen und Bemerkungen nothwendig ſeyn — iſt in einem Roman üppiger Auswuchs, der weggeſchnitten zu werden verdient, und es um ſo mehr verdient, da er den Leſern gewiß nicht den Unterricht gewähret, den er, nach der Abſicht des Dichters, geben ſoll. Das mehrere hierüber gehört an einen andern Ort. —

In

In der äußern Einrichtung der Romane liegt vielleicht ein andrer Grund, warum der anſchauende Zuſammenhang von Wirkung und Urſache, die innre und äußre Verbindung des Werks, bey der einen Einrichtung ehe erhalten werden kann, als bey der andern? Es dünkt mich nämlich, daß dieſer Zuſammenhang, mit Wahrſcheinlichkeit nicht anſchauend erhalten werden kann, wenn die Perſonen ſelbſt den Roman ſchreiben, das iſt, wenn er in Briefen geſchrieben iſt. Die Perſonen ſind, den Vorausſetzungen des Dichters zu Folge, oft in zu großer Bewegung, als daß ſie in ſich ſelbſt zurück kehren, Wirkung und Urſach gegen einander abwiegen, und das Wie bey dem Entſtehn ihrer Begebenheiten ſo aufklären könnten, wie wir es ſehen wollen. Ich weis, daß eben dieſer Urſach wegen, auch die übrigen Reflektionen und Bemerkungen, mit einigen andern Redezierrathen, als Gleichniſſe u. d. m. in einem ſolchen Werke zu viel ſind, und am unrechten Orte ſich finden, und dennoch oft dort gefunden werden; aber ich habe auch gleich vorher ſchon ſie für üppigen Auswuchs erklärt. — So wie wir aber an jenen Bemerkungen über den Zuſammenhang der innern und äußern Bewegungen, an jenen Beobachtungen unſers innern Seyns bey dem Entſtehen der Begebenheiten gewinnen, und das erhalten würden, was

wir

wir ſuchen: eben ſo haben dieſe moraliſchen Reflek- tionen, wenn wir bloß auf die Perſonen ſehen, die ſie machen, mehr Wahrſcheinlichkeit für ſich, weil wir noch ehe einen Menſchen finden, der eine all- tägliche Bemerkung, eine moraliſche Sentenz aus- kramen kann, als einen, der auch in der ruhigſten Situation in ſich ſelbſt ſich hineinziehen, ſich genau beobachten, und Wirkung und Urſache anſchauend und beſtimmt gegen einander abwiegen könne, oder wolle. Indeſſen, die Vortheile und Nachtheile gegen einander abgewogen, die aus der mehr oder mindern Beobachtung der Wahrſcheinlichkeit, in den Briefen der Perſonen entſtehen können: ſo iſts gewiß, daß wir, bey Beobachtung der mindern Wahrſcheinlichkeit, alleine gewinnen können; und daß wir alſo weit ehe die Vernachläßigung dieſer Wahrſcheinlichkeit verzeihen werden, wenn wir nur dieſe Beobachtungen über das Entſtehen der wich- tigſten Begebenheiten, dieſen Fortgang und Ver- bindung des innern und äußern Seyns der Per- ſonen erhalten, als wenn wir, bey größerer Wahr- ſcheinlichkeit, Dinge finden, die uns nichts nützen, und die wir wieder vergeſſen. Und wenn ſich jene Beobachtungen gar nicht, mit irgend einer Wahr- ſcheinlichkeit, in den Briefromanen erhalten ließen: ſo dürfte die ganze Erfindung dieſer Behandlung wohl nicht das Verdienſt haben, das man gewöhnlich

ihr

ihr beylegt. Ein Roman in Briefen wäre dann ſicher, ein ſo dramatiſches Anſehn er hat, der ſchlechtere Roman; und ich weis nicht, ob wir in den wirklichen Beyſpielen, die wir davon haben, Widerlegungen dieſer Meynung finden; ob wir einen Roman haben, der ſo viel leiſtet, als Wielands Agathon? — Es ſey aber ferne von mir, dem Genie Gränzen vorzuzeichnen; und es auf die eine Art von Behandlung allein einſchränken zu wollen. So wie der dramatiſche Dichter in ſeinem Werk dieſe Verbindung des innern und äußern Seyns ſeiner Perſonen, die Reihe von Wirkung und Urſache erhalten, und uns das Wie jeder Empfindung, jeder einzeln Scene zeigen kann; — und Beyſpiele hiezu ſind, von deutſcher Art Minna von Barnhelm, Emilia Galotti, und vielleicht einige andere mehr — ob der Dichter gleich ſelbſt nicht, ſondern nur ſeine Perſonen ſprechen: eben ſo kann der Romanendichter, in einem Roman in Briefen, vielleicht auch dieſen Zuſammenhang des innern und äußern Seyns ſeiner Perſonen, das eigenthümliche Wie jeder Begebenheit uns zu zeigen wiſſen; und wenn wir noch nicht Beyſpiele davon aufzuweiſen haben: ſo ſind ſie doch deßwegen noch nicht unmöglich.

Daß dieſe Verbindung des innern und äußern Seyns der Perſonen, dieſer Fortgang des Aeußern,

wie er aus dem Innern entſtehet, nichts außerweſentliches in einem Werke ſey; — daß im wirklichen Leben alle Begebenheiten auf dieſe Art ihr Daſeyn erhalten; — daß der Dichter uns dieſen Zuſammenhang anſchauend zeigen müſſe, wenn wir ihn mit Gewißheit entdecken ſollen: das alles glaub' ich außer Zweifel geſetzt, und die Art und Weiſe, wie dieſe Verbindung erhalten werden müſſe, durch Beyſpiele erläutert zu haben. Die Foderung dieſes Zuſammenhangs alſo iſt keine Grille; und ſie wird es um deſto weniger ſcheinen, wenn wir alle die Vortheile, die ſolche Behandlung eines Werks gewähret, erſt werden unterſucht haben.

3.

Wenn wir von einer Sache Vortheil ziehen, oder etwas lernen wollen: ſo müſſen wir nur den Vortheil von ihr ziehen, nur das von ihr lernen, was wir, ihrer Natur nach, von ihr lernen können. Es iſt unweiſe, dieſe natürlichen Vortheile fahren zu laſſen, und an deren ſtatt andre bey eben der Sache zu ſuchen, die ſie nicht ſo füglich, ſo natürlich mehr gewähren kann: Vortheile, die im Grunde keine Vortheile mehr ſind.

Der Dichter ſoll durch das Vergnügen unterrichten, er ſoll in ſeinen Leſern Empfindungen und

Vorſtellungen erzeugen, die die Vervollkommung des Menſchen und ſeine Beſtimmung befördern können. Was hat der Romanendichter hiezu in Händen? Begebenheiten und Charaktere. Und was liegt eigenthümlich in dieſen, wodurch er jenen Endzweck erreichen kann? — Zuerſt vom Vergnügen.

Wenn es wahr iſt, daß wir ſehr angenehm bewegt werden, wenn unſre denkende Kraft Beſchäftigung in dem Grade hat, der ſie in Bewegung ſetzt, ohne ſie zu ermüden, (damit ich einmal mich etwas franzöſiſch mit einem Franzoſen, dem Biſchofe von Pouilly ausdrücke) — wenn es wahr iſt, daß es vernünftigen Weſen eigenthümlich iſt, nach ſolchen Vorſtellungen zu ſtreben, die in einander gegründet ſind, — wenn hierinn der mächtige Reiz liegt, mit welchem die Vollkommenheit alle Geiſter an ſich zieht [f]): ſo kann es nicht anders ſeyn, als daß die vorgeſchlagene Art von Behandlung uns höchſt angenehm;— und zugleich höchſt edel, höchſt anſtändig für die Menſchheit beſchäftigen müſſe. In ihr allein findet ſich, Vorzugsweiſe vor der bloßen Erzehlung der Begebenheiten, das in einander gegründete, das aus der richtig abge-

f) Mendelsſ. Werke 1ſter Th. S. 31. 32. N. Aufl.

abgemeſſenen Verbindung von Wirkung und Urſache entſteht, und das uns ſo mächtig an ſich zieht, und hier deſto angenehmer unterhält, weil wir hier ſo wenig dieſe Verbindung ſelbſt ausſpähen und aufſuchen dürfen, indem der Dichter, der ſeine Kunſt verſteht, ſchon dies Geſchäft für uns unternommen hat. Wir dürfen hier nichts als genieſſen. — Es würde ein ſehr überflüßig Geſchäft ſeyn, hierüber noch mehr zu ſagen. Von der Wahrheit und Gewißheit dieſes Vergnügens können uns auf doppelte Art die Schriften des Philoſophen überführen, den ich in der vorigen Note genannt habe; und Agathon und Muſarion, Minna von Barnhelm und Emilia Galotti können als Beyſpiele der Lehre des Philoſophen, angewandt auf dichteriſche Behandlungen, dienen. Ich weis zwar, daß wir guten Deutſchen noch jetzt nicht — gewohnt ſind, dies Vergnügen eben aufzuſuchen [g]); — daß wir es vielleicht eben nicht

g) Als Leſſings Minna von Barnhelm erſchien, hab' ich einen ſehr witzigen Mann, der, nach dem Zeugniß aller Welt, mit dem größten Recht, Anſpruch auf den allerfeinſten Geſchmack machen kann, über dies Meiſterſtück ſprechen, und es bewundern, aber gerade das allein bewundern hören, was ganz zuletzt hätte kommen ſollen, — einzele Stellen! Von der ſo richtigen, übereinſtimmenden, zweckmäßigen Zeichnung der Charaktere, von der Entwickelung der Begebenheiten aus dieſen Charakteren, von der ſo

nicht ſo eifrig wünſchen, als wir es ſollten; ich weis es, daß wir es nicht genug zu ſchätzen und zu fühlen wiſſen, wo wir es finden; aber der Dichter, den der Eifer belebet, das Herz und den Geiſt ſeines Volks zu bilden; der Dichter, der nicht bloß die Dichtkunſt als ein Spielwerk anſieht, der nicht bloß ſchreibet, um ſich ſelbſt zu gefallen, — der ſoll ſich durch unſre — wie ſoll ich es nennen? Gleichgültigkeit? Trägheit? Unwiſſenheit? franzöſiſchen, an der Oberfläche geſättigten Geſchmack? nicht abhalten laſſen, uns anſtändiger, edler zu unterhalten. Er vereinige ſeine Mühe nur mit der Mühe der erſt genannten Dichter; wir werden ſchon einmal von unſerm Leichtſinn zurück kommen müſſen, wenn wir nur oft genug Gelegenheit dazu erhalten. Und dann wird er das Verdienſt beſitzen, zur Umſchmelzung unſers Geſchmacks das Seinige beygetragen zu haben: ein Verdienſt, das, was auch einige ſo genannte ſolide Leute ſagen mögen, größer iſt, als zehn Finanz-Entwürfe gemacht und ausgeführt, und zwanzig Friedens-Congreſſen beygewohnt zu haben. —

Wenn das Vergnügen außer Zweifel iſt, das durch ſolche Behandlung eines Werks erzeugt

ſo genauen Verbindung der äußern und innern Geſchichte, — kein Wort!

werden kann: ſo iſt es der Unterricht eben ſo gewiß, den dieſe Behandlung giebt. Die Wiſſenſchaft, jede Begebenheit in unſerm Leben richtig beurtheilen zu können, iſt eine ſo wichtige, eine ſo nothwendige Wiſſenſchaft, daß der, der ſie uns lehren kann, gewiß uns nichts beſſers, nichts nützlichers, als dies zu lehren vermag. Eine Begebenheit richtig beurtheilen, heißt feſtſetzen, in wie fern ein Menſch ſtrafbar oder nicht darinn gehandelt, — in wie fern es in ſeinen Kräften geſtanden, ſo und nicht anders zu handeln; heißt, alle die Urſachen kennen und ſie gegen die hervorgebrachten Wirkungen halten, um hernach einzuſehen, auf welche Art und Weiſe die Begebenheit wirklich geworden iſt. Daß wir dieſe Kunſt, wenn die Rede von Handlungen andrer iſt, inne haben müſſen, wenn wir uns nicht, in der Beurtheilung dieſer Handlungen, der Gefahr, höchſt ungerecht und unbillig zu ſeyn, ausſetzen ſollen, iſt wohl keine Frage mehr. Aber, daß den allermehrſten Menſchen dieſe Kunſt ſchlechterdings fehlt, davon kann ſich auch jeder überzeugen, der bey dem geringſten, gleichgültigſten Vorfall die Menge urtheilen hört. Ich verſtehe nicht etwan unter der Menge, das, was man Pöbel nennt; ich verſtehe darunter von hundert tauſend Menſchen alle — bis auf einen etwan. Doch die Liebloſigkeit, die

Ein-

Einfalt im Urtheil über andre, iſt nicht der einzige und der wichtigſte Nachtheil, den uns der Mangel dieſer Einſicht zuzieht. Wenn wir es einſehen gelernt haben, auf welche Art, und durch welche Mittel eine Begebenheit ſo erfolgt iſt, wie ſie erfolgte; — wenn wir das, was gewiſſe Urſachen unter gewiſſen Umſtänden wirken und hervorbringen können, richtig zu beurtheilen, und jede Wirkung gegen ihre Urſache abzuwiegen wiſſen: ſo werden wir uns, wenn gewiſſe Urſachen in uns zutreffen, uns gegen ſie in Schutz zu ſetzen vermögen. Wir werden das Uebel vermeiden können, das daraus hätte erfolgen müſſen. Und diejenigen Urſachen, welche gute Wirkungen unter gewiſſen Umſtänden hervorbringen, werden wir aufſuchen; wir werden, wenn ſie in uns zutreffen, Vortheil von ihnen ziehen, und jeden unſrer Zuſtände in der Welt zu unſerm Nutzen anwenden können. — Wer ſieht nicht, daß dieſe Kunſt, Wirkungen und Urſachen gegen einander abmeſſen zu lernen, durch die bloße Erzehlung einer Begebenheit gar nicht; wohl aber durch die andre Art von Behandlung, und durch ſie allein, gelehrt zu werden, möglich iſt? — Und iſt ein ſolcher Unterricht nicht der Mühe werth, daß man ihn gebe? — Der Dichter thut ſehr viel zur Verbeſſerung des menſchlichen Geſchlechts, der durch ſein Werk dieſe Kunſt lehret,

der in uns die, von der Natur erhaltene Fähigkeit, andre, und unſre eigne Situationen, jene nach ihren Urſachen, dieſe nach ihren Folgen, richtig zu beurtheilen, übt. Daß dies nicht durch die ſimple Erzehlung, oder durch allgemeine Bemerkungen erreicht werden könne, iſt außer allem Zweifel. Die Bemerkung, daß es unverzeihlich ſey, von einem empfehlenden Geſichte Mißbrauch zu machen, iſt ſehr gut; aber ſie wird gewiß ſehr geſchwinde vergeſſen, und um deſto ehe vergeſſen, da wir ſie ſchon ſo oft gehört haben; aber wenn ich nun eben dies empfehlende Geſicht geradeswegs als die Urſache einer unangenehmen oder traurigen Begebenheit erkenne; wenn ich mir dieſe Begebenheit gar nicht gedenken kann, ohne geradeswegs auf dies empfehlende Geſicht zu ſtoßen; wenn ich an all' den Aeußerungen der von ihm betrogenen Perſon ſogleich die Wirkungen erkenne, die ſolch ein Geſicht macht (denn ohne dieſe innere Wirkungen kann ein empfehlend Geſicht nicht ein Verführer werden); — wenn ich dieſem ganzen Eindruck nachfühle, den er auf die, von ihm betrogene Perſon gemacht haben muß, um ſie zu hintergehen: ſo werd' ich, ſo bald ich einen ähnlichen Eindruck fühle, auf meiner Huth ſeyn. Freylich der, der nicht gewohnt iſt, auf ſeine Eindrücke Acht zu haben, der gar nicht gewohnt iſt, zu denken, wird vielleicht auch

dieſen

dieſen nicht nützen; aber eben der wird ſich auch noch zehnmal weniger an die bloße Bemerkung der Sache erinnern. Und da wir weit ehe die geleſenen Begebenheiten, als die gefundenen Reflektionen zurückrufen, weil wir bey jenen einen Faden haben, an den wir uns halten; Geſtalten, bey welchen wir uns zurück erinnern und unſre Vorſtellungen auffriſchen können: ſo iſt weit mehr Wahrſcheinlichkeit für den Nutzen, den eine anſchauende Verbindung von Wirkung und Urſache hat, aus der wir ſehen, wie die Begebenheit aus der in einer Perſon entſtandenen, und durch eine gewiſſe Perſon oder Begebenheit gewirkten Empfindung und Vorſtellung erfolgt iſt; — als für den Nutzen, den die bloße Bemerkung oder Erzehlung der Sache, vergraben und verſchüttet unter hundert Auswüchſen haben kann. — Denn nicht bloß auf der Stelle, wo wir der Bemerkung nöthig haben, daß ein empfehlendes Geſicht, wenn man ihm allein ſich anvertraut, Schaden anrichten kann, iſt dieſe Erinnerung genug. Da kann der Schade leicht ſchon geſchehen, der Eindruck ſchon gemacht ſeyn. Aber vorher, ehe wir noch in den Fall kommen, müſſen wir Gelegenheit haben, über dieſen Eindruck, über die Wirkung, die dieſe Urſache hervorbringen kann, nachzudenken; wir müſſen Veranlaſſungen haben,

dieſe und ähnliche Vorſtellungen in uns zu üben, damit, auf den Fall, die Bemerkung in uns ſchon zur Hand ſey, deren wir bedürfen. Und dieſe Gelegenheit nun, dieſe Veranlaſſung, über die Urſach einer Wirkung nachzudenken, erhalten wir durch die anſchauende Verbindung dieſes Eindrucks, mit der Begebenheit, wenn wir uns dieſe Begebenheit gar nicht gedenken können, ohne daß wir zugleich ihre Urſache ſehen müſſen. Und bey einer fortgehenden Reihe von Wirkung und Urſache, anſchauend vor uns verbunden, können wir eine Begebenheit uns nicht zurück rufen, ohne auf ihre Urſache zu treffen. —

Der bloße Wille, eine That zu vermeiden, eine Sache nicht zu thun, iſt ganz und gar nicht hinlänglich, uns vor dieſer Sache zu ſchützen. Mit dem beſten Willen, dem beſten Vorſatz, dieſer Sache aus dem Wege zu gehen, können, durch allerhand Zufälle und Begebenheiten, unſre Vorſtellungen und Empfindungen eine ſolche Richtung erhalten haben, daß ſie nun gerade, zu unſerm eignen Erſtaunen, auf die Sache treffen, die wir vermeiden wollten. Wenn wir alſo nicht vorher gewohnt worden ſind, über das Entſtehen der Begebenheiten und Empfindungen, und ihrer Verbindung unter einander, nachzudenken: ſo werden wir weit ehe, unwiſſend am Ziele ankommen,

vor dem wir zurückſchaudern, als wenn wir zu dieſer Uebung Veranlaſſungen gehabt haben. Clariſſa wußte es gewiß, daß, einem Liebhaber ſich auf Gnade und Barmherzigkeit überlaſſen, weit übler ablaufen könne, als in dem Hauſe des Vaters, auch unterm Druck von Anverwandten zu bleiben. Sie hatte alſo gewiß den Willen nicht, mit dem Loveleſſ zu entfliehen; aber doch entfloh ſie mit ihm. Mägdchens, die in einer eben ſo kritiſchen Lage ſind, könnten aber, dieſes Romans ohngeachtet, mit ihren Liebhabern davon gehen, weil ihnen ſelbſt Richardſon nicht Gelegenheit genug giebt, den eigenthümlichen Gemüthszuſtand Clariſſens zu ſehen, vermöge welchem die erſten Empfindungen und Vorſtellungen in ihr entſtanden ſind, die ſie zuletzt zu dieſem Schritte leiteten. Die äußern Begebenheiten, die zu dieſem Vorfalle führen, ſind ſehr genau gegen einander abgemeſſen; aber das Innre von Clariſſen ſehn wir nur von einer Seite, von welcher es uns ganz unglaublich bleibt, daß ſie ſolche Schritte, als den geheimen Briefwechſel, u. a. m. habe unternehmen können [h]). Wir werden an ihrem Innern nie

 den

h) Ich begreife es ſehr gut, warum vielleicht Richardſon uns nicht das Innre ſeiner Clariſſe von der Seite, und überhaupt die genaue Verbindung von äußrer und innrer Urſach und

den Eindruck gewahr, den das Aeußere auf daſſelbe hätte machen ſollen, um die folgende Wirkung her-

und Wirkung hat zeigen, warum nicht vor unſern Augen, den Gemüthszuſtand hat werden laſſen wollen, der uns ihre Aufführung begreiflich hätte machen können. Unſer Mitleid ſollte auf die höchſte und ſtärkſte Art erregt werden; dazu glaubte Richardſon ein höchſt unſchuldiges und höchſt unglückliches Frauenzimmer nöthig zu haben. Ein Fehltritt, wie ihn Ariſtoteles für die leidende Perſon des Trauerſpiels fodert, ſchien ihm genug zu ſeyn, den Vorwurf zu vermeiden, als ob er leidende Unſchuld aufführe; und die Art, wie dieſer Fehltritt im Trauerſpiel zum Theil nur erfolgen kann, — zum Theil aber auch, durch die Vernachläßigung der Dichter, erfolgend, gezeigt wird, ward das Muſter für den Erfolg von Clariſſens Fehltritt. Er geſchieht, Clariſſe läßt ſich mit dem Loveleſſ in Verſtändniß ein, und damit iſt die Sache gemacht. Er iſt ein Verſehen in ihrer äußerlichen Aufführung. Wenn nun aber dies Verſehen nicht wirklich werden konnte, ohne daß nicht gewiſſe innre Zuſtände, Vorſtellungen und Empfindungen vorher giengen: ſo mußten wir dieſe ſehen, und in der Art, wie wir dieſe, und was wir von ihnen ſehen, liegt ein ſehr großer Unterſchied zwiſchen Trauerſpiel und Roman. In der Tragödie nämlich, auch wenn uns dieſe vorhergehenden innern Zuſtände und Empfindungen, die den Fehltritt hervorbringen, gezeigt werden, kann zuerſt dieſer Fehltritt nicht ſowohl als Wirkung, ſondern als Ueberraſchung der Leidenſchaft erfolgen; er kann, ſo zu ſagen, der Perſon entwiſchen; — die ganze Einrichtung des Drama läßt dem Dichter nicht Zeit, die Wirkung durch alle Grade vorzubereiten. Auch in dem beſſern tragiſchen Dichter, der uns in dem Charakter ſeiner Perſonen all' die Eigenſchaften zeigt, von welchen der Fehltritt eine Wirkung iſt, haben wir immer noch mehr mit der That, und ihren Folgen zu thun, wir ſind in zu großer Bewegung, und was vorgeht, iſt zu ernſthaft, zu ſchrecklich, als

hervorzubringen; und um deſto ehe hätte machen ſollen, da ſie der Dichter höchſt empfindſam und zärt-

als daß wir jenen Fehltritt, wie eine entehrende Schwachheit, die uns am Mitleiden verhindere, anſehen, als daß wir die Eigenſchaft, woraus er entſteht, als erniedrigend für die Perſon erkennen könnten. Wer ſieht nicht, daß, in dieſem ſo wohl, als in dem vorhergehenden Fall, dieſe innern Zuſtände uns gleichſam nur, als Blitze, erſcheinen können, von denen der Leſer oder Zuſchauer immer nur ſehr wenig zu ſehen vermag? — In dem gewöhnlichen Trauerſpiele aber ſieht er noch weniger von ihnen. Da erfolgt der Fehltritt — weil er erfolgt. Genug, daß er da iſt. Er iſt ein bloßer äußerlicher Vorfall, der mit einem Charakter ſo gut, als mit dem andern beſtehen kann; und der oft vollkommen das zu ſeyn ſcheint, was z. B. der Einſturz der Decke eines Zimmers iſt: ein Ohngefehr, das aber viel Schaden und Unheil anrichten kann. — Dies glaubte nun Richardſon auch für den Roman genug; und in ihm wollen wir doch noch mehr, als in dem beſſern tragiſchen Dichter, von jenen innern Zuſtänden ſehen. Er fängt nämlich ſein Werk weit von dem Ziele an, wohin er will; er führt uns durch viel Zeit und Raum dahin; er nimmt, weil ſein Werk es geſtattet, ſeine Perſonen gewöhnlich in einem Zuſtande auf (wie es hier auch der Fall iſt) in welchem wir noch nichts von dem, wenigſtens ſehen, was wirklich werden ſoll. Aber eben, weil er uns allmählig zu dieſem Ziele führt, weil er die Wirkung nicht ſo ſchnell erfolgen läßt, als der tragiſche Dichter, ſo ſoll er uns auch mehr von den wirkenden Urſachen zeigen. Dies ſind nun jene innern Zuſtände, zu denen, wenn wir auch die Perſonen anders auftreten ſehen, doch der Saame ſchon immer in ihnen liegen muß. Und weil wir nun von dieſen innern Zuſtänden, von dem allmähligen Erfolg der Wirkung im Roman mehr ſehen müſſen, weil wir den Zuſtand werdend vor uns haben, der im Trauerſpiel ſchon fertig erſcheint: ſo dünkt uns dort die Eigenſchaft, der Zug,

aus

Chloe mit ihrem Korbe, und die Düfte,

— die aus dieſem Korbe ſteigen,
— die Cleanth mit Mund und Naſe in ſich ſchlürft,

Theophrons Feuer, das dieſen Cleanth auf ſein gefrornes Blut nur deſto ſtolzer, und daher deſto entſcheidender, zuverſichtlicher in ſeinen Meynungen macht, — das oft gefüllte Glaß, erſetzen die Bewegung, die vorhin unterbrochen war; und als Phanias der Wirkung dieſer Bewegung ſich widerſetzen will, ſo

— reizet dies noch mehr des Weiſen Galle,
Im Eifer ſchenkt er ſich nur deſto öfter ein,
Glaubt, daß er Waſſer trinkt, nicht Wein,
Und demonſtrirt den Ariſtipp und alle,
Die ſeiner Gattung ſind, in Circens Stall hinein.
Sein Eifer für den Lieblingsſatz der Halle,
Durch jeden Widerſpruch und jedes Glaß vermehrt,
Hat von ſechs Flaſchen ſchon die dritte ausgeleert,
Als der Planetentanz, womit der Geiſterſeher
Die Damen zum Beſchluß ergötzt,
Ihn vollends ganz in Flammen ſetzt. u. ſ. w.

Ich habe in des Dichters eigenen Worten alle die übrigen Umſtände angeführt, wodurch das Wie der ganzen Umformung des Phanias, in Rückſicht auf ſeine Achtung für dieſen Philoſophen, begreiflich wird. Iſts nun ein Wunder, wenn Cleanth die Wirkung hervorbringt, die ihn der Dichter hervorbringen läßt? Man erzehle die Sache: Phanias hat

hat den Cleanth aus dem Hauſe gejagt, weil er ſich vollgetrunken, und in der Trunkenheit die ganze Ueberſpannung ſeines Syſtems und den Mißlaut zwiſchen ſeinen Worten und zwiſchen ſeinen Thaten gezeigt hat, — man erzehle die Sache auf dieſe Art (und auf dieſe Art erzehlen die mehrſten Romanendichter ihre Begebenheiten, das iſt ohn' alle Verbindung der äußern Wirkung mit den innern Urſachen) — was werden wir an dieſer ganzen Erzehlung hören, das uns hierinn eigentlich das von Phanias und vom Cleanth zeigte, was wir, der Wahrheit nach, vom Menſchen ſehen wollen? Cleanth könnte auf vielerley Weiſe zu ſeiner Trunkenheit gekommen ſeyn; wir könnten ihn ſo gar deßwegen bedauern müſſen; Phanias, von der andern Seite, könnte uns ungerecht, wetterwendiſch heißen. Jetzt verſuche man, ob man von dieſen beyden Perſonen etwas anders denken kann, als was uns der Dichter von ihnen, vermöge der Aufdeckung ihres innern Seyns, denken laſſen will? Und dies deckte er uns, wie gedacht, auf, indem er durch Gegenſtände Wirkungen auf ſie hervorbringen ließ, die ſie auf eine oder die andre Art in Bewegung ſetzten. — Ich muß noch hinzu ſetzen, daß die vom Dichter feſtgeſetzte Umformung der Ideen des Phanias durch die Wirkung der Muſarion auf ihn eben ſo ſehr befördert wurde.

Der

Der ganze Gemüthszuſtand des Phanias wird, vor unſern Augen, ſo ſichtlich umgeſchmolzen, daß, wenn er auch ſonſt dem Cleanth alles verziehen haben könnte, er es doch jetzt nicht mehr ſo kann, daß er ihn ferner ſchätze oder liebe.

So vortreflich ſehn wir das **Wie** bey dieſer ganzen Sache! So genau zeigt uns der Dichter Urſachen, **wie** ſie das Innre der Perſon in eine Bewegung ſetzen, die wieder zur Urſache der folgenden Wirkung wird. Wenn uns Cleanth ſein Syſtem vordocirte, ohne daß wir alle die Schritte ſähen, die vorhergehen müſſen, wenn ein Cleanth bewegt werden ſoll, **auf dieſe Art** ſeine Lehren auszukramen: ſo würden wir das **Wie** der Begebenheit vermiſſen; wir würden nicht ſagen können, warum er jetzt vielmehr, als zu einer andern Zeit, warum er lieber ſo, als auf eine andre Art, ſeine Meynungen auskramete? Wir würden nichts von dem ſehen, was einen ſolchen Stoiker in Bewegung ſetzen kann, — und alſo von dieſem Stoiker eine ſehr kahle, flache Idee haben. —

Wir haben geſehen, daß in dem wirklichen Leben auf dieſe Art alle Begebenheiten ſich zutragen, und daß wir dies **Wie** ſchlechterdings in dem Dichter ſehen müſſen, der uns die Menſchen, der Wahrheit nach, zeigen will. Freylich mag die Aufſuchung, die Aufklärung dieſes **Wie**, die Ent-

Entwickelung einer Begebenheit auf dieſe Art, ein ſchwerer Geſchäft ſeyn, als die bloße Erzehlung derſelben. Es erfodert einen aufmerkſamen Beobachter der menſchlichen Natur, einen tiefen Kenner des menſchlichen Herzens. Aber dieſe Art von Behandlung einer Begebenheit iſt es auch, die die Leſſinge, Wielande, Fieldinge, Sterne, und einige andre mehr, ſo ſehr über die gewöhnlichen Dichter erhebet. — Sie kann nicht anders erreicht werden, als wenn wir jedesmal die Urſachen, die eine Wirkung hervorbringen ſollen, im genaueſten Verhältniſſe, und anſchauend, wie ſie dieſe Wirkung in der That hervorbringen, vor uns ſehen. Das übrige hierüber läßt ſich in der Folge erſt entwickeln. —

Da eine Sache durch nichts ſo ſehr begreiflich gemacht werden kann, als durch ihr Gegentheil: ſo will ich ein Beyſpiel von der entgegengeſetzten Art anführen. Ich verlange nicht das, was ich anführe, ſchlechterdings zu tadeln; ich gebrauche es nur, um meine Meynung in ein deſto heller Licht zu ſetzen. Ich ſchätze den Mann ſehr hoch, aus deſſen Werken ich es wähle. Wenn ich es lieber aus ſeinem Roman, als ſonſt woher nehme: ſo geſchiehts, weil ich ſicher voraus ſetzen kann, daß die Romanenleſer in Deutſchland mit ihm mehr bekannt ſind, als mit andern deutſchen Romanen.

Sophie [c]) kommt auf ihrer Reiſe in das Haus der Frau van Berg zu Königsberg. In der Art und Weiſe, wie dies zugeht, iſt eben nichts unwahrſcheinliches. Sophie kommt in Königsberg an, — will, auf die bloße Empfehlung der Frau Predigern, von der ſie zum Abſchiede noch dazu ſehr kalt umarmt worden iſt, ſich nirgends einmiethen, als bey der Frau Debeau; — ſie kann die Wohnung dieſer Frau von keinem ausfragen; aber ſie will doch nur zu ihr, und nicht in irgend einem Wirthshauſe ſonſt ſich einmiethen, wo ihr Bruder, auf den ſie wartet, ſie wahrſcheinlicherweiſe ehe erfragen könnte, als bey der Madam Debeau; — ſie giebt dem erſten beſten jungen Menſchen, der ſie dahin zu führen v eſpricht, ihren Arm; — dieſer führt ſie in einen ſehr unanſtändigen Theil der Stadt; — H. Puff iſt ihr gefolgt; nimmt ſie dem jungen Menſchen eben dort ab; und führt ſie, nach

c) Sophiens Reiſe S. 172 f. 1ſter Theil. — Wenn Sophie am Ende eine Prüde, eine ſich ſehr weiſe und gelehrt dünkende Prüde ſeyn ſollte, und den Saamen dazu ſchon im Anfang in ſich trüge, ſo daß ſie es nur, durch ihre Begegniſſe ganz würde, ſo hätte der Dichter ihr Zutrauen zu einem Menſchen mit einnehmendem Geſicht in einen Zug von kluger Prüderie verwandeln, und dann dies Zutrauen als eine fernere Urſache, wodurch ihre Prüderie, dem geſtochenen Ziel näher käme, gebrauchen können. Dann wäre Verbindung zwiſchen Urſach und Wirkung.

nach einigen Umſchweifen, zu ſeiner Schweſter, der Frau van Berg. Dies iſt die Erzehlung dieſer Begebenheit. Alle äußere Umſtände ſind da, wodurch ſie wirklich hat werden können; aber iſt dies für den dichteriſchen Leſer genug, der den Menſchen nach der Wahrheit, das iſt, mit der Veränderung ſeines äußeren Zuſtandes zugleich alle die innern Zuſtände deſſelben kennen will, um genau zu ſehen, wie eine Begebenheit erfolgt iſt, und warum ſie nicht anders hat erfolgen können, als ſie der Dichter erfolgen läßt? — Und dies können wir nicht anders ſehen, als indem wir an dem Betragen der handelnden Perſon jedesmal die Wirkungen entdecken, die dieſe äußern Umſtände auf ihr Innres gehabt haben. Aber dieſe innre Verbindung von Wirkung und Urſache, die uns das an der Sophie zeigte, was wir an ihr ſehen wollen, finden wir hier gar nicht. Was ſehen wir von ihrem innern Seyn, von den Urſachen, die ſie bewegen, der Empfehlung der ſie kalt umarmenden Frau Predigerinn allein folgen zu wollen? Wie geht dies zu? Sie umarmt die Frau Predigerinn dafür deſto wärmer: dies iſt vortreflich; dies iſt wahr; aber was that nun die Frau Predigerinn, daß Sophie ein unumſchränkt Zutrauen in ihre Empfehlung ſetzt? Wir ſehen gar keine Urſache dieſer Wirkung, aus dem Innern der Sophie.

Errathen läßt ſie ſich; aber es kann auf mancherley Art zugehen. — Und errathen wollen wir nicht; wir wollen vom Dichter lernen. Der Dichter, der ſich in ſolchen Fällen auf ſeine Leſer verläßt, ſetzt ſolche Leſer voraus, die ſchwerlich Romane leſen; und wenn ſie ſie leſen, die ihre eigenen Bemerkungen über den Menſchen durch ſeine Bemerkungen beſtätigt, aufgeklärt, erweitert haben wollen. Der Nutzen, die Vortheile, die er dem allergrößten Theil ſeiner Leſer durch die Mühe verſchafft, jedes Wie in ſeinem Werk aufzuklären, ſind ſo groß, — ſie ſind ſo gewiß die einzigen, wenigſtens die wichtigſten, die die Leſer erhalten können, daß er beynahe aufhört, für ſie Dichter im wahren Verſtande zu ſeyn, wenn er ſie ihnen nicht giebt. Wir werden von den Vortheilen der Aufklärung dieſes Wie in der Folge reden. —

Ein „wie gieng das zu?“ werd' ich bey dieſer Situation noch oft thun. Wie gieng es zu, daß Sophie auf die Unmöglichkeit, die Frau Debeau auszufragen, nicht lieber zu einem andern Mittel ihre Zuflucht nahm, um eine Wohnung zu finden? — Wie gieng es zu, daß ſie ſich dem erſten beſten jungen Menſchen anvertraut? anvertraut, da es ſchon anfängt, dunkel zu werden? „Er hatte ein empfehlend Geſicht,“ wird der Dichter antworten; aber ich ſehe die Verbindung dieſer Urſache mit ihrer

Wir-

Wirkung nichts weniger, als anſchauend; vielmehr iſt die unerklärliche Begierde nach Frau Debeau noch das, was ſie zu treiben ſcheint. — Wie geht es zu, daß H. Puff ihr gefolgt iſt? „Er war ein ehrlicher Mann, und ſie ein hübſches Mägdchen"! — Das iſt die Erzehlung der äußern Begebenheit; aber wie geht es zu, daß es nun eben Sophie iſt, oder warum iſt es eben Sophie, das heißt, welcher Theil ihres Seyns, welcher kleine Zug dieſes Individui iſt es, der den Puff in Bewegung ſetzt. Kann es jedes ſchöne Geſicht: ſo iſt keine Urſache da, warum der Dichter ſeiner Sophie vielmehr ſolche, als andre Züge, vielmehr ſolche, als jene Eigenſchaft gegeben hat? ſo iſt keine Urſache da, warum ſie lieber Sophie, als Henriette iſt? Will der Dichter nicht, ſoll der Dichter nicht ſeine Perſonen individualiſiren? Und ſoll er ihnen nicht vielmehr dieſe als jene Eigenſchaften geben, weil die eine Art von Eigenſchaften nothwendig die Mittel ſind, warum die Handlungen derſelben nicht vielmehr anders als ſo erfolgen? Cleanth mußte alle die Eigenſchaften, die er hat, und nur eben dieſe Eigenſchaften haben, wenn die Handlung ſo erfolgen ſollte, wie ſie erfolgt. Waren die abgeſonderten Eigenſchaften eines Stoikers überhaupt genug, dieſe Wirkungen andrer auf ſie, auf ſolche Art anzunehmen, wie es hier nöthig iſt.

Gewiß nicht; denn Epiktet und Zeno ſelbſt, und Kato und Marc Aurel waren auch Stoiker; wer ſieht aber nicht, daß die übrigen Eigenthümlichkeiten dieſer Perſonen ſie zu ſehr verſchiedenen Stoikern machten? Alſo die abſtrahirte Idee von Schönheit iſt nicht hinlänglich, uns anſchauend zu zeigen, warum eine Wirkung vielmehr ſo als anders erfolgt iſt. Und, damit ich eine Schönheit mit der andern vergleiche, war es gerade jede Schönheit oder Schönheit überhaupt, wie man ſie abſtrahirt ſich denkt, die den Agathon feſſeln konnte, und feſſeln mußte, wenn wir in ihm den Agathon und nicht — etwan den Theagenes (damit ich unter Griechen bleibe) erkennen ſollten? Es mußte die Schönheit der Danae, und nur in dem Anzuge, in dem Anſtande ſeyn, die den Agathon feſſelt, wenn wir in dieſem Agathon ein einzelnes Individuum erkennen, wenn wir uns beſtimmt Rechenſchaft von der Verbindung zwiſchen Wirkung und Urſache geben ſollten. Wenn alſo die Perſonen vielmehr dieſe als jene Eigenſchaften haben müſſen, wofern wir uns beſtimmt die Frage beantworten ſollen, warum eine Begebenheit vielmehr ſo, als anders erfolgt? ſo iſt die allgemeine Antwort, „H. Puff folgte Sophien, weil ſie ſchön war,“ — ſo viel als gar keine Antwort; denn dieſe Antwort klärt von dem eigentlichen Wie der Sache gar nichts auf. Mit einer

allge=

allgemeinen Schönheit konnte die Sache ſo ablauſen; ſie konnte auch nicht ſo ablaufen; Eine beſtimmte Verbindung von Wirkung und Urſache kann nicht ſtatt dabey finden. — Im wirklichen Leben verhält ſich die Sache gerade ſo, wie wir ſie hier zu haben wünſchen. Die verſchiedenen Urtheile, die wir von einer und derſelben Schönheit hören, beweiſen, daß jeder dieſer Beurtheiler etwas beſonders darinn findet, worinn er ſich verliebt hat, oder verlieben kann. Wohl dem Dichter, wie dem Romanendichter, der Zeit und Raum genug hat, die beſondern Urſachen noch unter den allgemeinen herauszuheben, die eine Wirkung hervorbringen können. —

Wer ſieht nicht, daß das, was ich von Sophien ſage, auch von H. Puff gilt; von deſſen beſondern Eigenſchaften ſich hier keine, als Urſache der Frage: Warum es accurat H. Puff iſt, der durch Sophien in Bewegung geſetzt wird? angeben läßt.

Wieland hat uns kein einziges Wie in ſeiner Muſarion (ſo wie auch im Agathon nicht) vorenthalten, aus dem wir ſehen können, warum die Sache vielmehr ſo, als anders erfolgt iſt? In Sophiens Reiſe müßten, in dem angeführten Fall, alle die geſchehenen Fragen beantwortet werden,

wenn ich Sophiens Seyn kennen lernen, wenn ich in ihr den Menſchen nach der Wahrheit ſehen ſollte. Zwar erlang' ich auch endlich eine, von mir ſelbſt, aus ihrem äußern Betragen abſtrahirte Kenntniß ihres innern Seyns; aber dem Dichter hab' ich nichts dabey zu danken, und dieſe Kenntniß bleibt ſehr unbeſtimmt, ſehr unvollſtändig; und an verſchiedenen Stellen kann ich von ihrem innern Seyn gar nichts ſehen. Von jedem Menſchen, den ich in ſo mancherley Auftritten beobachte, als Sophien, lern' ich eben ſo viel; und lern' es gewiſſer, und beſtimmter, und anſchauender. In Wielands Muſarion lern' ich aus einem Zuge (ich habe einen dergleichen vorher angeführt) den ganzen Stoiker kennen, den Wieland ſo gut, wie Hermes ſeine Sophie, mir zugeführt hat, damit ich ihn kennen lernen ſoll. Wie viel Zeit bedarf der Dichter nicht in dem einen Falle mehr, als in dem andern, zur Erreichung des Endzwecks, den er gehabt hat! Wie viel Zeit bedürfen die Leſer, um die Perſonen kennen zu lernen, in dem wahren Sinn, den das Wort hat; und wie viel lernen dies in dem einen gar nicht, und können es nicht lernen; an ſtatt, daß es bey dem andern bloß ihre Schuld, wenn ſie nicht begreifen, was vor Urſachen, unter gewiſſen Umſtänden, dieſe oder jene Wirkung hervor bringen. — Man erlaube es mir, dieſe verſchiedne

Arten

Arten der Behandlung hier durch kurze Vergleichungen kenntlicher zu machen.

In der Muſarion ſind die handelnden Perſonen wahre Menſchen; ich erkenne, daß ſie es ſind; ich ſehe in ihnen das, was ich im wirklichen Leben betrachte, und wozu ich die Anlage in mir ſelbſt fühle. Der Dichter, deſſen erſte Pflicht es iſt, mich mit den Perſonen bekannt zu machen, die er mir zeigt — denn warum zeigte er ſie mir ſonſt? — das heißt, ſie zu individualiſiren, erreicht hiedurch allein ſeinen Zweck; — erreicht ihn dadurch, wenn er mich ſehen läßt, warum ſie ſo handeln, wie ſie handeln. — In der andern Art von Behandlung ſeh' ich Geſtalten, Figuren, die das Anſehn von Menſchen haben, deren innre Vorſtellungen aber von den äußern Dingen wohl einen ganz andern Gang halten könnten, als bey uns, ob gleich die Perſonen ſo erſcheinen, wie Menſchen. Der Eindruck, den äußere Dinge auf ihr innres Seyn machen, kann ſehr füglich ganz anders ſeyn, als er es auf wahre Menſchen iſt, obgleich die Erſcheinungen Aehnlichkeit und Uebereinſtimmung mit den übrigen Erſcheinungen der Welt haben. Man denke ſich einen höhern Geiſt in menſchlicher Geſtalt. Sein Aeußeres wird immer Menſch ſeyn müſſen; aber ſeine Vorſtellungen, die Wirkungen der äußern Dinge auf ihn, werden

ganz anders beſchaffen ſeyn, als bey wirklichen Menſchen. Es würde zu profan in einer Schrift über die Romane klingen, wenn ich das Beyſpiel nehmen wollte, das ich nehmen könnte. — Wenn mir der Dichter das Innre ſeiner Perſonen aufdeckt, indem er mir an den Wirkungen die beſtimmten Urſachen zeigt: ſo wird er mich vor allem Irrthum bewahren. Und dies iſt um ſo mehr nothwendig und natürlich, da die Perſonen des Dichters gewöhnlich zarte, weiche Seelen ſind, die tiefer gerührt werden, als andre; — da dieſer tiefere Eindruck um ſo ehe Wirkungen hervorbringen muß; — und da der Dichter ſelbſt keine andre, als wichtige Begebenheiten für ſeine Perſonen gewählt haben will.

In der erſten Art von Behandlung ſehen wir ferner freye Menſchen, das heißt Menſchen, die durch nichts in Bewegung geſetzt werden, als was Menſchen darinn ſetzen kann. Sie gehn, handeln, bewegen ſich in allen Richtungen, die der Menſchheit eigen ſind. In der andern Art haben die Perſonen das Anſehn, als ob ſie Maſchienen des Dichters wären, die vielmehr da, als dort ſich hinbewegten, weils der Dichter nun gerade ſo haben wollte. Warum geſchähen nämlich die erfolgenden Dinge lieber ſo, als anders, da in den Perſonen ſelbſt keine Urſache iſt, warum ſie ſo erfolgen?

In dem erſtern Falle ſehn wir die ſich zutragende Begebenheit ſo erfolgen, wie alles in der Natur erfolgt, werdend; in dem letztern hören wir die bloße Erzehlung der ſich zugetragenen Sache. —

Dies ſey hier zur Vergleichung dieſer beyden Arten von Behandlung einer Begebenheit genug! Vielleicht geht es über die Kräfte eines menſchlichen Geiſtes, uns immer auf die beſtimmteſte Art dieſe Verbindung von Wirkung und Urſache zu zeigen; aber der Romanendichter, der nach der Vollkommenheit ſtrebt, kann kein anderes, als dies Ziel haben. —

Es iſt übrigens nicht Tadelſucht, wenn ich einen Dichter, wie den Verfaſſer von Sophiens Reiſe, einer ſolchen ſtrengen Prüfung unterworfen habe. Leſſing ſagt irgendwo vom Genie, daß es ſich gern beurtheilen hört, ſchaal oder gut, es iſt ihm eins; und dieſer Fall iſt gewiß bey meinem Freunde wahr. Er hat es ſelbſt gewünſcht, ſtrenge beurtheilt zu werden; und er hat immer noch ſo viel in ſeinem Romane geleiſtet, daß er auch die allerſtrengſte Beurtheilung nicht zu ſehr fürchten darf. Freylich Bitterkeiten verbittet er; aber ſtrenge Urtheile ſind was ganz anders, als Bitterkeiten. Und einen Mann von Verdienſt, den ich oben drein ſchätze, getrau ich mich ehe ſtrenge zu beurtheilen, als den

erſten

erſten beſten Romanenklecker. — Ich muß noch, zum Ruhme ſeines Werks, hinzuſetzen, daß ſich dieſe genaue Verbindung zwiſchen Wirkung und Urſache darinn an manchen Stellen zeiget, nur daß ſie nicht anſchauend genug entwickelt iſt, und daß ſie an einigen noch ehe ſichtbar ſeyn würde, wenn das Ganze ſeines Werks nicht mit ſo ſehr vielen, außer weſentlichen Reflektionen und Bemerkungen durchflochten wäre, unter denen der aufmerkſamſte Leſer den Faden dieſes Wie verlieret, und der Dichter ihn vielleicht oft ſelbſt, wider ſeinen Willen, verloren hat. Dieſe Reflektionen ſind es, um es im Vorbeygehn zu ſagen, die wir für das, in einem Werke dieſer Gattung halten, was Horaz ornamenta ambitioſa nennt. Alles, was nicht zur anſchauenden Verbindung des Zuſammenhangs innrer und äußrer Urſachen und Wirkungen gehört, alles, was nicht zur Aufklärung des Wie ſich die Sachen zugetragen? erforderlich iſt, — und hiezu können freylich ſehr oft Reflektionen und Bemerkungen nothwendig ſeyn — iſt in einem Roman üppiger Auswuchs, der weggeſchnitten zu werden verdient, und es um ſo mehr verdient, da er den Leſern gewiß nicht den Unterricht gewähret, den er, nach der Abſicht des Dichters, geben ſoll. Das mehrere hierüber gehört an einen andern Ort. —

In der äußern Einrichtung der Romane liegt vielleicht ein andrer Grund, warum der anſchauende Zuſammenhang von Wirkung und Urſache, die innre und äußre Verbindung des Werks, bey der einen Einrichtung ehe erhalten werden kann, als bey der andern? Es dünkt mich nämlich, daß dieſer Zuſammenhang, mit Wahrſcheinlichkeit nicht anſchauend erhalten werden kann, wenn die Perſonen ſelbſt den Roman ſchreiben, das iſt, wenn er in Briefen geſchrieben iſt. Die Perſonen ſind, den Vorausſetzungen des Dichters zu Folge, oft in zu großer Bewegung, als daß ſie in ſich ſelbſt zurück kehren, Wirkung und Urſach gegen einander abwiegen, und das Wie bey dem Entſtehn ihrer Begebenheiten ſo aufklären könnten, wie wir es ſehen wollen. Ich weis, daß eben dieſer Urſach wegen, auch die übrigen Reflektionen und Bemerkungen, mit einigen andern Redezierrathen, als Gleichniſſe u. d. m. in einem ſolchen Werke zu viel ſind, und am unrechten Orte ſich finden, und dennoch oft dort gefunden werden; aber ich habe auch gleich vorher ſchon ſie für üppigen Auswuchs erklärt. — So wie wir aber an jenen Bemerkungen über den Zuſammenhang der innern und äußern Bewegungen, an jenen Beobachtungen unſers innern Seyns bey dem Entſtehen der Begebenheiten gewinnen, und das erhalten würden, was

wir

wir ſuchen: eben ſo haben dieſe moraliſchen Reflektionen, wenn wir bloß auf die Perſonen ſehen, die ſie machen, mehr Wahrſcheinlichkeit für ſich, weil wir noch ehe einen Menſchen finden, der eine alltägliche Bemerkung, eine moraliſche Sentenz auskramen kann, als einen, der auch in der ruhigſten Situation in ſich ſelbſt ſich hineinziehen, ſich genau beobachten, und Wirkung und Urſache anſchauend und beſtimmt gegen einander abwiegen könne, oder wolle. Indeſſen, die Vortheile und Nachtheile gegen einander abgewogen, die aus der mehr oder mindern Beobachtung der Wahrſcheinlichkeit, in den Briefen der Perſonen entſtehen können: ſo iſts gewiß, daß wir, bey Beobachtung der mindern Wahrſcheinlichkeit, alleine gewinnen können; und daß wir alſo weit ehe die Vernachläßigung dieſer Wahrſcheinlichkeit verzeihen werden, wenn wir nur dieſe Beobachtungen über das Entſtehen der wichtigſten Begebenheiten, dieſen Fortgang und Verbindung des innern und äußern Seyns der Perſonen erhalten, als wenn wir, bey größerer Wahrſcheinlichkeit, Dinge finden, die uns nichts nützen, und die wir wieder vergeſſen. Und wenn ſich jene Beobachtungen gar nicht, mit irgend einer Wahrſcheinlichkeit, in den Briefromanen erhalten ließen: ſo dürfte die ganze Erfindung dieſer Behandlung wohl nicht das Verdienſt haben, das man gewöhnlich

ihr

ihr beylegt. Ein Roman in Briefen wäre dann ſicher, ein ſo dramatiſches Anſehn er hat, der ſchlechtere Roman; und ich weis nicht, ob wir in den wirklichen Beyſpielen, die wir davon haben, Widerlegungen dieſer Meynung finden; ob wir einen Roman haben, der ſo viel leiſtet, als Wielands Agathon? — Es ſey aber ferne von mir, dem Genie Gränzen vorzuzeichnen; und es auf die eine Art von Behandlung allein einſchränken zu wollen. So wie der dramatiſche Dichter in ſeinem Werk dieſe Verbindung des innern und äußern Seyns ſeiner Perſonen, die Reihe von Wirkung und Urſache erhalten, und uns das Wie jeder Empfindung, jeder einzeln Scene zeigen kann; — und Beyſpiele hiezu ſind, von deutſcher Art Minna von Barnhelm, Emilia Galotti, und vielleicht einige andere mehr — ob der Dichter gleich ſelbſt nicht, ſondern nur ſeine Perſonen ſprechen: eben ſo kann der Romanendichter, in einem Roman in Briefen, vielleicht auch dieſen Zuſammenhang des innern und äußern Seyns ſeiner Perſonen, das eigenthümliche Wie jeder Begebenheit uns zu zeigen wiſſen; und wenn wir noch nicht Beyſpiele davon aufzuweiſen haben: ſo ſind ſie doch deßwegen noch nicht unmöglich.

Daß dieſe Verbindung des innern und äußern Seyns der Perſonen, dieſer Fortgang des Aeußern,

wie

wie er aus dem Innern entſtehet, nichts außerweſentliches in einem Werke ſey; — daß im wirklichen Leben alle Begebenheiten auf dieſe Art ihr Daſeyn erhalten; — daß der Dichter uns dieſen Zuſammenhang anſchauend zeigen müſſe, wenn wir ihn mit Gewißheit entdecken ſollen: das alles glaub' ich außer Zweifel geſetzt, und die Art und Weiſe, wie dieſe Verbindung erhalten werden müſſe, durch Beyſpiele erläutert zu haben. Die Foderung dieſes Zuſammenhangs alſo iſt keine Grille; und ſie wird es um deſto weniger ſcheinen, wenn wir alle die Vortheile, die ſolche Behandlung eines Werks gewähret, erſt werden unterſucht haben.

3.

Wenn wir von einer Sache Vortheil ziehen, oder etwas lernen wollen: ſo müſſen wir nur den Vortheil von ihr ziehen, nur das von ihr lernen, was wir, ihrer Natur nach, von ihr lernen können. Es iſt unweiſe, dieſe natürlichen Vortheile fahren zu laſſen, und an deren ſtatt andre bey eben der Sache zu ſuchen, die ſie nicht ſo füglich, ſo natürlich mehr gewähren kann: Vortheile, die im Grunde keine Vortheile mehr ſind.

Der Dichter ſoll durch das Vergnügen unterrichten, er ſoll in ſeinen Leſern Empfindungen und

Vorſtellungen erzeugen, die die Vervollkommung des Menſchen und ſeine Beſtimmung befördern können. Was hat der Romanendichter hiezu in Händen? Begebenheiten und Charaktere. Und was liegt eigenthümlich in dieſen, wodurch er jenen Endzweck erreichen kann? — Zuerſt vom Vergnügen.

Wenn es wahr iſt, daß wir ſehr angenehm bewegt werden, wenn unſre denkende Kraft Beſchäftigung in dem Grade hat, der ſie in Bewegung ſetzt, ohne ſie zu ermüden, (damit ich einmal mich etwas franzöſiſch mit einem Franzoſen, dem Biſchofe von Pouilly ausdrücke) — wenn es wahr iſt, daß es vernünftigen Weſen eigenthümlich iſt, nach ſolchen Vorſtellungen zu ſtreben, die in einander gegründet ſind, — wenn hierinn der mächtige Reiz liegt, mit welchem die Vollkommenheit alle Geiſter an ſich zieht [f]): ſo kann es nicht anders ſeyn, als daß die vorgeſchlagene Art von Behandlung uns höchſt angenehm; — und zugleich höchſt edel, höchſt anſtändig für die Menſchheit beſchäftigen müſſe. In ihr allein findet ſich, Vorzugsweiſe vor der bloßen Erzehlung der Begebenheiten, das in einander gegründete, das aus der richtig abge-

f) Mendelsſ. Werke 1ſter Th. S. 31. 32. N. Aufl.

abgemeſſenen Verbindung von Wirkung und Urſache entſteht, und das uns ſo mächtig an ſich zieht, und hier deſto angenehmer unterhält, weil wir hier ſo wenig dieſe Verbindung ſelbſt ausſpähen und aufſuchen dürfen, indem der Dichter, der ſeine Kunſt verſteht, ſchon dies Geſchäft für uns unternommen hat. Wir dürfen hier nichts als genieſſen. — Es würde ein ſehr überflüßig Geſchäft ſeyn, hierüber noch mehr zu ſagen. Von der Wahrheit und Gewißheit dieſes Vergnügens können uns auf doppelte Art die Schriften des Philoſophen überführen, den ich in der vorigen Note genannt habe; und Agathon und Muſarion, Minna von Barnhelm und Emilia Galotti können als Beyſpiele der Lehre des Philoſophen, angewandt auf dichteriſche Behandlungen, dienen. Ich weis zwar, daß wir guten Deutſchen noch jetzt nicht — gewohnt ſind, dies Vergnügen eben aufzuſuchen [g]); — daß wir es vielleicht eben nicht

g) Als Leſſings Minna von Barnhelm erſchien, hab' ich einen ſehr witzigen Mann, der, nach dem Zeugniß aller Welt, mit dem gröſten Recht, Anſpruch auf den allerfeinſten Geſchmack machen kann, über dies Meiſterſtück ſprechen, und es bewundern, aber gerade das allein bewundern hören, was ganz zuletzt hätte kommen ſollen, — einzele Stellen! Von der ſo richtigen, übereinſtimmenden, zweckmäßigen Zeichnung der Charaktere, von der Entwickelung der Begebenheiten aus dieſen Charakteren, von der ſo

nicht ſo eifrig wünſchen, als wir es ſollten; ich weis es, daß wir es nicht genug zu ſchätzen und zu fühlen wiſſen, wo wir es finden; aber der Dichter, den der Eifer belebet, das Herz und den Geiſt ſeines Volks zu bilden; der Dichter, der nicht bloß die Dichtkunſt als ein Spielwerk anſieht, der nicht bloß ſchreibet, um ſich ſelbſt zu gefallen, — der ſoll ſich durch unſre — wie ſoll ich es nennen? Gleichgültigkeit? Trägheit? Unwiſſenheit? franzöſiſchen, an der Oberfläche geſättigten Geſchmack? nicht abhalten laſſen, uns anſtändiger, edler zu unterhalten. Er vereinige ſeine Mühe nur mit der Mühe der erſt genannten Dichter; wir werden ſchon einmal von unſerm Leichtſinn zurück kommen müſſen, wenn wir nur oft genug Gelegenheit dazu erhalten. Und dann wird er das Verdienſt beſitzen, zur Umſchmelzung unſers Geſchmacks das Seinige beygetragen zu haben: ein Verdienſt, das, was auch einige ſo genannte ſolide Leute ſagen mögen, größer iſt, als zehn Finanz-Entwürfe gemacht und ausgeführt, und zwanzig Friedens-Congreſſen beygewohnt zu haben. —

Wenn das Vergnügen außer Zweifel iſt, das durch ſolche Behandlung eines Werks erzeugt wer-

ſo genauen Verbindung der äußern und innern Geſchichte, — kein Wort!

werden kann: ſo iſt es der Unterricht eben ſo gewiß, den dieſe Behandlung giebt. Die Wiſſenſchaft, jede Begebenheit in unſerm Leben richtig beurtheilen zu können, iſt eine ſo wichtige, eine ſo nothwendige Wiſſenſchaft, daß der, der ſie uns lehren kann, gewiß uns nichts beſſers, nichts nützlichers, als dies zu lehren vermag. Eine Begebenheit richtig beurtheilen, heißt feſtſetzen, in wie fern ein Menſch ſtrafbar oder nicht darinn gehandelt, — in wie fern es in ſeinen Kräften geſtanden, ſo und nicht anders zu handeln; heißt, alle die Urſachen kennen und ſie gegen die hervorgebrachten Wirkungen halten, um hernach einzuſehen, auf welche Art und Weiſe die Begebenheit wirklich geworden iſt. Daß wir dieſe Kunſt, wenn die Rede von Handlungen andrer iſt, inne haben müſſen, wenn wir uns nicht, in der Beurtheilung dieſer Handlungen, der Gefahr, höchſt ungerecht und unbillig zu ſeyn, ausſetzen ſollen, iſt wohl keine Frage mehr. Aber, daß den allermehrſten Menſchen dieſe Kunſt ſchlechterdings fehlt, davon kann ſich auch jeder überzeugen, der bey dem geringſten, gleichgültigſten Vorfall die Menge urtheilen hört. Ich verſtehe nicht etwan unter der Menge, das, was man Pöbel nennt; ich verſtehe darunter von hundert tauſend Menſchen alle — bis auf einen etwan. Doch die Liebloſigkeit, die

Ein-

Einfalt im Urtheil über andre, iſt nicht der einzige und der wichtigſte Nachtheil, den uns der Mangel dieſer Einſicht zuzieht. Wenn wir es einſehen gelernt haben, auf welche Art, und durch welche Mittel eine Begebenheit ſo erfolgt iſt, wie ſie erfolgte; — wenn wir das, was gewiſſe Urſachen unter gewiſſen Umſtänden wirken und hervorbringen können, richtig zu beurtheilen, und jede Wirkung gegen ihre Urſache abzuwiegen wiſſen: ſo werden wir uns, wenn gewiſſe Urſachen in uns zutreffen, uns gegen ſie in Schutz zu ſetzen vermögen. Wir werden das Uebel vermeiden können, das daraus hätte erfolgen müſſen. Und diejenigen Urſachen, welche gute Wirkungen unter gewiſſen Umſtänden hervorbringen, werden wir aufſuchen; wir werden, wenn ſie in uns zutreffen, Vortheil von ihnen ziehen, und jeden unſrer Zuſtände in der Welt zu unſerm Nutzen anwenden können. — Wer ſieht nicht, daß dieſe Kunſt, Wirkungen und Urſachen gegen einander abmeſſen zu lernen, durch die bloße Erzehlung einer Begebenheit gar nicht; wohl aber durch die andre Art von Behandlung, und durch ſie allein, gelehrt zu werden, möglich iſt? — Und iſt ein ſolcher Unterricht nicht der Mühe werth, daß man ihn gebe? — Der Dichter thut ſehr viel zur Verbeſſerung des menſchlichen Geſchlechts, der durch ſein Werk dieſe Kunſt lehret,

der in uns die, von der Natur erhaltene Fähigkeit, andre, und unſre eigne Situationen, jene nach ihren Urſachen, dieſe nach ihren Folgen, richtig zu beurtheilen, übt. Daß dies nicht durch die ſimple Erzehlung, oder durch allgemeine Bemerkungen erreicht werden könne, iſt außer allem Zweifel. Die Bemerkung, daß es unverzeihlich ſey, von einem empfehlenden Geſichte Mißbrauch zu machen, iſt ſehr gut; aber ſie wird gewiß ſehr geſchwinde vergeſſen, und um deſto ehe vergeſſen, da wir ſie ſchon ſo oft gehört haben; aber wenn ich nun eben dies empfehlende Geſicht geradeswegs als die Urſache einer unangenehmen oder traurigen Begebenheit erkenne; wenn ich mir dieſe Begebenheit gar nicht gedenken kann, ohne geradeswegs auf dies empfehlende Geſicht zu ſtoßen; wenn ich an all' den Aeußerungen der von ihm betrogenen Perſon ſogleich die Wirkungen erkenne, die ſolch ein Geſicht macht (denn ohne dieſe innere Wirkungen kann ein empfehlend Geſicht nicht ein Verführer werden); — wenn ich dieſem ganzen Eindruck nachfühle, den er auf die, von ihm betrogene Perſon gemacht haben muß, um ſie zu hintergehen: ſo werd' ich, ſo bald ich einen ähnlichen Eindruck fühle, auf meiner Huth ſeyn. Freylich der, der nicht gewohnt iſt, auf ſeine Eindrücke Acht zu haben, der gar nicht gewohnt iſt, zu denken, wird vielleicht auch

dieſen

dieſen nicht nützen; aber eben der wird ſich auch noch zehnmal weniger an die bloße Bemerkung der Sache erinnern. Und da wir weit ehe die geleſenen Begebenheiten, als die gefundenen Reflektionen zurückrufen, weil wir bey jenen einen Faden haben, an den wir uns halten; Geſtalten, bey welchen wir uns zurück erinnern und unſre Vorſtellungen auffriſchen können: ſo iſt weit mehr Wahrſcheinlichkeit für den Nutzen, den eine anſchauende Verbindung von Wirkung und Urſache hat, aus der wir ſehen, wie die Begebenheit aus der in einer Perſon entſtandenen, und durch eine gewiſſe Perſon oder Begebenheit gewirkten Empfindung und Vorſtellung erfolgt iſt; — als für den Nutzen, den die bloße Bemerkung oder Erzehlung der Sache, vergraben und verſchüttet unter hundert Auswüchſen haben kann. — Denn nicht bloß auf der Stelle, wo wir der Bemerkung nöthig haben, daß ein empfehlendes Geſicht, wenn man ihm allein ſich anvertraut, Schaden anrichten kann, iſt dieſe Erinnerung genug. Da kann der Schade leicht ſchon geſchehen, der Eindruck ſchon gemacht ſeyn. Aber vorher, ehe wir noch in den Fall kommen, müſſen wir Gelegenheit haben, über dieſen Eindruck, über die Wirkung, die dieſe Urſache hervorbringen kann, nachzudenken; wir müſſen Veranlaſſungen haben,

dieſe und ähnliche Vorſtellungen in uns zu üben, damit, auf den Fall, die Bemerkung in uns ſchon zur Hand ſey, deren wir bedürfen. Und dieſe Gelegenheit nun, dieſe Veranlaſſung, über die Urſach einer Wirkung nachzudenken, erhalten wir durch die anſchauende Verbindung dieſes Eindrucks, mit der Begebenheit, wenn wir uns dieſe Begebenheit gar nicht gedenken können, ohne daß wir zugleich ihre Urſache ſehen müſſen. Und bey einer fortgehenden Reihe von Wirkung und Urſache, anſchauend vor uns verbunden, können wir eine Begebenheit uns nicht zurück rufen, ohne auf ihre Urſache zu treffen. —

Der bloße Wille, eine That zu vermeiden, eine Sache nicht zu thun, iſt ganz und gar nicht hinlänglich, uns vor dieſer Sache zu ſchützen. Mit dem beſten Willen, dem beſten Vorſatz, dieſer Sache aus dem Wege zu gehen, können, durch allerhand Zufälle und Begebenheiten, unſre Vorſtellungen und Empfindungen eine ſolche Richtung erhalten haben, daß ſie nun gerade, zu unſerm eignen Erſtaunen, auf die Sache treffen, die wir vermeiden wollten. Wenn wir alſo nicht vorher gewohnt worden ſind, über das Entſtehen der Begebenheiten und Empfindungen, und ihrer Verbindung unter einander, nachzudenken: ſo werden wir weit ehe, unwiſſend am Ziele ankommen,

vor dem wir zurückſchaudern, als wenn wir zu dieſer Uebung Veranlaſſungen gehabt haben. Clariſſa wußte es gewiß, daß, einem Liebhaber ſich auf Gnade und Barmherzigkeit überlaſſen, weit übler ablaufen könne, als in dem Hauſe des Vaters, auch unterm Druck von Anverwandten zu bleiben. Sie hatte alſo gewiß den Willen nicht, mit dem Loveleſſ zu entfliehen; aber doch entfloh ſie mit ihm. Mägdchens, die in einer eben ſo kritiſchen Lage ſind, könnten aber, dieſes Romans ohngeachtet, mit ihren Liebhabern davon gehen, weil ihnen ſelbſt Richardſon nicht Gelegenheit genug giebt, den eigenthümlichen Gemüthszuſtand Clariſſens zu ſehen, vermöge welchem die erſten Empfindungen und Vorſtellungen in ihr entſtanden ſind, die ſie zuletzt zu dieſem Schritte leiteten. Die äußern Begebenheiten, die zu dieſem Vorfalle führen, ſind ſehr genau gegen einander abgemeſſen; aber das Innre von Clariſſen ſehn wir nur von einer Seite, von welcher es uns ganz unglaublich bleibt, daß ſie ſolche Schritte, als den geheimen Briefwechſel, u. a. m. habe unternehmen können [h]). Wir werden an ihrem Innern nie

 den

h) Ich begreife es ſehr gut, warum vielleicht Richardſon uns nicht das Innre ſeiner Clariſſe von der Seite, und überhaupt die genaue Verbindung von äußrer und innrer Urſach und

den Eindruck gewahr, den das Aeußere auf daſſelbe hätte machen ſollen, um die folgende Wirkung her-

und Wirkung hat zeigen, warum nicht vor unſern Augen, den Gemüthszuſtand hat werden laſſen wollen, der uns ihre Aufführung begreiflich hätte machen können. Unſer Mitleid ſollte auf die höchſte und ſtärkſte Art erregt werden; dazu glaubte Richardſon ein höchſt unſchuldiges und höchſt unglückliches Frauenzimmer nöthig zu haben. Ein Fehltritt, wie ihn Ariſtoteles für die leidende Perſon des Trauerſpiels fodert, ſchien ihm genug zu ſeyn, den Vorwurf zu vermeiden, als ob er leidende Unſchuld aufführe; und die Art, wie dieſer Fehltritt im Trauerſpiel zum Theil nur erfolgen kann, — zum Theil aber auch, durch die Vernachläßigung der Dichter, erfolgend, gezeigt wird, ward das Muſter für den Erfolg von Clariſſens Fehltritt. Er geſchieht, Clariſſe läßt ſich mit dem Loveleſſ in Verſtändniß ein, und damit iſt die Sache gemacht. Er iſt ein Verſehen in ihrer äußerlichen Aufführung. Wenn nun aber dies Verſehen nicht wirklich werden konnte, ohne daß nicht gewiſſe innre Zuſtände, Vorſtellungen und Empfindungen vorher giengen: ſo mußten wir dieſe ſehen, und in der Art, wie wir dieſe, und was wir von ihnen ſehen, liegt ein ſehr großer Unterſchied zwiſchen Trauerſpiel und Roman. In der Tragödie nämlich, auch wenn uns dieſe vorhergehenden innern Zuſtände und Empfindungen, die den Fehltritt hervorbringen, gezeigt werden, kann zuerſt dieſer Fehltritt nicht ſowohl als Wirkung, ſondern als Ueberraſchung der Leidenſchaft erfolgen; er kann, ſo zu ſagen, der Perſon entwiſchen; — die ganze Einrichtung des Drama läßt dem Dichter nicht Zeit, die Wirkung durch alle Grade vorzubereiten. Auch in dem beſſern tragiſchen Dichter, der uns in dem Charakter ſeiner Perſonen all' die Eigenſchaften zeigt, von welchen der Fehltritt eine Wirkung iſt, haben wir immer noch mehr mit der That, und ihren Folgen zu thun, wir ſind in zu großer Bewegung, und was vorgeht, iſt zu ernſthaft, zu ſchrecklich, als

hervorzubringen; und um deſto ehe hätte machen ſollen, da ſie der Dichter höchſt empfindſam und zärt-

als daß wir jenen Fehltritt, wie eine entehrende Schwachheit, die uns am Mitleiden verhindere, anſehen, als daß wir die Eigenſchaft, woraus er entſteht, als erniedrigend für die Perſon erkennen könnten. Wer ſieht nicht, daß, in dieſem ſo wohl, als in dem vorhergehenden Fall, dieſe innern Zuſtände uns gleichſam nur, als Blitze, erſcheinen können, von denen der Leſer oder Zuſchauer immer nur ſehr wenig zu ſehen vermag? — In dem gewöhnlichen Trauerſpiele aber ſieht er noch weniger von ihnen. Da erfolgt der Fehltritt — weil er erfolgt. Genug, daß er da iſt. Er iſt ein bloßer äußerlicher Vorfall, der mit einem Charakter ſo gut, als mit dem andern beſtehen kann; und der oft vollkommen das zu ſeyn ſcheint, was z. B. der Einſturz der Decke eines Zimmers iſt: ein Ohngefehr, das aber viel Schaden und Unheil anrichten kann. — Dies glaubte nun Richardſon auch für den Roman genug; und in ihm wollen wir doch noch mehr, als in dem beſſern tragiſchen Dichter, von jenen innern Zuſtänden ſehen. Er fängt nämlich ſein Werk weit von dem Ziele an, wohin er will; er führt uns durch viel Zeit und Raum dahin; er nimmt, weil ſein Werk es geſtattet, ſeine Perſonen gewöhnlich in einem Zuſtande auf (wie es hier auch der Fall iſt) in welchem wir noch nichts von dem, wenigſtens ſehen, was wirklich werden ſoll. Aber eben, weil er uns allmählig zu dieſem Ziele führt, weil er die Wirkung nicht ſo ſchnell erfolgen läßt, als der tragiſche Dichter, ſo ſoll er uns auch mehr von den wirkenden Urſachen zeigen. Dies ſind nun jene innern Zuſtände, zu denen, wenn wir auch die Perſonen anders auftreten ſehen, doch der Saame ſchon immer in ihnen liegen muß. Und weil wir nun von dieſen innern Zuſtänden, von dem allmähligen Erfolg der Wirkung im Roman mehr ſehen müſſen, weil wir den Zuſtand werdend vor uns haben, der im Trauerſpiel ſchon fertig erſcheint: ſo dünkt uns dort die Eigenſchaft, der Zug, aus

zärtlich in andern Fällen gebildet hat. Wenn das Mägdchen, das aus ihr lernen will, die ganze Reihe von Wirkungen und Urſachen ſähe, die am Ende den Gemüthszuſtand veranlaßt haben, der ſie von einer Seite unbiegſam und ſtolz, von der andern Seite zu unternehmend und unüberlegt zeigt; mit einem Wort, wenn ſie ſähe, wie die innre Clariſſa, die ſich entſchließt, mit dem Loveleſſ geheime Unterredungen zu halten, das geworden iſt, was ſie innerlich ſeyn muß, und ſich hierzu zu entſchließen: ſo würde das Werk noch lehrreicher ſeyn, als es iſt.

Wir

aus welchem der Fehltritt erfolgt, mehr bleibend, mehr dauernd als hier. Wir ſehen dort nämlich mehr von ihm, mehr von dieſem Innern des Menſchen; ſeine Schwachheit, ſein Verſehen wird uns mehr Zug, mehr Eigenſchaft im Charakter; ſie muß Einfluß auf alle Folgen haben; — die Eigenſchaft iſt gemacht; ſie kann in der Folge nicht aufgehoben, nicht vernichtet werden; ſie verſchwindet gleichſam nicht wieder vor uns. —

Und dadurch glaubte nun Richardſon vielleicht, daß die Vortreflichkeit von Clariſſens Charakter zerſtört, und unſer Mitleid bis zu dem Grade zu ſteigen, verhindert werden würde, bis zu welchem er es, in uns, erregen zu müſſen glaubte. Er fürchtete vielleicht, daß wir dann nicht mehr Clariſſen lieben oder beweinen würden. — Dies wars, was ich oben ſagen wollte, als ich die Urſachen zu begreifen vorgab, warum Richardſon vielmehr auf die eine, als auf die andre Art bey Abfaſſung ſeines Romans zu Werke gegangen. —

Ob er Recht oder Unrecht darinn gehabt, überlaß ich andrer Entſcheidung.

Wir ſehen jetzt nichts, als die **unglückliche** Clariſſe, unglücklich durch die Härte ihres Vaters, und der übrigen Menſchen, mit denen ſie lebt; aber dieſe **unglückliche** Clariſſa, mußte durch ihre vorigen und jetzigen Begebenheiten auch eine gewiſſe Art zu denken und zu empfinden erhalten haben, wodurch dies **Unglück** wirklich gemacht wird. — Auch die Perſon, die nie in den Fall kommen kann, in dem Clariſſe iſt, — und ſo gar diejenige, bey der Clariſſens Beyſpiel fruchtlos geweſen wäre — würde dann an dieſer Behandlung, wo das innre und äußere Seyn eines Menſchen gleichen Schritt hält, wo alles Wirkung und Urſache iſt, gelernt — ſie würde Gelegenheit gehabt haben, ihre denkende Kraft zu üben. Wenn alſo auch, zur beſondern Anwendung auf einzelne Fälle des wirklichen Lebens, nichts aus dieſer **anſchauenden** Verbindung des Innern und Aeußern genützt wird: ſo lernen wir an ihr **denken**, und **müſſen** es an ihr lernen. Dieſe Art von Behandlung zwingt uns, ſo zu ſagen, dazu. Wir können alsdenn keine Begebenheit uns vorſtellen, oder zurück rufen, ohne daß wir nicht genöthigt ſind, der genauen Verbindung wegen, die Verhältniſſe zu überdenken, Wirkung und Urſache zu vergleichen, wodurch ſie wirklich geworden iſt. — Und iſt dieſer Unterricht nicht wichtig genug? Lohnt es ſich nicht der Mühe, die Menſchen **denken**

zu lehren? — Es iſt gewiß das Edelſte, das der Dichter lehren kann. Und wer an Möglichkeit dieſes Unterrichts zweifelt, muß nie den Agathon, Muſarion, Emilia Galotti, mit einem andern Vorſatz in die Hand genommen haben, als um — die Zeit hinzubringen, oder um, ohne Gegenwart ſeines Verſtandes, ein Geſchäft zu haben. —

Wenn wir gegen den Unterricht, den dieſe Behandlung einer Begebenheit gewährt, den ſtellen, den die bloße Erzehlung derſelben gewähren kann: ſo werden wir uns deſto ehe von ſeinem Werthe überzeugen. Man ſieht, daß wir, durch das **bloße Entſtehen**, durch das **bloße Wirklichwerden** eines Vorfalls dieſen Unterricht durchs Vergnügen erhalten haben; dies findet ſchlechterdings gar nicht bey der **Erzehlung** derſelben ſtatt. Bey dieſer iſt es **entweder** der **Innhalt** der Begebenheit, der uns beſchäftigt; und wer ſieht nicht, daß hier noch gar nicht die Rede von dem mehr oder weniger Anziehenden oder Unterrichtenden des **Innhalts** iſt? In dem Fall nämlich, wo die Rede davon wäre, müßte er ſchon **beſtimmt** ſeyn, weil nicht jeder Innhalt das gewähren kann, was wir hier ſuchen. Wenn wir dies aber durch das bloße Entſtehen eines Vorfalls erhalten: ſo folgert ſehr natürlich, daß **jeder** Vorfall, **jede** Begebenheit dazu geſchickt iſt. —

Oder,

Oder, das, was uns, bey der Erzehlung einer Begebenheit alsdenn beſchäftigen, vergnügen oder unterrichten kann, muß in der Art und Weiſe liegen, wie der Dichter den Vorfall erzehlt hat, ob ſo angenehm als Marmontel, oder ſo langweilig als Madam Gomez? Hier iſt alſo bloß von der Kunſt des Dichters die Rede, in wie fern er nämlich Meiſter ſeiner Sprache, mehr oder weniger elegant erzehlt; in wie fern Witz oder Humor in ſeiner Erzehlung ſich zeigen u. ſ. w. — Dieſe Sachen können und müſſen ſich zum Theil bey der vorgedachten Entwickelung einer Begebenheit, bey ihrem Wirklichwerden vor unſern Augen finden, wenn wir dies mehr oder weniger beſſer ſehen, mehr oder weniger angenehm dabey unterhalten werden ſollen; aber, zu geſchweigen, daß wir vielleicht Witz und Humor, wodurch die bloße Erzehlung ſo ſehr aufgeſtutzt werden muß, wenn ſie gefallen ſoll, entbehren können, und den Witz, in dem eigentlichen Sinn des Worts, gar entbehren müſſen: ſo iſt noch vorhin, bey dem Entwickeln des Unterrichts durch das Vergnügen, den das Entſtehen einer Begebenheit gewährt, gar nicht an die Kunſt des Dichters, und an die Verſchiedenheit, die ſich in Rückſicht auf den Vortrag deſſelben dabey zeigen kann, gedacht worden. —

Ich

Ich rede in der Folge, am gehörigen Orte, von all' den Vortheilen und Nachtheilen, die eine bloße hiſtoriſche oder erzehlende Einrichtung eines Werks haben kann; ſo wie noch umſtändlicher von dem Werth der einzelnen moraliſchen Reflektionen und Bemerkungen. —

Wenn es billig, wenn es nöthig iſt, daß wir die Natur einer Sache zuerſt in Erwegung ziehen, wenn wir die Wahrheit dieſer Sache zeigen, und ſie behandeln wollen; wenn es ſtrafbar, wenigſtens höchſt nachläßig iſt, die Vortheile, die aus der Natur dieſer Sache entſtehen, alsdenn fahren zu laſſen, wenn wir doch gewiſſe Vortheile mit dieſer Sache verknüpfen wollen, und andre an deren ſtatt aufzuſuchen, die, (wie wir ſchon zum Theil geſehen haben, zum Theil noch ſehen werden,) weit ungewiſſer, weit geringer ſind, als jene: ſo iſt dieſe, der Natur der Begebenheiten angemeſſene, und ihrem Entſtehen in der wirklichen Welt ähnliche Behandlung dieſer Begebenheiten, die dem Dichter ſeinen Endzweck, **durch das Vergnügen zu unterrichten**, allein im Roman erreichen helfen kann, die **beſſere**, die **wahre dichteriſche** Behandlung.

---

4. Man

4.

Man erlaube mir die fernern Vortheile dieſer Art von Behandlung, mit allen ihren Eigenthümlichkeiten, hier zu entwickeln, ehe ich weiter gehe.

Da dieſe einzeln Begebenheiten ſchon durch die Art ihres Wirklichwerdens dem Leſer ein großes Vergnügen gewähren; da dies Vergnügen eins der edelſten iſt, das die Menſchheit haben kann: ſo folgert hieraus ſchon, daß der Dichter lange nicht ſo ſehr auf den Innhalt der Begebenheiten ſelbſt, bey ihrer Wahl zu ſehen habe. Es iſt bereits in der Einleitung, und öfter ſchon geſagt, daß es, auf die Begebenheit ſelbſt, nie ankommen könne; und daß es der innre Zuſtand der Perſonen ſey, der uns beſchäftige. — Es wird freylich ein Verdienſt mehr ſeyn, wenn die Begebenheiten auch durch ihren Innhalt anziehend ſind; aber es wird keine Nothwendigkeit ſeyn, daß ſie, vor ſich beſtehend und einzeln betrachtet, dies Verdienſt haben müſſen.

Die Erfahrung beweiſt es, daß ihr eigner Innhalt ſehr wenig, bey dieſer Behandlung in Betracht kommt. Ich will bey ganz kleinen Zügen den Anfang machen, dies zu zeigen. Es dünkt eine unbedeutende Begebenheit zu ſeyn, ein gefundenes Schnupftuch einem andern als ſeinem Eigen-

thümer zu geben; aber man leſe den Othello des Shakeſpear, um zu ſehen, ob dieſer Vorfall noch unbedeutend iſt, oder ob er nicht vielmehr den Leſer auf eine ſehr lebhafte Art in Bewegung ſetzet? Daß jemand ſtockt und ſchweigt, ſcheint ein ganz gleichgültiger Vorfall zu ſeyn; aber man leſe die 46ſte u. f. Seite in Muſarion, um bey einem bloßen Stocken und Schweigen auf die angenehmſte Art unterhalten zu werden. Auch in Sophiens Reiſe (Th. 2. S. 29.) iſt ein unbedeutender Vorfall, der durch Verbindung von Wirkung und Urſache ſehr unterhaltend iſt. H. Malgre wird dreuſter in ſeinem Betragen gegen ſeine Geliebte, die Koſchgen, weil ſie eine ſchmutzige Zweydeutigkeit geſagt hat. Nur Schade, daß dieſe Wirkung nicht wieder zur Urſache andrer Begebenheiten wird! Und, damit ich zu größern Begebenheiten komme, wie klein, wie unbedeutend ſeinem Innhalte nach, iſt der ganze Vorfall, auf den ſich Muſarion gründet? [i]) Eine ſo gewöhnliche Begebenheit, daß ſie, im Munde eines andern kaum Aufmerkſamkeit verdienen würde. Und wie höchſt anziehend iſt ſie in Wielands Behandlung, durch dieſe anſchauende Ver-

i) Auch in der N. Bibl. der ſch. Wiſſenſch. findet ſich, wie ich mich zu erinnern glaube, eben dieſe Bemerkung über Muſarion. (Band 9. S. 115.)

Verbindung einer Reihe von innrer und äußrer Wirkung und Urſache geworden! — Eben ſo iſt Minna von Barnhelm auf einen gemeinen Vorfall gegründet. Man denke ſich den Innhalt dieſes Luſtſpiels unter den Händen eines gewöhnlichen Dichters, was würde daraus geworden ſeyn? Vielleicht die unbedeutendſte aller Unterhaltungen, an ſtatt, daß es jetzt eine der alleranziehendſten iſt. —

Wenn durch dieſe Behandlung der Begebenheiten alſo der Dichter die Gelegenheit erhält, ſehr allgemeine Vorfälle zum Innhalt ſeines Werks wählen zu können: ſo erwächſt hieraus ein andrer Nutzen zur Bildung des Geſchmacks. Denn da die Romanendichter, um Eindruck mit ihren Begebenheiten zu machen, und die Leſer in Bewegung zu ſetzen, zu außerordentlichen Zufällen, Entführungen, Blutſchande, Verwechſelungen unter dreyfachen Namen, Einbrüchen, Zweykämpfen, Verkleidungen, Gefahren zu Waſſer und zu Lande; mit einem Wort, zu Dingen ihre Zuflucht nahmen, wie wir ſie einem ruhmſüchtigen Lügner in Geſellſchaften erzehlen hören: ſo wars natürlich, daß der Kopf der Leſer, — und beſonders der Leſerinnen mit Vorſtellungen angefüllt wurde, die der Ausbreitung des Wahren, des Guten, des Schönen gerade im Wege ſtanden, und die die Einbildungs-

kraft, und endlich die Sittlichkeit verderben mußten. Aus dieſem Geſichtspunkt allein betrachtet, verdient dieſe Art von Behandlung einer Begebenheit den Vorzug ſehr weit vor der bloßen Erzehlung derſelben. — Wenn der Dichter nach jener Art ſeine Begebenheiten wirklich werden läßt: ſo werden ihm nicht allein jene Abentheuer unnütz; ein Theil derſelben wird ihm auch ſchlechterdings unmöglich, weil ſich das Wie zu denſelben oft in dieſer ganzen Welt nicht finden laſſen würde. Kann nun dieſe Art von Behandlung einen rohen Kopf nicht, wenigſtens vor jenen ſcheußlichen und lächerlichen Ausſchweifungen bewahren, wenn er ja den Einfall hat, einen Roman zu ſchreiben? Und gewinnt nicht die Bildung des Geſchmacks auch von dieſer Seite ſehr augenſcheinlich bey der Sache? —

Eine andre Folge, die aus dieſer Behandlung der Begebenheiten entſteht, iſt dieſe, daß der einzelnen Vorfälle nicht mehr ſo viel werden ſeyn können, als bis jetzt in den gewöhnlichen Romanen zuſammen gepfropft ſind. Der kleinſte Vorfall nämlich wird zu ſeinem Wirklichwerden eine Reihe von Urſachen nöthig haben, die zwar an und vor ſich ſelbſt auch andre Vorfälle wieder ſeyn können; dieſe aber werden ſehr oft aus ſo unmerklich kleinen Zügen beſtehen müſſen, daß man ſie nie unter die Begebenheiten eines Romans wird zählen

wollen,

wollen, wenn man die Begriffe hiezu aus den gewöhnlichen Werken dieſer Art nimmt. Daher wird natürlich eine einzige Begebenheit, zu ihrem Wirklichwerden, mehr Raum erfodern, als jetzt zur Erzehlung von zehnen erfodert wird. Ob die Neugierde hiebey gewinne, und die Sucht nach Abentheuern, weis ich nicht? Aber das weis ich, daß beyde nicht verdienen, durch den Dichter gepflegt und genährt zu werden, — der dieſen Namen mit Recht behaupten will.

Von dieſer Art der Behandlung einer Begebenheit gilt es übrigens im eigentlichen Verſtande, daß der Dichter ſeine Leſer zwingen könne, das zu glauben, was er wolle, daß ſie glauben ſollen. Hier wird der kälteſte Kopf überführt, und der Zweifel zum Stillſchweigen gebracht. Er ſieht nämlich all' die Urſachen, warum die Begebenheit erfolgt iſt, und warum ſie vielmehr ſo als anders hat erfolgen müſſen? Wider dieſe Behandlung findet, in Rückſicht auf die Wahrheit der Begebenheiten kein Einwurf ſtatt. — Wie ſehr hiedurch alſo die Illuſion befördert, wie wenig unſre Theilnehmung geſtört werde, ergiebt ſich von ſelbſt; und wie ſehr der Dichter alſo hierbey gewinne, wie weit ſichrer er ſich den Beyfall der Leſer verſprechen dürfe, folgert eben ſo leicht. Wir ſehen, bey dieſer Behandlung, die Perſonen anſchauend mit all'

ihren Eigenthümlichkeiten vor uns. Sie treten gleichſam aus dem Gemälde hervor; wir können ſie von allen andern genau unterſcheiden. Mit einem Wort, nur durch dieſe Behandlung allein kann der Dichter, wie ſchon vorhin gedacht, ſeine Perſonen individualiſiren; durch dieſe Behandlung allein kann er das werden, was er ſeyn will — Dichter.

5.

Nachdem ich alles das geſagt und entwickelt habe, was über das Entſtehen und Wirklichwerden einer einzeln Begebenheit geſagt zu werden verdient; nachdem ich alle die Vortheile, die dieſe Art von Behandlung hat, gezeigt, und es augenſcheinlich gemacht zu haben glaube, daß der Dichter durch ſie allein ſeinen Endzweck erreichen, und den Namen, den er ſich giebt, verdienen kann: ſo komme ich zum Ganzen eines Werks, in ſo fern es nämlich aus verſchiedenen Begebenheiten zuſammengeſetzt iſt.

Wenn der Dichter bey einer einzeln Begebenheit nur ſeinen Endzweck erreicht, indem er uns eine Reihe verbundener Urſachen und Wirkungen zeigt, indem er es uns ganz genau ſehen läßt, wie dieſe Begebenheit wirklich geworden iſt: ſo fragt es

ſich,

ſich, wie dieſe verſchiedenen einzelnen Begebenheiten mit einander verbunden und geordnet ſeyn müſſen, die das Ganze des Dichters ausmachen?

Ich nehme den Roman hier im weiteſten Umfange, den er haben kann, in ſo fern er nämlich ganze Reihen von Jahren, und ſehr abwechſelnde Begebenheiten zu umfaſſen vermag. Dies bitte ich, nicht zu vergeſſen.

Der Dichter muß immer ſein Werk den Abſichten zu folge, die er damit hat, und nach Anlage der Materialien, aus denen er es aufbaut, anordnen.

Der Romanendichter, ſo wie jeder andre Dichter, ſoll billig auch mit der Anordnung ſeines Ganzen den Endzweck haben, durchs Vergnügen zu unterrichten: einen ſo edlen Endzweck, daß er ſicher keinen anſtändigern haben kann. — Gar keinen Endzweck damit zu haben; zu gar keiner Abſicht den Ausgang ordnen, oder die Begebenheiten unter einander verknüpfen, als um des Ausgangs ſelbſt willen, würde einen ſehr unphiloſophiſchen Dichter verrathen; wenigſtens einen Dichter, der nicht all' den Vortheil von ſeinen in Händen habenden Materialien zu ziehen wüßte, der davon zu ziehen iſt. —

Bey einzelnen Begebenheiten haben wir geſehen, daß der Endzweck des Dichters nicht anders erreichet

werden kann, als indem wir das Wirklichwerden dieſer Begebenheit, oder mit andern Worten, indem wir eine anſchauende Verbindung von Wirkung und Urſache ſehen, wodurch die Begebenheit erfolgt.

Jede kleinere Begebenheit macht für ſich ſchon ein Ganzes aus. Sie hat ihre Urſache, erfolgt als die Wirkung dieſer Urſache, und kann der folgenden Begebenheit, wenn ſie nicht die letzte iſt, wieder zur Urſache werden. Bleibt ſie aber auch ohne Folgen: ſo hat ſie dem ohngeachtet einen Anfang, Mittel, und Ende. —

Wenn alſo der Dichter mit ſeinem großen Ganzen billig den Endzweck haben ſoll, den er mit dem kleinern Ganzen einer Begebenheit hat; — wenn er mit dem kleinern Ganzen ſeinen Endzweck nicht ohne jene Behandlung erreichen kann; — wenn dies kleinere Ganze im Grunde eben das iſt, was jenes größere ſeyn kann: — ſo folgt ſehr natürlich, daß der Romanendichter bey Anordnung dieſes größern Ganzen eben die Maaßregeln haben ſolle, die er bey Anordnung ſeines kleinern Ganzen gehabt hat. —

Dichter heißen ſo gerne Schöpfer. Ich glaube, daß ſie nur dann dieſen Namen verdienen, wann ſie ihren Werken ſo viel Aehnlichkeit, als es möglich iſt, mit den Werken des Uneingeſchränkten zu

geben

geben wiſſen. Wenn wir eingeſchränkten Geſchöpfe unſre Kraft anſtrengen, um das All, ſo viel wir vermögen, zu überſehen: ſo entdecken wir, daß in dieſem Ganzen nichts um ſein ſelbſt willen da; — daß eins mit allem, und alles mit einem verbunden iſt; — daß, ſo wie jede Begebenheit ihre wirkende Urſache hat, dieſe Begebenheit ſelbſt wieder die wirkende Urſach einer folgenden Begebenheit wird. Wir ſehn eine, bis ins Unendliche fortg.hende Reihe verbundener Urſachen und Wirkungen: ein, in einander geſchlungenes Gewebe, das, wenn es aus einander zu wickeln wäre, ganz ununterbrochen einen Faden enthielte; oder vielmehr deſſen verſchiedene Fäden ſich alle in einen Anfang — die Weisheit des Schöpfers vereinen, und deſſen Ende vielleicht in unſrer höhern Vervollkommung. . . doch wer kann dies, wer kann das Ganze überſehen? Aber Vernunft, Natur, Erfahrung beſtätigen alle das wirkliche Daſeyn dieſer Verknüpfung. —

Wenn der ſo geprieſene Grundſatz der Nachahmung irgend einen Sinn hat: ſo iſts wohl kein andrer, als der: verfahret in der Verbindung, der Anordnung eurer Werke ſo, wie die Natur in der Hervorbringung der ihrigen verfährt.

Der Dichter hat in ſeinem Werke Charaktere und Begebenheiten unter einander zu ordnen und zu verknüpfen. Dieſe müſſen nun, nach den obigen

Vorausſetzungen, ſo unter einander verbunden ſeyn, daß ſie gegenſeitig Urſach und Wirkung ſind, woraus ein Ganzes entſteht, in dem alle einzelne Theile unter ſich, und mit dieſem Ganzen in Verbindung ſtehen, ſo daß das Ende, das Reſultat des Werks eine nothwendige Wirkung alles des vorhergehenden iſt. Das Werk des Dichters muß eine kleine Welt ausmachen, die der großen ſo ähnlich iſt, als ſie es ſeyn **kann**. Nur müſſen wir in dieſer Nachahmung der großen Welt mehr ſehen können, als wir in der großen Welt ſelbſt, unſrer Schwachheit wegen, zu ſehen vermögen. Wir müſſen die Verbindung der Theile unter ſich, und mit dem Ausgange des Werks **anſchauend** erkennen, ihr Verhältniß gegen einander prüfen, die Wirkungen und Urſachen abmeſſen, und es mit Gewißheit ſehen können, warum die Sachen vielmehr ſo, als anders erfolgen? Iſt dieſe Verbindung nicht **anſchauend** vor uns da: — was hilft uns ihr Daſeyn? Wenn wir ſie nicht zu erkennen, wenn wir ſie nicht zu unſerm Vergnügen und zu unſerm Unterricht anzuwenden vermögen: ſo iſts für uns ſo viel, als ob ſie gar nicht da wäre. In dem großen All ſehen wir immer ſchon etwas von dieſer Verbindung; und wenn wir es nicht **anſchauend** erkennen, wenn die Erkenntniß dieſer Verbindung erſt das Werk der Erfahrung und Ueberlegung iſt: ſo iſt es, wie gedacht, unſre Schwach-

heit,

heit, nicht der Mangel ihres Daſeyns, die uns verhindert, ſie gewahr zu werden. —

Was alſo vorhin von dem Wirklichwerden einer einzeln Begebenheit vor unſern Augen geſagt worden iſt, das wird eben auch von dieſem Ganzen gelten. Wir werden alle die innern Urſachen, alle die geiſtigen Zuſtände, verbunden mit ihren äußern Veranlaſſungen, vermöge derer die äußern Begebenheiten ſo, und nicht anders erfolgt ſind, anſchauend erkennen.

In ſolch einem Werke wird ferner nichts zu viel ſeyn, das iſt, entweder eine Urſache, die gröſſer wäre, als ſie zur Hervorbringung ihrer Wirkung nöthig iſt, oder eine Urſache, die gar keine Wirkung hätte, und deren Nothwendigkeit wir beym Ende des Werks nicht anſchauend erkennen könnten. Es wird auch nichts zu wenig in dieſem Werke ſich finden können, das iſt, eine Wirkung, von der wir nicht die Urſache ſehen ſollten, die ſie hervorgebracht haben muß, oder eine Urſache, die zu ſchwach wäre, die ihr zugeſchriebene Wirkung hervorzubringen. Es wird ferner ſich nirgends ein Sprung oder eine Lücke finden. Wenn ein Charakter bey einem Vorfall anders handelt, als wir ohne Rückſicht auf den Zuſammenhang des Werks, vermuthen konnten, daß er, der Wahrſcheinlichkeit nach, handeln ſolle: ſo werden wir in

dieſem

dieſem Zuſammenhange die Urſache finden, warum er jetzt vielmehr ſo, als anders erſcheint. Anſchauend werden wir all' die Veränderungen erkennen, durch die er gegangen iſt, um ſich uns ganz anders darzuſtellen, als wir es, ohne dieſen Zuſammenhang, für wahrſcheinlich halten würden. Ein gewöhnlicher Romanen Dichter würde uns vielleicht auch, wenn er die Geſchichte des Agathon zu ſchreiben gehabt hätte, dieſen Agathon im Hauſe der Danae ganz anders gezeigt haben, als zu Delphi; aber in dem Zwiſchenraum dieſer beyden Zeitpunkte, bey der Wahl der Begebenheiten vorzüglich auf diejenigen zu ſehen, die dieſe Veränderung im Charakter des Agathon herbey führen, ſie wahrſcheinlich, und gar nothwendig machen konnten, das war nur von einem Dichter zu erwarten, der über die Verbindung von Urſach und Wirkung, über das Eigenthümliche, das aus einer Reihe von Begebenheiten, ausgeführt durch gewiſſe Charaktere, erfolgen muß, — reiflich nachgedacht hatte. Denn —

Jede Begebenheit in einem Werke, iſt da, um Wirkungen hervorzubringen. Die Nothwendigkeit davon haben wir geſehen. Dies allein kann den Dichter rechtfertigen, warum er vielmehr dieſe als jene Begebenheit gewählt hat? und hieraus läßt ſich auch, um es gleich im Vorbeygehn zu bemer-

ken, ein Maaßſtab für den Werth der Begebenheiten ſelbſt feſtſetzen. Je ſicherer, je anſchauender ſie die Wirkung hervorbringen, die ſie, nach der Anlage des Dichters hervorbringen ſollen, je mehr ſie, als **Mittel** zu dem vorgeſetzten Entzweck ſich paſſen: je größer wird ihr Werth für das Werk ſeyn. Sie ſelbſt mögen noch ſo klein, noch ſo geringfügig uns dünken; der Platz, den ſie einnehmen, die Folgen, die ſie haben, werden ihnen Werth genug geben.

Wenn jede einzelne Begebenheit eines Romans nur billig ihr Daſeyn erhalten ſoll, um dem folgenden als wirkende Urſache zu dienen; wenn ein Roman ſehr abgeſonderte, von einander ſehr verſchiedene und mancherley Begebenheiten enthalten kann: ſo fragt es ſich, **wie**, und auf welche Art wird der Romanendichter unter dieſen Begebenheiten die **innre anſchauende Verbindung**, die genaue Beziehung der einen auf die andre erhalten können, ſo daß ein Ganzes daraus werde, wie es vorher charakteriſirt worden iſt? —

Da die Perſonen nicht handeln, das heißt, da keine Begebenheiten wirklich werden können, ohne daß nach den vorigen richtigen Vorausſetzungen der eigentliche Gemüthszuſtand dieſer Perſonen in ſolcher Bewegung iſt, als er ſeyn muß, wenn dieſe Begebenheiten erfolgen ſollen: — Da bey einer

zwey=

zweytern Begebenheit, der Gemüthszuſtand der handelnden Perſonen ſchon durch die erſtere Begebenheit geformt ſeyn muß, weil dieſe erſtere Begebenheit ſonſt ohne Wirkung geblieben wäre; und in der zweytern ſich, ohne dies, nicht eine Urſach angeben ließe, warum die Perſon vielmehr ſo handelt, als anders? ſo folgt ſehr natürlich, daß nur die handelnden Perſonen der Faden ſeyn können, an den, um mich ſo auszudrücken, die Begebenheiten angereiht werden müſſen, wenn unter ihnen eine genaue Verbindung von Wirkung und Urſache, ſich befinden ſoll. Es iſt nämlich ſehr natürlich, daß wenn die erſtere Begebenheit wieder als Urſach der zweytern im Werke erſcheinen ſoll, ſie auf die handelnde Perſon zurück wirken müſſe, weil ohne dieſe Perſon alle fernere Wirkungen aufhören müßten. Die Begebenheiten erhalten nur ihr Daſeyn, ihre Möglichkeit durch die handelnden Perſonen.

Es verſteht ſich, daß hier die Rede von den Begebenheiten einer und derſelben Perſon iſt.

Vorhin iſt ſchon angemerkt worden, daß dieſe Verbindung der Theile eines Ganzen **anſchauend** ſeyn müſſe, weil ſonſt die Abſicht, wozu das Ganze verbunden iſt, und warum der Dichter eigentlich gedichtet hat, nicht erreicht werden kann.

Wenn nun die Wirkungen der verſchiedenen Begebenheiten uns alſo ſichtbar bleiben müſſen, ſo

bald nämlich das Ganze überſehen, erkannt, richtig beurtheilt und genützt werden ſoll: ſo muß natürlich der zweyte Eindruck, den der Charakter erhält, nur nach Maaßgabe des erſtern Eindrucks, den der Charakter erhalten hat, wirken, ſo daß die zweyte Begebenheit alſo gleichſam ihre eigenthümliche Geſtalt durch die vorhergehende (vermöge des Eindrucks, den dieſe auf den Charakter gemacht haben) bekommt. Mit einem Wort, jeder Eindruck, jede Begebenheit muß Spuren zurück laſſen, die wir an dem Eindruck, den die folgende Begebenheit macht, erkennen. Die ganze Erziehung, die Agathon erhalten hatte, mußte ihn zu einem geiſtigen Schwärmer machen; wir ſehn das Wie, das Wirklichwerden dieſer Sache ſehr innig, ſehr anſchauend. Aber dieſer, vor ſich beſtehende fertige Eindruck, das bloße Daſeyn deſſelben, würde für uns ſo viel ſeyn, als wenn es nicht wäre, wenn Agathon ſich nicht vermöge dieſes erſtern Eindrucks in Danaen verliebte, wenn nicht ſeine Liebe eine Wirkung dieſer erſtern Eindrücke, dieſer erhaltenen Erziehung wäre. Alſo nur, vermöge der Perſon des Agathon, vermöge des Eindrucks, den dieſe erſtern Begebenheiten auf ihn gemacht haben, findet die innre Verbindung, die Verbindung als Wirkung und Urſach zwiſchen den erſtern und den folgenden Begebenheiten ſtatt. Man ſieht, daß

dieſer

dieſer Eindruck, dieſe Form, die Agathon durch die erſtern Begebenheiten erhalten hatte, nothwendig war, wenn eine innige, anſchauende Verbindung im Ganzen ſtatt finden ſollte. Wenn die erſtern Vorfälle nicht Einfluß auf ſeinen Charakter gehabt hätten, wenn dieſer Einfluß nicht bleibend geweſen; mit einem Wort, wenn Agathon nicht durch ſie gebildet, nicht durch ſie dazu gemacht worden wäre was er iſt: ſo könnten die letztern mit den erſtern in keiner Verbindung ſtehen. Man nehme einmal den Fall an, daß wir die Geſchichte von Agathons Liebe mit aller der Wahrheit läſen, mit der ſie jetzt geſchrieben iſt; — Nun käme Agathon, aus dem Hauſe der Danae geradeswegs nach Syrakus; — wir ſähen dort z. B. aber eben den Agathon, wie er in das Haus des Hippias kam; würde ſich eine Verbindung als Wirkung und Urſach zwiſchen dieſen zwey getrennten, aber auf einander folgenden Begebenheiten finden? dieſe Begebenheiten würden, als ein paar einzele Dinge da ſtehen, von denen wir eine, welche es auch wäre, wegſchneiden könnten, ohne daß wir ſie als nothwendige Wirkung oder Urſache vermiſſen würden. Dieſe Verbindung zwiſchen den verſchiedenen Begebenheiten einer Perſon kann ſich alſo nur vermöge der, ſie empfundenen, und durch ſie geformten Denkungsart erhalten; das heißt —

ich

ich wiederhol' es — indem jede Begebenheit auf dieſe Perſon gewirkt hat: ſo ſind die verſchiedenen Eindrücke die Grundlage geweſen, auf welche die nächſtfolgenden haben treffen müſſen; und auf welche ſie, nur nach Maaßgabe deſſen, was der Menſch durch die erſtern geworden war, haben wirken können. Hieraus iſt am Ende das Ganze entſtanden, in welchem alles unter ſich, und alles mit dem Ausgang dieſes Ganzen verbunden, eine Reihe in einander gegründeter Urſachen und Wirkungen geworden iſt, deren Reſultat, aus den vorhergehenden, nothwendig und anſchauend erfolgte. Und dies Reſultat, dieſer feſtgeſetzte Zweck eines Werks dieſer Art kann alſo kein andrer ſeyn, als die Ausbildung, die Formung des Charakters auf eine gewiſſe Art. So dienen die Begebenheiten im Agathon dazu, den Agathon dazu zu machen, was er iſt; ſo wird Phanias durch den Innhalt von Muſarion aus einem unglückſeligen Afterweiſen, in einen glücklichen und wahrhaft weiſen Mann verwandelt. Nur vermöge dieſer Formung der Charaktere erhält ſich der anſchauende Zuſammenhang in einem Werk, den wir, als eine nöthige Eigenſchaft des Ganzen, erkannt haben; nur auf dieſe Art können die Begebenheiten eines Menſchen der Innhalt eines Romans ſeyn. Wenn ich mir den Agathon denken will, wie er zu Tarent ankommt: ſo kann

ich ihn mir nicht denken, ohne daß mir nicht Delphi, — Pſyche, — die Prieſterinn, — Athen, — Hippias, — Danae, — Syrakus einfallen müſſen. Der Dichter hat mich dazu zu zwingen gewußt; ſo genau, ſo anſchauend ſind die einzelne Theile ſeines Werks zu einem Ganzen verbunden! Aber man verſuche es — man verzeihe mir das Beyſpiel! — Der letzte Band iſt eben vom Grandiſon geendigt, was iſt nun da, das mich im Ueberdenken des Manns, der mir zum Muſter dienen ſoll, gerade z. B. auf Grandiſons Begebenheit mit der Lady Beauchamp führe? In dem Ganzen, das ich jetzt von dieſem Grandiſon, von dieſem Individuo vor mir habe, finde ich nichts, das mich gerade auf dieſe Begebenheit bringen müßte, wenn ich mir das ganze Seyn des Grandiſon, ſeine ganze Verfaſſung begreiflich machen ſoll. — —

Wenn es wahr iſt, daß der Dichter keine andre Urſachen zur Wahl ſeiner Begebenheiten haben könne, als weil ſie vorzüglich fähig ſind, die ihnen zugeſchriebenen, und zukommenden Wirkungen hervorzubringen: — wenn in der Natur jede Begebenheit, die in der Wahrheit einen Eindruck macht, das iſt, einen Eindruck, der nicht geradeswegs durch die folgende Eindrücke ausgelöſcht wird, (eine Sache, die in dem Werke des Dichters nicht Rechtfertigung

finden kann, weil alsdenn keine Urſache da iſt, warum ſie lieber erfolgt, als nicht erfolgt iſt?) — wenn, ſag' ich, jede Begebenheit in der Natur zur Formung und Ausbildung unſers Charakters etwas beyträgt; wenn ſie auf unſre Denkungsart wirkt, und unſre Denkungsart nur nach der, durch ſie erhaltenen, und mit ihren übrigen Vorſtellungen zuſammen geſchmolzenen Vorſtellung, in dem nächſten Falle wirkt: ſo ſtehen natürlich die allerentfernteſten Begebenheiten in einer Verbindung als Wirkung und Urſach, und nur dadurch in dieſer Verbindung, daß ſie zur Bildung unſrer Denkungsart, zur Formung unſers ganzen Seyns mehr oder weniger beygetragen haben. Wenn wir dies in der Natur nicht erkennen, wenn wir nicht gewahr werden, wie unſre Art zu denken und zu handeln, durch den Einfluß der uns zugeſtoßenen Begebenheiten dazu gebildet worden iſt, was ſie iſt: ſo iſt zum Theil die Flüchtigkeit im Beobachten unſrer ſelbſt Schuld daran, zum Theil iſt dieſe Formung, dieſe Bildung ſo unvermerkt zur Wirklichkeit gekommen, daß es, uns ſelbſt unbewußt, hat geſchehen können. Denn natürlich haben all' die uns zugeſtoßenen Vorfälle, ſie mögen nun ſo klein, ſo unwichtig ſcheinen, wie ſie wollen, auf unſre Art zu denken, zu empfinden, zu handeln irgend einen Einfluß gehabt: ſo daß unſer jetziges Seyn, unſer

jetzige ganze Zuſtand das Reſultat aller derſelben iſt. Wenn wir aber ſelbſt dieſen verſchiedenen Einfluß aller unſrer Vorfälle, und ihren Beytrag zu unſrer Formung in der Natur auch nicht ausmitteln können: ſo verhält ſich die Sache doch ganz anders bey unſern Foderungen an den Dichter. Wir wollen, wie gedacht, und wir müſſen die Wirkungen der Begebenheiten erkennen, weil ſich ſonſt keine Urſache angeben läßt, warum ſie vielmehr da, als nicht da ſind? —

6.

Wenn jedes Werk nur ein Ganzes ſeyn ſoll, und ſeyn kann, ſo bald nämlich unſre Aufmerkſamkeit nicht getheilt werden ſoll: ſo ſcheint hieraus ſehr natürlich zu folgern, daß jeder Roman eigentlich nur die Begebenheiten einer Perſon enthalten könne, in wie fern nämlich dieſe Begebenheiten zur Bildung und Formung dieſes Charakters beygetragen haben. Alles, was auf dieſe Art, als Wirkung oder Urſach in den Plan hinein gehört, gehört auch mit zum einzeln Ganzen. —

„Aber dies Ganze wird natürlich mehr wie eine Perſon enthalten müſſen; und wie wird es mit dem Seyn dieſer Perſonen gehalten werden können?“ — Dieſe Perſonen werden das ſeyn, was ein-

einzelne Begebenheiten in dem Werke ſind; ſie werden das ihrige zur Vollendung des Ganzen beytragen, und ſo gebildet, ſo geformt auftreten, daß ſie dies können. In der Geſchichte des Agathon geht es uns nichts an, wie Hippias das geworden iſt, was er iſt; aber das, was er iſt, mußte er ſeyn, wenn alle Wirkungen ſo erfolgen ſollten, wie ſie erfolgt ſind. —

Noch einem Einwurfe muß ich hier zuvorkommen, den man mir oft ſchon gemacht hat. „Bey dieſem Entwurf finden keine Epiſoden ſtatt, und Epiſoden ſind“.... Nun? was ſind ſie denn? „Vortrefliche Mittel, den Leſer einen Augenblick zu Othem kommen zu laſſen; ihn durch Einſchaltung einer angenehmen, — oft luſtigen — überhaupt weniger beſchäftigenden Begebenheit zu unterhalten.“ — Im Grunde ſagt dies alles nicht ſehr viel. Der Dichter in der Anordnung eines Werks dieſer Art, kann ſeine Begebenheiten ſo ſehr abwechſeln laſſen, daß er für die Leſer nicht Ermüdung oder Sättigung fürchten darf. Und dies iſt doch die einzige Entſchuldigung für Epiſoden. Es ſteht ihm nämlich frey, ſein Ganzes ſo anzulegen, die letzte Wirkung, die er ſich vorgeſetzt hat, eine ſolche ſeyn zu laſſen, ſeinen Charakter dazu zu machen, die innre Geſchichte ſeiner Perſon ſo zu ordnen, daß dies nicht, ohne eine Mannichfal-

tigkeit von Begebenheiten und Schickſalen hat wirklich werden können. Wenn der Dichter aus ſeiner Perſon das machen will, was ein Menſch ſeyn kann — und was will er ſonſt aus ihr machen? — ſo wird ihm dieſe Verſchiedenheit der Begebenheiten, dieſe Abwechſelung ernſthafterer und luſtigerer, wichtiger und kleinerer Vorfälle von der Natur ſelbſt dargeboten. Wir alle ſind das, was wir ſind, nur durch dieſe Abwechſelung der verſchiedenen Begebenheiten geworden. Das All iſt ſo eingerichtet, daß ein Menſch nicht ſeine Bildung erhalten kann, ohne durch mannichfaltige Begegniſſe hindurch zu gehen. Der Dichter muß alſo auf ſie treffen, wenn er ſeine Perſon zu einem Menſchen bilden, oder uns die innre Geſchichte eines Menſchen geben will. Und wozu nun Epiſoden, das iſt, Einſchiebſel, um die Mannichfaltigkeit zu unterhalten? —

Man hat überhaupt noch von der Einheit des Tones, der in einem Werke herrſchen, und den man eben durch dieſe Epiſoden mannichfaltiger machen ſoll, ſeltſame Ideen. Leſſing ſagt irgendwo (im zweyten Theil der Antiquar. Br.) „die feyerliche Harmonie des Epiſchen Gedichts iſt eine Grille.“ Und wenn nun im Heldengedicht ſelbſt der Ton abwechſeln kann: ſo ſtehts noch wohl ehe dem Romanendichter frey, ſein Ganzes ſo zu

ordnen, daß der Leſer abwechſelnde Empfindungen haben könne.

Das, was dieſe Verſchiedenheit der Empfindungen verurſacht, nennte man gewöhnlich Epiſode. So nennt man noch jetzt den ganzen Auftritt des Therſites im Homer. Wenn aber Therſit in der Iliade nothwendig war (Herd. Crit. Wälder 1. N. 21. 2. N. 4.) damit das Reſultat des Werks ſo erfolgte, wie es erfolgt iſt; wenn ihn Homer brauchte, den Endzweck ſeines Werks zu erreichen: ſo weis ich nicht, wie man den ganzen Auftritt Epiſode nennen könne? Und es iſt gewiß, daß Therſit ſo nothwendig ins Ganze der Iliade gehört, als irgend ein anderes Stück; und heißt das Stück eines Gedichts, das ſchlechterdings nothwendig iſt, Epiſode? Man nenne es aber immer ſo, wenn man nur das daraus macht, was dieſe Epiſode in der Iliade, — oder die ſo genannte Epiſode vom Maler in Emilia Galotti iſt.

Da ich einmal bey dieſer Materie bin: ſo will ich, um die Begriffe über Epiſode deſto mehr aufzuklären, verſuchen, den wahren Geſichtspunkt feſtzuſetzen, aus dem dieſe ſo genannte Epiſode anzuſehen iſt.

Dieſe Scene iſt fürs Ganze des Werks ſo nothwendig, als irgend eine. Wenn man ſie auch durchgängig nicht für Epiſode erklärt hat: ſo iſt

doch ihre genaue Verbindung mit dem Ganzen meines Wiſſens noch nicht entwickelt; und ſie kann uns lehren, was Epiſode ſeyn ſoll.

Alle ſehen wir, daß die glühendſte, mächtigſte Liebe in dem Buſen des Prinzen glühet; wir ſehen, daß er mehr noch, als unſchuldige und erlaubte Mittel anwendet, die gute Emilia in ſeine Hände zu bekommen; wir ſehen, ihrer fatalen Schönheit wegen, die ſchrecklichſten Vorfälle ſich ereignen. — Aber ich leſe das Stück auf meiner Stube, oder ſehe die Rolle der Emilia nun eben nicht durch die entzückendſte Schauſpielerinn vorſtellen; — ich geſteh' es, meine erſte Frage iſt: Verdient es auch die Schönheit des Mägdchens, daß ſolch ein Lerm um ſie iſt? Der Charakter Emiliens, ihre Art zu denken und zu handeln, macht ſie ſehr liebenswürdig [k]); aber verliebt man ſich in einen Charakter? Verliebt ſich ein Wollüſtling darein? das Mägdchen muß

k) Ich muß es wenigſtens in einer Note ſagen, daß die Art, wie uns der Dichter mit Emilien bekannt macht, ganz vortreflich iſt. Ich meyne, mit ihrem Charakter, mit ihren Eigenſchaften. Wir ſollten für das allerliebſte Mägdchen eingenommen werden; und das erſte, was wir von ihr ſehen, und von ihr hören, iſt, daß ſie aus der Kirche kommt. Es kann Leute geben, die über dieſen Einfall lachen; aber ich geſteh' es, daß ein ſchönes Mägdchen, das am Brauttage an den Schmuck ihrer Seele zuerſt denkt, für mich ein ſehr liebens- und verehrungswürdig Geſchöpf iſt.

muß natürlich höchſt reizend ſcheinen; aber wer iſt mir Bürge dafür, daß ſie es in der That iſt? Das Zeugniß eines Liebhabers, des Herrn Papa und der Frau Mama, und des Hofmanns, wenn ſein Prinz einer von den Liebhabern iſt, ſagen für die Wirklichkeit der Schönheit, in den Augen des Prüfers gar nichts; — weniger, als gar nichts. Wir ſehen das, was ſie ſagen, für Vorurtheile an; und finden deßwegen ſehr oft die Perſon häßlicher, wie ſie wirklich iſt. — Und dies Zeugniß ſelbſt... es wird ſich auf eine kahle Beſchreibung der Schönheit einſchränken müſſen, auf die der Verfaſſer des Laocoon unmöglich verfallen konnte. Körperliche Schönheit, und ihre Bezeichnung gehört in das Gebiet des Malers. Was würde der Leſer, oder der Zuſchauer von ihr wiſſen, von ihr ſich vorſtellen können, wenn ihm ein Theil derſelben nach dem andern zugezählt würde?

Das Mägdchen muß alſo andre Bürgen zum Zeugniß ihrer Schönheit haben. Die mindſte Vorausſetzung, daß der Prinz ein Mägdchen ſo raſend lieben könnte, das nur mittelmäßige Reize habe, würde ihn verächtlich machen; eine Abſicht, die der Dichter nicht haben konnte, weil der Prinz uns ſonſt nicht fürchterlich geblieben wäre. Und der Gedanke, daß ein Mann von einem gewiſſen Range, der viel Schönheiten geſehen haben mußte,

und viel gewöhnliche Schönheiten zu ſeinem Gebote haben konnte, — der eben weil er ein Prinz und ein Italieniſcher Prinz iſt, und Vergnügen ſucht, ſich nur in die außerordentlichſte Schönheit ſo heftig, bis zu ſolchen Ausſchweifungen verlieben könne, bedarf der allergrößten Beſtätigung, wenn uns der Prinz, eben der Heftigkeit ſeiner Leidenſchaft wegen nicht verdächtig werden, und zu einem andern Gedanken Anlaß geben ſoll, — daß nämlich der Käfer gewöhnlich auf dem Miſte liegen bleibt. —

Alle dieſe Zweifel hebt Conti. „Aber wird das Mägdchen ſchöner, weil der Maler ſie malt?“ — So wenigſtens bin ich ſchon oft gefragt worden. Freylich wird ſie's; für uns nämlich, die wir ſie nicht ſehen, nicht kennen. Wie glänzend wird dieſe Schönheit, nun ſie der Maler, als ein Ideal eines ſchönen Geſichts annimmt. Und dieſer Maler iſt Conti: Er, der ſeine Kunſt ſtudiert hat, und all' ihre Vorzüge, all' ihre Eigenthümlichkeiten kennt. Man ſetze, anſtatt dieſes Conti, einen gewöhnlichen Klecker, das heißt, man gebe der ganzen Scene, der ganzen Unterhaltung zwiſchen dem Prinzen und dem Maler, (die von vielen ſo ſchief beurtheilt worden iſt) eine andre Geſtalt; man nehme das alles weg, was man ſagte, daß es Leſſing auskrame, um ſeine Kunſt zu zeigen: — würden wir es noch ſo überzeugend

wiſſen,

wiſſen, daß Emilia ein Engel von einem Mägdchen ſeyn muß, daß ſie alles des Lerms werth iſt, der um ſie gemacht wird. Dieſe Unterhaltung iſt das für mich, was im Homer die Greiſe ſagen:

Ου νεμεσις Τρωας και ἐυκνημιδας Αχαιους
Τοιη δ᾽ ἀμφι γυναικι πολυν χρονον ἀλγεα πασχειν·
Αινως αθανατοισι θεῃς εἰς ὠπα ἐοικεν.

Il. Γ. 156. f.

Und Conti, der ſo bezaubernd von der Schönheit Emiliens ſpricht, bringt ihr Gemälde dem Prinzen, da der Prinz noch nicht Liebhaber von Emilien iſt; — für den Conti nämlich. Aber Conti bringt es, weil er weis, daß der Prinz ein Liebhaber der Schönheit überhaupt iſt, und Emilie eine Geſtalt, mit der er vor dem Prinzen beſtehen wird. Noch mehr! Conti iſt ſeiner Sache hiemit ſo gewiß, er hat einen ſo hohen Begriff von Emiliens Schönheit, daß er es wagt, ihr Gemälde mit dem Porträt der Orſina zu bringen, dieſer Orſina, die er noch für die Geliebte des Prinzen hält. So gewiß iſt er, der Schönheit kannte, der es zeigt, daß er ſie kennt, ſeiner Sache, Emilien für ein Ideal auszugeben. Aber er beſchreibt ſie nicht, als ein ſolches. Wir ſehen es an ihm, an den von Emilien auf ihn gemachten Eindrücken, daß ſie es iſt. Und der ganze Einfall des Conti, läßt uns vom

Prinzen ſo viel ſehen, als wir ſehen müſſen, um all' ſeine folgenden Unternehmungen ſehr wahrſcheinlich zu finden. Die Scene dient uns zur Einleitung und Vorbereitung fürs folgende. Ein Prinz, der Schönheit ſo liebt, bloß weil ſie Schönheit iſt, und ohne nähere Beziehung auf ihn, daß Conti hoffen kann, er werde, als Liebhaber, der Käufer des Gemäldes ſeyn, muß ein entzündbar Herz haben: und was wird aus dieſem Herzen erſt werden, wenn dieſe Schönheit dieſem Herzen näher liegt? Auch wird dadurch das glimmende Feuer in volle Glut geſetzt. Wer ſieht nicht, daß ohne dies Gemälde die folgende Scene mit dem Marinelli nicht ſo erfolgen konnte, wie ſie jetzt erfolgt? Und wenn dieſe Scene nicht ſo erfolgte, ſo — man ſchließe weiter! oder nehme Emilia Galotti in die Hand, und leſe, und ſtudiere, und bewundere! —

So vortreflich iſt das, was man Epiſode genannt hat, mit dem Ganzen in Emilia Galotti verbunden, ſo gewiß gehört es mit in den Plan des Stücks, und konnte nicht wegbleiben, wenn nicht das Stück weniger wahrſcheinlich werden ſollte. Auf dieſe Art kann man dem Leſer Kenntniſſe vorlegen, ihm Gelegenheit geben, zu lernen, indem man ihm zugleich Gelegenheit giebt, zu denken, ohne den Lauf ſeiner Vorſtellungen und Empfindungen dadurch

durch aufzuhalten. Es wird dem Leſer nothwendig, alles dies zu wiſſen. — [1])

Wen es dünkt, daß ich mich zu lange bey Entwickelung dieſer Scene aufgehalten habe, der ſchreibe dies auf Rechnung der Vortreflichkeit ihrer Behandlung, und der Nothwendigkeit, meine Begriffe von der Epiſode zu entwickeln, und zu zeigen, wie das, was ganz andre Vorſtellungen und Empfindungen erzeugt, als der Hauptton des Stücks, nichts deſto weniger nicht Epiſode ſeyn dürfe, wenn der Dichter Meiſter ſeiner Kunſt iſt.

Freylich erfodert eine ſolche Anordnung eines Werks eine vorher überdachte Wahl und Anordnung der Charaktere und Begebenheiten. Der Entwurf muß gemacht, Wirkung und Urſach gegen einander abgemeſſen, und das Reſultat des Werks feſtgeſetzt ſeyn, ehe der Dichter die Arbeit anfängt, wenn er ſolch ein Werk, oder eine Muſarion, einen Agathon liefern will. Wenn er bloß dem Witz ſich überläßt, oder hofft, daß ihm, unter der Arbeit ſchon das aufſtoßen wird, was er braucht; oder

1) Auch das kann ich mir nicht verwehren, wenigſtens in einer Note zu bemerken, daß wir an dieſer Scene ſehen, wie ein Dichter den Stand und das Land ſeiner Perſonen nützen könne, um ſie zu individualiſiren, und uns zu lehren, warum er vielmehr die Scene in dies, als in jenes Land gelegt habe?

oder wenn er gar beſondere eigenthümliche Vorfälle und Begebenheiten in ſein Werk hineinzwingen, und mit ſeinen Perſonen Dinge verbinden will, die nur auf andre ſich paßten; wenn er bloß dichtet, um zu dichten; ſo wird natürlich ſein Werk nie das werden können, was die gedachten Werke ſind. —

Doch das würde nicht ſchaden, wenn ſie nur eben ſo was gutes wären, wenn ſie nur ſo wie dieſe, ſich mit der Natur der gewählten Materialien vertrügen, und das wären, was ſie, nach Anlage dieſer ſeyn müßten, wenn ſich Wahrheit, Uebereinſtimmung mit der menſchlichen Natur in ihnen finden ſoll; — wenn ſie nur, ſo wie dieſe, dem Dichter eben ſo nützlich wären, ſeinen Endzweck zu erreichen, das heißt, durch das Vergnügen zu unterrichten. —

Das unſre beſſere Anordnung, unter der Vorausſetzung, daß der Roman einen ganzen Zeitraum einnimt, und abwechſelnde, ſehr verſchiedene Begebenheiten enthält, mit der Natur und der wirklichen Welt übereinſtimme, glaub' ich erwieſen zu haben; daß der Dichter damit vorzüglich allein ſeine Abſicht erreichen könne, wird ſich ſehr leicht von ſelbſt ergeben. —

Das, was von dem Vergnügen, und von dem Unterricht, den eine einzelne Begebenheit durch

ihr anſchauendes Entſtehen verſchaffen kann, geſagt worden iſt, gilt, mit noch mehrerm Rechte, von einem ſolchen Ganzen des Dichters. Die Aehnlichkeit, die ſich zwiſchen dieſem großen Ganzen, und einer kleinern, nach obigen Grundſätzen behandelten Begebenheit befindet, iſt ſchon bemerkt worden; und alſo braucht alles das, was von dieſer Begebenheit gilt, nur einer Anwendung, um auch eben von dieſem Ganzen zu gelten.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſer Unterricht durchs Vergnügen nur deſto größer, deſto wichtiger ſeyn wird, wenn wir ihn durch mannichfaltigere, abwechſelndere Verbindungen zwiſchen Urſach und Wirkung erhalten. Indem wir auf der einen Seite, durch dieſe Verſchiedenheit ſehr angenehm beſchäftigt werden: ſo ſehen wir auf der andern, unter welchen Umſtänden, oder nach welchen vorhergegangenen Begebenheiten, die folgende tiefern oder ſeichtern Eindruck macht; zu welchen Folgen, zu welcher Gefahr, oder zu welchem Gewinn ein gewiſſer Gemüthszuſtand, (gebildet durch vorhergehende Begebenheiten) führen könne; wir ſehen, wenn die Formung der Perſon uns gefällt, unter welchen Umſtänden, und wie ſie das geworden iſt, was ſie iſt? und können, zu unſerm Seyn Vortheil davon ziehen; und gefällt uns ihre Ausbildung nicht: ſo werden wir ſie auf eine

andre

andre Art nützen können, indem wir alle Gelegenheiten kennen lernen, wodurch wir am Ende dieſer Perſon ähnlich werden müſſen. Das ſicherſte Mittel, den Leſer zu lehren, von welcher Art ein Geſchäft, eine Lebensart, eine Leidenſchaft iſt, beſteht darinn, den Eindruck, den die Sache unter verſchiedenen Umſtänden machen kann, auf dieſe Art, anſchauend zu entwickeln. Dann wird der denkende Leſer beſſer, als aus zehn moraliſchen Vorleſungen das lernen, was er thun, und was er fliehen ſoll; er wird es mit dem Vortheil lernen, daß er weis, wie er es machen muß, um ſeinem Vorſatz gemäß zu handeln; er wird das, was ihn gut oder böſe, glücklich oder unglücklich machen kann, weit lebhafter, weit anſchauender erkennen, als vorher. — Für den Leſer, der nicht denkt, und nicht ſelbſt denken will, iſt nirgends etwas zu lernen. Ich ſetze aber noch hinzu, daß hier der Dichter auch den Vortheil verſchafft, daß er, wie ſchon vorhin gedacht, den Leſer gleichſam zum Denken durch dieſe Anordnung ſeines Werks zwingt. —

7.

Wenn, nach all' den vorhergehenden Bemerkungen, in einem Roman, von einem gewiſſen Umfange, die Begebenheiten dem Charakter unter-

untergeordnet ſeyn müſſen, ſo daß ſie nämlich nur der Wirkungen wegen, die ſie auf ihn machen, der Form wegen, die ſie ihm geben, gewählt werden dürfen; wenn der Dichter ſie nur als Mittel gebrauchen kann, ſo bald nämlich der Dichter, der Natur der Sachen gemäß, verfahren, und ſeinen Endzweck erreichen will: ſo folgert hieraus ſehr natürlich, daß unter den beyden zuerſt gedachten Anordnungen, deren die Materialien des Romanendichters fähig ſind, diejenige, in der die Begebenheiten des Hauptwerks und nur die Charaktere der Vollendung derſelben wegen, gewählt ſind, nicht die natürlichere, nicht die eigenthümliche und beſſere, ſondern daß ſie geradeswegs dem Endzweck des Dichters, und der Natur der Sachen zuwider ſey. — Es läßt ſich nämlich in ihr nicht Rechenſchaft geben, (wie ſchon bemerkt iſt) warum der Dichter ehe dieſe, als jene Perſonen zu Ausführung ſeines Plans und ſeiner Begebenheiten gebraucht habe? Jedes liebenswürdige, tugendhafte Mägdchen kann ſo gut, als Clariſſe, mit Clariſſens Schickſalen verbunden werden. Und iſt dies: ſo iſt das wahre Vergnügen, der wahre Nutzen, — das Eigenthümliche eines Gedichts verloren. —

Wenn alſo die Begebenheiten einer Perſon nur dadurch unter einander verbunden werden können, daß wir am Ende, an der Geſtalt, an der ganzen

Denkungsart und dem ganzen Seyn der Perſon erkennen, daß ſie durch dieſe oder jene Schickſale, durch dieſe oder jene Begebenheiten, ſo zu ſagen, gegangen iſt: ſo iſt natürlich die äußere Veränderung, die Veränderung in den bloßen Schickſalen der Perſon, die Verſchiedenheit ihrer letztern von ihrer erſtern Lage, nicht das, womit ſich ein Werk ſchließen kann, ſo bald nämlich der Dichter den Ruhm haben will, zweckmäßig gedichtet zu haben.

Die mehrſten Romane endigen ſich aber auf dieſe Art. Die letztere Situation iſt unglücklich, wenn der Anfang glücklich, oder ſie iſt glücklich, wenn der Anfang unglücklich geweſen iſt. Das Mägdchen fängt den Roman an, und mit der Frau endigt er ſich gewöhnlich; oder das Mägdchen glaubt ſich im Anfange eine Braut, iſt allgemein beliebt; und am Ende verlaſſen, verachtet, gar nichts, ohne daß ſie was anders iſt, als ſie war. Die, durch die ihnen zugeſtoßenen Begegniſſe, veränderte, umgeſchmolzene, verbeſſerte, geformte Denkungsart ſehen wir faſt nirgends.

Und wenn wir ſie finden: ſo erſcheint ſie als ein Deus ex machina vor uns. Wir wiſſen nicht, wir ſehen nicht, wie die Sache zugegangen iſt? das, was in dem Werke uns gezeigt worden iſt, hat die Sache entweder gar nicht bewirken, oder doch ſo, wie ſie erfolgt, nicht bewirken kön=

können. Und wenns auch möglich geweſen wäre: ſo hat uns doch der Dichter nicht gezeigt, wie es eigentlich dabey zugegangen iſt? Der Dichter hat, mit einem Wort, ſeine Begebenheiten nicht, ihrer Natur und der Wahrheit gemäß, zu nutzen gewußt. —

Darf ich Beyſpiele anführen? — Wem fallen ſie nicht ſelbſt Dutzendweiſe ein? — Man erlaube mir an deſſen ſtatt, die Eigenthümlichkeiten dieſer Behandlung zu entwickeln, damit man ſie deſto ehe vermeiden könne.

Wenn mein Begriff, meine Vorausſetzung vom Ganzen richtig iſt: ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß der Romanendichter ſeine eigne Abſichten, die er mit ſeinem Werk gehabt hat, ſo genau mit den, in ſeinem Werk gebrauchten Mitteln verbunden haben müſſe, daß ſie aus dieſen erfolgen, ohne, daß wir ſeine Hand weiter im Spiele ſehen. Er muß vorher die Materialien, das heißt, ſeine handelnden Perſonen und ihre verſchiedenen Eigenſchaften, ausſuchen, zurechtputzen, nach Maaßgabe ihrer entworfenen Einrichtung zuſammen ſetzen, — das Werk aufziehen, — und nun es ſeinen Weg gehen laſſen. Der Dichter ſelbſt gehört gar nicht mit ins Ganze ſeines Werks; er wäre was außerordentliches, das gleichſam in den Gang deſſelben hineingriffe. Der Künſtler, der all' Augenblicke über

ſeiner Uhr ſtellen muß, hat wahrlich keine gute Uhr gemacht. Es hat mich daher nicht wenig gewundert, wenn ich Dichter ſagen hörte: ich hatte dieſer Situation nöthig, ich brauchte dieſe Wendung u. ſ. w. Was Diderot vom dramatiſchen Dichter ſagt, gilt gewiß auch vom Romanendichter. Er führt ſo gut, wie jener, lebende, handelnde Perſonen auf. Wenn er ſein Werk nicht ſo zu ordnen gewußt hat, daß dieſe Situation, dieſe Wendung aus den, ſeinen Perſonen gegebenen Eigenſchaften erfolgt, und ſo erfolgt, daß ſie uns eine natürliche Wirkung derſelben zu ſeyn ſcheint; — ſondern, wenn er dieſe Situation bloß nach ſeiner Willkühr, von ſeinem Witz, oder ſeiner Phantaſie anlegen läßt, ohne, daß er aufs Ganze ſeines Werks, und ſeiner Perſonen zurück ſieht: — ſo hat er wahrlich nur ein mittelmäßig Werk gemacht.

Ich will mich bemühen, an einigen Beyſpielen zu zeigen, wie der Dichter ſeine Nothwendigkeit mit der Nothwendigkeit der handelnden Perſonen zu verbinden ſuchen müſſe.

Erſtlich von der **Nothwendigkeit** und der **Wahrſcheinlichkeit** der handelnden Perſonen ſelbſt ein Wort. Ich glaube, daß eine That nothwendig heiße, wenn zufolge des eigenthümlichen Charakters, und der ganzen jetzigen Lage der Perſon, nichts anders erfolgen könne, als was wirklich erfolgt.

Es

Es konnte nach dem, dem Agathon gegebnen Charakter, aus der Situation, in welcher er das erſtemal ins Haus der Danae kam, nichts anders erfolgen, — als daß er Danaen anfieng, zu lieben. Seine Liebe war gleichſam das Reſultat von dem, was er ſelbſt war, und von dem, was er von Danaen hörte und ſahe. Bey einer ſolchen Nothwendigkeit wird uns nichts im Werke eines Dichters einen Augenblick aufhalten, oder anſtößig werden können. Es iſt nichts da, das bedenklich wäre; das Gewicht iſt gerade ſo ſchwer, als die Laſt, die es in die Höhe ziehen ſoll. Und nur um deſto beſſer lernen wir das bey der Sache, was wir, nach den vorher feſtgeſetzten Begriffen dabey lernen ſollen. — Bey der Wahrſcheinlichkeit m) verhält ſich die Sache ganz anders. Es iſt wahrſcheinlich, daß Lord Bomſton in Rouſſeaus Julie ſich ſo eifrig des St. Preux annimmt; aber es iſt

 nichts

m) Corneilles Verdrehungen (Sec. Diſc. p. 532 ſ. Ed. d'Amſterd.) mit des Ariſtoteles Lehre von der Nothwendigkeit und Wahrſcheinlichkeit, verdienten, daß ſie gerügt, und von einem dramatiſchen Kunſtrichter beſonders ſo gerügt würden, wie vom Leſſing, in ſeiner Dramaturgie, die übrigen Verdrehungen des Corneille. Für angehende dramatiſche Dichter würde dies von dem größten Nutzen ſeyn. — Daß meine Begriffe von Nothwendigkeit und Wahrſcheinlichkeit mit den Begriffen des Philoſophen zuſammenſtimmen, davon glaub' ich überzeugt zu ſeyn; und das hat mich in meiner Meynung darüber beſtätigt. —

nichts weniger, als nothwendig. Der Engländer konnte es thun, oder auch nicht; in ſeinem Charakter, in ſeiner Situation liegt nichts, das ihn verband, ſo zu handeln. Es iſt ferner, aber kaum nur wahrſcheinlich, daß Clariſſa ſich in einem unerlaubten Briefwechſel mit dem Loveleſſ einläßt, und ihn auch fortſetzt. In ihrem Charakter, in ihrer eigenthümlichen Denkungsart iſt nichts, das ſie dazu vermöchte, iſt nichts, das uns befremden würde, wenn die Sache anders erfolgte. — Wenn der Dichter nicht den höhern Grad von Nothwendigkeit zur Grundlage der Handlungen ſeiner Perſonen machen kann: ſo ſoll er es dem Leſer wenigſtens nie an dieſem geringern Grade der Wahrſcheinlichkeit fehlen laſſen. Es iſt aber ſehr gewiß, daß der Leſer bey dieſer bloßen Wahrſcheinlichkeit lange das nicht an Charakter und Begebenheit lernen kann, was er bey der Nothwendigkeit lernt. Bey wichtigen und entſcheidenden Vorfällen verlangen wir ſchlechterdings mehr zur Rechtfertigung deſſen, was geſchieht, als Wahrſcheinlichkeit. Nur bey geringern Begebenheiten, das iſt, bey ſolchen, die nicht entſcheidende Wirkungen und Eindrücke hervorbringen, begnügen wir uns mit Wahrſcheinlichkeit. — Und dieſe Nothwendigkeit, oder im andern Fall dieſe Wahrſcheinlichkeit ſeiner Perſonen muß nun der Dichter ſowohl in Herbeyholung der Situationen

ſeiner Perſonen, als in ihrem Betragen darinn, vor allem andern beobachten, und unter ihr ſeine Nothwendigkeit verbergen.

Ich verſtehe unter der Nothwendigkeit des Dichters eine Begebenheit, die er nöthig hat, damit er den Endzweck erreiche, den er mit ſeinem Werke ſich vorgeſetzt hat. Wenn Agathon das werden ſollte, was er am Ende des Werks iſt: ſo mußte ihn der Dichter in Situationen bringen, in welchen er die Menſchen von der Seite kennen lernen konnte, von welcher ſie ſich gegen Oberherrn, Befehlshaber, Könige; und von der andern Seite, wie ſie ſich gegen Sclaven, gegen Anbeter, — mit einem Worte, wie die Menſchen ſich am Hofe zeigen? Dies war der Zweck, die Abſicht des Dichters; wie wußte er ſolche in den Zweck ſeines Helden zu verwandeln? Erſtlich wars die Denkungsart und der Charakter des Agathon, der ihn aus dem Hauſe der Danae ziehen mußte, ſo bald er alles erfuhr, was ſie war; — eben dieſe Erfahrung mußte ſeine vorigen Neigungen, ſeinen erſten Geiz nach rechtſchaffenen und guten Thaten in dem Grade wieder erwecken, worinn er, nach ſeinen Begebenheiten mit der Danae, erweckt werden konnte. Der Dichter hatte dies ſchon vorbereitet; die geheimen Nachrichten von der Danae blieſen nur den glimmenden Tocht in volle Flamme; —

vermöge ſeiner vorigen Begebenheiten, und der, durch ſie geformten Art zu denken, konnte er nicht nach Athen zurück kehren; — in Jonien konnte er, mit ſeinem jetzigen Abſcheu vor Danaen, und mit ſeinem Unwillen über ſich ſelbſt, nicht bleiben; — Agathon war ein Grieche, in dem ächten Sinn, den dies Wort bey wahren Griechen hatte, das heißt, außer ſeinen Landsleuten mußten ihm alle andre Völker Barbaren dünken; — in Sicilien herrſchte Dionys, und Agathons Freunde waren an dieſem Hofe (der Dichter hatte vorher die Geſchichte in dieſen Zeitpunkt verlegt) — ein Schiffer war da; — Agathon konnte, nach ſeinem ganzen Charakter und ſeiner ganzen Situation, nicht lange unſchlüßig ſeyn; — er iſt in Sicilien. — Iſt es möglich, nur zu vermuthen, daß der Dichter in dieſe Sachen ſich gemiſcht habe? Es geht ſo zu, wie es, nach allen Geſetzen der Natur zugehen mußte. Das ganze innre und äußre Syſtem des Agathon iſt verbunden, um dieſe Wirkung hervorzubringen. Agathon mußte ſo denken, wie er dachte, und in ſolchen Umſtänden ſeyn, wie er war, damit dieſe Reiſe erfolgen konnte. Ich möchte den Dichter ſehen, der mit dem Agathon, wie er mit Ausgang des zweyten Kapitels im achten Buche vor uns aufſpringt, und den Sophiſten verläßt, mit all' ſeinen Eigenſchaften, ſeinem Charakter,

ſeinen

ſeinen gehabten Begebenheiten, ſeinen Neigungen und Eigenthümlichkeiten, — was anders anfangen könnte, als der Dichter mit ihm anfängt? —

Nun dürfte wohl in einem Roman, der die bloße äußere Geſchichte eines Menſchen enthält, dieſe Nothwendigkeit der Perſonen nicht ſo genau mit der Nothwendigkeit des Dichters verbunden werden können, daß nicht der Dichter durch ſeine Perſonen durchgucken ſollte. Da für eine Perſon das nur nothwendig iſt, was ſo wohl vermöge ihrer Situation, als vermöge ihrer Denkungsart, ihres innern Seyns erfolgen muß, ſo daß dieſe Situation ſo wohl, als die Denkungsart der Perſon die Urſache ſind, von welcher dieſe Nothwendigkeit jetzt die Wirkung iſt: ſo iſt die ganze gegenwärtige Summe der Denkungsart einer Perſon zu allererſt in Erwegung zu ziehen, wenn man ſie aus einer Lage in die andre bringen will. Denn, wenn ſie nicht Maſchiene ſeyn ſoll; ſo muß dies Wollen von ihr ſelbſt kommen; und es muß, wie geſagt, ſo leicht kein anderes, als eben dies Wollen erfolgen können. Und der Dichter alſo, dem es mehr um die äußern Schickſale ſeiner Perſonen zu thun iſt, darf nicht zu dieſer innern Nothwendigkeit der Perſonen ſeine Zuflucht nehmen, weil ſonſt nach dieſer die Sache oft ganz anders gehen müßte, als ſie geht. Ich will mich an einem

Beyſpiele begreiflicher machen. Ich nehme es aus einer bekannten Schrift, über deren Werth ich mich ſchon zu ſehr erklärt habe, als daß man bey der Wahl dieſes Beyſpiels eine andre Abſicht denken könnte, als die, meine Meynung begreiflicher, und für künftige Romanendichter überzeugender zu machen. Der Verfaſſer von Sophiens Reiſe hatte die Begebenheit (Th. 1. S. 61. u. f.) eben ſo nothwendig, als, nach Maaßgabe der verſchiedenen Abſicht und der verſchiedenen Gattung, Wieland die Reiſe Agathons nach Sicilien. Die Motiven zu dieſer Reiſe aber hohlte Wieland aus dem Innern des Agathon; und jene Begebenheit wird allein durch die äußern Umſtände der Perſonen eingeleitet. Ich will alle Umſtände getreulich anführen, wodurch dieſe Begebenheit wirklich wird. Sophie muß durſtig ſeyn, wenn ſie ſich ſchlafen legt; — ſie muß ſich einſchließen; — ſie muß nicht ohne Nachtlicht ſchlafen, das Kühle der Nacht nicht leiden, und das Schloß der Thüre muß von inwendig nicht geöfnet werden können; — ein Fenſter muß offen ſtehen: dies, mit den Umſtänden, die aus der Lage des Orts, und der Abweſenheit des H. Leſſ... erfolgen, iſt es, wodurch ein Begebenheit von ſolcher Wichtigkeit wirklich wird. Es iſt, wie wir ſehen, alles von außen her geholt; wir ſehen nichts von Sophiens Innern, in der

der ganzen Anlage der Situation. Das Einſchließen könnte uns einen Theil ihres Charakters öfnen, wenn das Einſchließen übertrieben, und ein Zug ihrer Prüderie wäre; wenn ſie vorzüglich durch dies Einſchließen in die folgende ſo ſehr unangenehme Lage geriethe. Dann wäre die Sache vortreflich von dieſer Seite behandelt; aber jetzt ... man ſage mir, was iſt in all den angeführten Umſtänden, die freylich dem Dichter alle nothwendig ſind, wenn die Sache ſo erfolgen ſoll, wie ſie erfolgt; — das aus Sophiens Denkungsart und innern Lage eben ſo nothwendig erfolgte? Von dem Einſchließen hab' ich ſchon geredt. Und was war in der vorhergehenden Lage der Perſonen und in dem Ganzen des Dichters, vermöge deſſen Sophie gerade in dieſe, und in keine andre Situation kommen konnte, vermöge deſſen die Sache ſo erfolgen mußte, wie ſie erfolgt? Wo ſind die Urſachen in dem Ganzen des Dichters, welche dieſe Umſtände ſo hervorbringen, daß ſie nun gar nicht anders erfolgen könnten, als ſie wirklich werden? — ſo daß wir uns wundern müßten, wenn ſie anders erfolgten? — Aus allen dem, was in dem Ganzen des Dichters vorgeht, iſt gar nichts da, vermöge deſſen die Umſtände bey dieſem Schlafengehn, und dies Schlafengehn ſelbſt ſo erfolgten, das nun billig nichts anders erfolgen könnte.

So

Sophie konnte ſich allein ſchlafen legen; aber auch nicht; und wahrſcheinlicher nicht allein, als ohne Geſellſchafterinn. Ich weis, daß ſie nie das werden konnte, was ſie wird, wenn die angeführten Umſtände nicht alle wirklich wären; aber die Situation wird nichtsweniger, als durch ſie ſo herbeygeführt, daß ſie eine Wirkung von ihnen iſt; ſie ſind Veranlaſſungen dazu, nicht Urſache. Welche iſt die wirkende Urſache, die Sophien im Zurückgehen vom Fenſter gerade auf H. Leſſ...s Bett führte? Und dieſe Sache iſt ſo wichtig, daß wir von dem Dichter mehr als Wahrſcheinlichkeit, daß wir mit Recht die innigſte Verbindung von Wirkung und Urſache fodern können. — — Wer ſieht ferner nicht, daß mit dieſen ganzen Umſtänden und Vorfällen die Sache noch ganz anders erfolgen konnte, als ſie erfolgt? Was iſt nämlich in all' dieſen Umſtänden, das gerade den H. Leſſ... nach Hauſe bringen muß? Was iſt darinn, daß den H. Leſſ.. bewegt, ſich mit Sophien einzuſchließen? Er hätte es, eben dieſer Umſtände wegen, nicht geſollt. — Und was iſt in dem H. Leſſ... ſelbſt, das ihn gerade in dieſe Situation führe? Wenn in ſeiner Denkungsart der Grund dazu liegen kann: ſo hat ihn uns der Dichter wenigſtens nicht ſehen laſſen. — Agathon mußte das ſeyn, was er iſt, wenn die Sache ſo erfolgen

ſollte, wie ſie erfolgt, er mußte ſo denken, und ſo empfinden, wie er empfindet, und denket, — aber der Anlage in Sophiens Reiſe zufolge, konnte H. Leſſ... immer noch was anders ſeyn, als er iſt, und die Begebenheit konnte doch auf dieſelbe Art wirklich werden, wie ſie es jetzt wird. Im Agathon konnte, ohn' alles das, was vorhergegangen war, die Reiſe nach Sicilien ihre Wirklichkeit nicht erhalten; in Sophiens Reiſe dürfen wir nichts, als die Dinge wiſſen, die die Unmöglichkeit der Situation verhindern; das vorhergehende iſt zum Erfolg der Sache gar nicht ſo nöthig, wie es iſt. Es konnte auf zehnfache Art anders ſeyn, und doch war die Situation möglich. Wenn H. Leſſ... und Sophie das erſtemal in ihrem Leben ſich ſahen: ſo konnte die Sache eben ſo erfolgen. — Und Sophie brauchte nicht Sophie zu ſeyn; ſie konnte einen ganz andern Charakter haben, als ſie hat; und die Sache war auch gemacht.

Ich ſchränke mich auf die Situation ſelbſt ein, und indem ich ſie bloß als Wirkung betrachte. Wenn ich ſie als Urſache folgender Begebenheiten anſehen ſollte; ſo würd' ich zu dem geſagten noch vieles hinzu ſetzen müſſen. Damit ich aber meine Meynung recht begreiflich mache; ſo erlaube man mir, ſie an einem andern Beyſpiel zu zeigen. Ich glaub',

glaub', im ganzen Ernſt, dieſe Bitte um Erlaubniß thun zu müſſen. —

Wenn man die Entſtehung von Agathons Liebe gegen die Entſtehung der Liebe des Grandiſons zu Henrietten hält; ſo findet man in jener alle die Eigenthümlichkeiten, alle die Beſondernheiten, alle die kleinen Umſtände in Danaens ganzer Situation, und in ihrem ganzen Betragen, — in ihrem Anzuge, — in der Einrichtung ihres Hauſes, — in ihrer Ausführung von Daphnens Rolle nach Agathons Ideen u. ſ. w. von der einen Seite; — und von der andern in dem ganzen Charakter des Agathon, in ſeiner Art zu denken und zu empfinden, alle die Gründe anſchauend, wie dieſe Liebe entſtand, und warum die ehrlichen Leute ſich lieben, und ſich lieben mußten? Wie ſehr dieſe Behandlung der Natur angemeſſen, wie lehrreich ſie ſey, iſt von ſolchen Behandlungen überhaupt ſchon geſagt worden. — Wie wenig von all dieſen kleinen Umſtänden, die den eigentlichen Anlaß zu Grandiſons Liebe gaben — oder vielmehr wie gar nichts findet ſich in der Richardſchen Erzehlung von der Entſtehung dieſer Liebe. Nicht einmal der Umſtand, daß er Henriettens Befreyer geweſen war, wird uns gezeigt, als ob er Einfluß auf das Entſtehen der Leidenſchaft des Grandiſon gehabt habe: ein Umſtand, den Sterne, wenn

wenn ich mich recht beſinne ſo ausgedrückt hat: You take a whitering twig, and put it in the ground; and then you water it, becauſe you have planted it. Grandiſon liebt Henrietten, — weil er ſie liebt; und weil ſie überhaupt ein liebenswürdig Mägdchen iſt. Die Sache iſt gut, und die Erzehlung kann amüſiren, das heißt, die Zeit verderben helfen; aber das, was der Leſer aus dem Dichter lernen will, weßwegen er gerade den Dichter in die Hand nimmt, das lehrt ſie nicht, das Vergnügen gewährt ſie nicht. — n)

Ich

n) Ich fürchte die Verwunderung vieler meiner Leſer über meine Kühnheit, den Richardſon zu tadeln. Man ſchränke aber meinen Tadel auf das ein, was er wirklich iſt, auf den Mangel dichteriſcher Kunſt in ſeinem Werk; und der Verfaſſer wird ihnen doch noch, wegen vieler guter Eigenſchaften ſehr werth bleiben können. Auch will ich ihm dieſe Achtung nicht nehmen. Er iſt, als Romanendichter, gerade ſo gut, wie er für den größten Theil der Leſer ſeyn muß; und immer noch einer von den beſten, ſo wie es deren giebt. — In England hat er, unter den wichtigſten Theil ſeines Volks nie den Beyfall gehabt, den man ihm in Deutſchland gegeben. Sie haben ihm den Fielding von je her vorgezogen; und nicht deßwegen allein weil er mehr national, mehr Humoriſt, luſtiger iſt als Richardſon. Dies hab' ich von mehr als einem Engländer gehört, der mit Recht Foderung an Genie und Witz machen konnte, — ich hab' es in Deutſchland nämlich von ihnen gehört. Wenn die äußere Einrichtung ſeines Werks, das Briefſchreiben der Perſonen ſelbſt, vielleicht als eine Entſchuldigung angegeben wird, warum Richardſon nicht ſo ſehr, als Fielding das Innre ſeiner Perſonen

auf-

Ich habe ſchon bemerkt, daß in dieſer Behandlung, die Perſonen das Anſehn von Sklaven, von Maſchienen haben, die nach der Willkühr des Dichters ſich bewegen. Wir können nichts an ihnen lernen; wir ſehen nichts an ihnen von dem, was wir im Romanendichter ſehen wollen. Solche üble Folgen hat es, wenn der Dichter nur um ſein ſelbſt willen, ſeiner Nothwendigkeit wegen allein, die Situationen anleget. Die ſchon vorher angeführten Beyſpiele von der unrechten Behandlung der Begebenheiten, die, im Grunde, den hier zuletzt angeführten vollkommen ähnlich ſind, haben die Unſchicklichkeit dieſer Behandlung ſchon aus mehrern Geſichtspunkten gezeigt. Was von ihnen gegolten hat, gilt auch von der letztern. Und ſo wie die Nothwendigkeit des Dichters allein in dieſen ſich zeigt: ſo zeigt ſie ſich auch in jenen. —

Nun

aufdecken können, oder wenn man gar die Schuld auf die Beobachtung des wahrſcheinlichen Anſtandes und der feinern Lebensart unter Perſonen des ſogenannten Nigh life ſchieben wollte: ſo würde der Ausweg für den Dichter, der wahrer ſeyn will, ſehr leicht zu finden ſeyn. Aber, — zugegeben, (wie es auch ſchon bemerkt iſt) daß die erſtere Entſchuldigung gelten, und dann dem Uebel leicht abgeholfen werden könne: ſo iſt die letztere nicht der Widerlegung werth, wenn der Dichter ſelber redet. Was kann ihn abhalten, dieſe Perſonen von allen Thorheiten des Wohlſtandes zu entblößen? — Nichts! —

Nun denke man ſich ein ganzes Werk, aus vielerley Begebenheiten, und auf dieſe Art zuſammen geſetzt: was ſoll der Leſer daraus nützen? Eine Begebenheit ſteht in dem Zwiſchenraum der vorhergehenden und der folgenden, ohne, mit Wahrheit, die Wirkung jener, und die Urſache dieſer zu ſeyn. Der Witz des Verfaſſers läßt uns von einem Vorfall zum andern hinüber hüpfen. Da ſind Hinderniſſe, die am Ende keine Hinderniſſe ſind; da bringen ganz fremde Begebenheiten oder Perſonen, unerhörte äußere Veränderungen zum Vorſchein; da erſterben Vorfälle und Begebenheiten, von welchen wir, am Ende, nicht die geringſte Spur mehr finden; — da haben wir eine ſolche Menge verſchiedener, von einander abſtechender Vorfälle, bey welchen der Leſer, bald weinen, bald lachen ſoll, (wenigſtens nach dem Vorſatz der Autoren) und dieſe ſind ſo zuſammen gedrängt, daß man ſie nicht zu überſehen vermag; — da häufet der Dichter ein Abentheuer über das andre, um nur den Leſer warm zu erhalten; und er muß es, weil dies allein die Neugierde des Leſers beſchäftigen; und ſonſt nichts als dieſe beſchäftigt werden kann; da . . .

deſinit in piſcem mulier formoſa ſuperne. —

Ich glaube nicht auf eine unrechte Art das, was man gewöhnlich Roman nennt, hierdurch charakteriſirt zu haben. So ſind ſie in der Wahrheit,

und ſo müſſen ſie ſeyn, wenn der Dichter nichts, als ſeine vermeynte Nothwendigkeit allein hört, das heißt, wenn er einen Vorfall in ſein Werk hineinflechten will, ohne Rückſicht auf das Innre ſeiner Perſonen, ohne Rückſicht auf den Eindruck, den dieſer Vorfall, für die folgenden Situationen, auf die Perſonen, und ihre Art darinn zu denken und zu handeln, ſeiner Natur nach machen ſollte. — Wer ſieht nicht, daß der Witz die böſe Krankheit iſt, aus welcher dieſe Gebrechen zum Theil entſtehen? — Ich rede von Romanendichtern, die noch witzig ſind. Es giebt deren freylich auch genug, die nicht einmal Foderung an Witz machen können. —

Doch möchte die Anordnung eines Werks ſeyn, wie ſie wollte, wenn ſie nur irgend etwas zweckmäßiges, irgend etwas wahrhaft nützliches, zur Unterhaltung, zur Verbeſſerung, zur Vervollkommnung des menſchlichen Geſchlechts beytrüge. Aber die letztere, die ich, zum Unterſchiede von der erſtern, die hiſtoriſche nennen will, (nach den gewöhnlichen, vielleicht ſehr falſchen Begriffen, die wir uns von der Geſchichte machen) hat, bey den guten Eigenſchaften, die ſie haben kann, nun gar nichts, das nicht jene beſſere, zuerſt gedachte Anordnung nicht auch und beſſer hätte. Und die Vortheile, die dieſe eigenthümlich hat, und die gerade die weſent-

lich-

lichſten Eigenſchaften eines ſolchen Werks ſind, kann jene gar nicht haben. —

8.

Es ſcheint auf den erſten Augenblick ſchon eine Beleidigung, — wenigſtens eine ſtrafbare Geringſchätzung und Gleichgültigkeit für das, was wir ſelbſt ſind, wenn wir aus den Begebenheiten, aus dem Aeußern des Menſchen das Hauptwerk in Fällen machen, wo es uns frey ſteht, aus dem Innern deſſelben, aus dem, was eigentlich Menſch iſt, und heißt, unſern Endzweck zu bilden. Der Menſch ſelbſt war ehe, als Begebenheit oder Vorfall; er läßt ſich ohne ſie; ein Vorfall, eine Begebenheit, eine That nicht ohne Menſchen denken. Und ſehr philoſophiſch, ſehr richtig über den wahren Werth des Menſchen, über das, was er zuerſt ſeyn ſollte, heißt es auch nicht gedacht, wenn wir den Geſichtspunkt, aus dem die menſchliche Natur eigentlich zu betrachten, und aus dem allein des Menſchen Verdienſt und Unverdienſt, Glück oder Elend zu entſcheiden iſt, über ſeinem Aeußern vergeſſen. Und iſt etwan dies Innre nicht das Wichtigſte bey unſerm ganzen Seyn? Kann der Leſer aufgeklärter werden, kann er richtiger über das denken lehren, was ihm zu wiſſen

gerade am nöthigſten iſt, — und deßwegen am nothwendigſten, weil man ihn ſo herzlich wenig davon lehrt — wenn ſeine Lehrer, ſeine ſo genannten Vormünder, ihm das, als das Weſentlichſte zeigen, was es nun gerade zu gar nicht, oder nur in Beziehung auf ſein Innres mir iſt? — Wenn der Dichter nicht das Verdienſt hat, daß er das Innre des Menſchen aufklärt, und ihn ſich ſelber kennen lehrt: ſo hat er gerade — gar keins. Dies Gebiet iſt ihm zum Anbau zugewieſen; oder er vielmehr hat es ſich zugeeignet. Denn nur dies Verdienſt kann er haben; dies iſt es, was er vorzüglich thun kann. Und wenn er dies nicht hat: warum iſt er denn, was er iſt? — Den andern Unterricht, das andre Vergnügen kann der Leſer nützlicher und beſſer erhalten, als durch ihn. Wenn er daher einen Werth ums menſchliche Geſchlecht haben, wenn er ſeinen Mitmenſchen nützlich werden, wenn er geduldet, und nicht ſchlechterdings, als ein überflüßiger Hausrath angeſehen werden ſoll: ſo muß er ſich um dies Verdienſt bewerben. Und dies Verdienſt kann der Liederſänger ſo gut wie der Epiſche Dichter, (es verſteht ſich nach Maaßgabe ihrer Materialien) erhalten. — Doch ich hab' es nur mit dem Romanendichter zu thun. Er kann dies vorzüglich. Er hat vorzüglich Mittel in Händen, uns Thüren zu öffnen, die nur der

Dich-

Dichter überhaupt öffnen kann. Wenn er ſie nicht zu öffnen verſteht, oder ſie nicht öffnen will: ſo muß er es uns nicht übel nehmen, wenn wir ihm ſehr aufrichtig ſagen, daß wir ſeiner entbehren können. — Aber, wenn er dies thut, wenn er uns ſehen läßt, **wie** wir gut oder böſe, **wie** wir **wahrhaft** glücklich oder unglücklich werden können: wenn er uns unſern innern Zuſtand, worauf alles dies beruht, als das **wichtigſte** anſehen und ihn uns kennen lehrt, damit wir an andern lernen können, wie wir uns ſelbſt, und wie wir andre, unſre Kinder, Schüler, Untergebene ausbilden ſollen: — ſo hat er ein Verdienſt ums menſchliche Geſchlecht, das nur mit dem, das unſre äußre Glückſeligkeit feſtſetzt, oder mit dem, das mit ihm zugleich an der Berichtigung unſrer innern arbeitet, — und ſonſt mit keinem verglichen werden kann. — Ich weis es, daß unſer Inneres und Aeußeres ſo mit einander verwebt ſind, daß beyde gleich ſehr zu unſrer Glückſeligkeit beytragen; aber ich weis auch, daß dies **Innre allein** von unſerm Glück oder Unglück, Verdienſt oder Unverdienſt entſcheidet. Wer eine Theorie der Empfindungen ſchreiben, und das Maaß dazu von etwas anderm, als unſerm **innern** Zuſtande nehmen wollte, würde eine ſehr kahle Theorie ſchreiben; und wer unſer **Verdienſt** zu beſtimmen dächte, ohne uns die Krone oder das

Schurzfell zu nehmen, würde nicht viel mehr thun, als Dichter, die beym Altar und der Bahre im Solde ſtehen. —

Nichts mehr, — oft noch weniger iſt der Romanendichter, oder kann der Romanendichter nützen und vergnügen, als jener, wenn er ſich auf die Vortheile einſchränkt, die er durch die bloße äußre Geſchichte ſeiner Perſonen erhalten kann. Der Beweis hiezu iſt herzlich leicht. — Erſtlich von dem Innhalt ſeiner Begebenheiten.

Wenn der Innhalt uns bloß vergnügen ſoll: ſo kann dies die erſte, beſte abentheuerliche Zeitungsneuigkeit, oder das Alteweibermährchen auch. Die Begebenheit wird uns freylich zur Unterhaltung; aber zur Unterhaltung unſrer Neugierde. Und ob dieſe nun eben einer Unterhaltung bedürfe; ob eben der Dichter ſich herablaſſen ſolle, für dieſe zu ſchreiben, das will ich zwar nicht, nach den Abſichten, warum vielleicht in Deutſchland noch bis jetzt die Romane geleſen werden, entſcheiden; aber dreuſt ſag' ich, daß der Dichter zu viel Stolz haben müſſe, für die Neugierde zu ſchreiben. Wer ihn nicht aus andrer Urſach lieſt, leſe ihn gar nicht! Und wenn der Dichter ſich ſelbſt zu ſchätzen weis: ſo wird er nicht nach neugierigen Leſern fragen. Verachten wird er ſie; — und am Ende zwingen, klüger zu werden; denn ſie werden ihn

leſen und ihn verſtehn lernen müſſen, wenn er nicht ihrer Unwiſſenheit nachgiebt. O daß doch alle deutſche Dichter ſich hiezu vereinigten, und nicht um . . .

„Doch die bloße Befriedigung der Neugier iſt es nicht allein, die der Leſer durch den Innhalt der Begebenheiten erhält, und erhalten kann. Sie kann ihm zum Leſen führen; aber er kann für andre Bedürfniſſe Nahrung im Dichter finden, Unterhaltnng für ſeine Empfindungen?“ — Ich gebe es gerne zu, daß der Innhalt der Begebenheiten eines Romans einigen Werth um den Leſer haben könne, wenn er ſeine Empfindungen beſchäftigt; es iſt uns ſo nöthig, und ſo angenehm, zu weinen und zu lachen, daß wir dem, der uns dies verſchafft, Dank ſchuldig ſind. Aber es kommt ſehr darauf an, wie wir weinen und lachen. Wer bloß dieſe beyde Fähigkeiten beſchäftigt, ohne ſie zweckmäßig zu beſchäftigen, der hat nur für die Stellung des Bedürfniſſes geſorgt. Und ſehr ungeſunde Nahrung kann auch den Hunger ſtillen. Doch die Nahrung braucht nicht eben ungeſund zu ſeyn, um doch nichts zu taugen. Wenn der Dichter es gleich vermeidet, dasjenige belachen oder beweinen zu laſſen, was es nicht verdient, und was uns dadurch ſchädlich werden kann, indem wir es aus einem falſchen Geſichtspunkt betrachten lernen;

(ein Fall, von dem hier eigentlich noch nicht die Rede iſt) ſo werden wir doch, wenn wir das wie der Begebenheit erkennen, die wir z. B. beweinen ſollen, weit richtiger, weit angemeſſener unſre Empfindungen an ihr verſpenden können, als wenn wir auf den bloßen Innhalt derſelben ſehen. Und dies iſt, was wir nur von jenem beſſern Romanendichter, wie ich gewieſen habe, lernen können, dies iſt es, warum ich eben die Aufklärung der Wirkung und Urſache, die anſchauende Verbindung zwiſchen dem Innern und dem Aeußern des Menſchen, gefodert, und vorher ſchon geſagt habe, daß der beſſere Romanendichter, außer ſeinen eigenthümlichen Vortheilen und Vorzügen, alles das gemeinſchaftlich mit dem hiſtoriſchen Erzehler der Begebenheiten, — und es beſſer, zweckmäßiger habe, als dieſer. Denn, wenn das Entſtehn, das Wirklichwerden einer Begebenheit vor unſern Augen, das Eigenthümliche des beſſern Romans, und überhaupt das Weſentlichſte bey der Sache iſt: ſo ſchließt dies Wirklichwerden nicht das Anziehende der entſtehenden Begebenheit aus; es vervollkommt, es beſtimmt, es berichtigt unſre Theilnehmung an dieſem Anziehenden nur. Ich werde dies an einem Beyſpiele begreiflicher machen. Man leſe die höchſt anziehende, und durch die zauberiſche Einbildungskraft des Dichters ſo verführeriſch ausgemal-

gemalte Scene im Agathon, wo Danae ihren Liebling mit einem Concert unterhält; eine Scene deren Innhalt gewiß das Herz der Leſer in ſehr angenehme Bewegungen ſetzt; man leſe ſie, ſag' ich, und abſtrahire von all den Urſachen, wodurch ſie wirklich wurde, und von all den Wirkungen, die ſie hervorbrachte, und unterſuche nun ſeine Empfindungen: werden ſie das ſeyn, was ſie, der Wahrheit, der Billigkeit nach, ſeyn ſollen? Keinesweges! Wir werden uns herzlich dabey vergnügt; aber vergnügt haben, ohne nur einmal an den Nachtheil denken zu können, den unſer Vergnügen haben kann. Je reizender, je entzückender der Innhalt ſelbſt iſt, je weniger können wir, wenn uns der Dichter nämlich nicht die Mittel dazu ſelbſt an die Hand gegeben hat, es zu unſerm Nutzen anwenden. Und dieſe Mittel ſind eben die, die der Dichter des Agathon gebraucht. Man ſtelle ſich an Agathons Seite hin, und höre die Muſik; nicht ſie allein, ſondern auch Agathons Zuſtand wird uns beſchäftigen; und ſo wird unſre Theilnehmung verdoppelt ſeyn. — Mit jedem Augenblick wird dieſe Muſik anziehender für mich, weil ich ſehr gewiß, mit der Kenntniß, die ich vom Agathon habe, weis, daß ſie es für ihn wird; ich fühle mit ihm; aber — ſie führt den Agathon in das Orangewäldchen, und der ganze folgende Zu-

ſtand des Agathon lehrt mich, in wie weit ich ſelbſt Recht habe; mich den ſanften Eindrücken der Tonkunſt zu überlaſſen; — die Scene lehrt mich, die ganzen Folgen, auf die meine aufgebrachten Empfindungen hinaus laufen können. Ich erwache gleichſam von meinen ſüßen Träumen, in die mich der Dichter verſetzt hatte; aber ich erwache zu meinem Vortheil: Ein andrer würde mich haben fortträumen laſſen, und vielleicht wär' ich nicht ehe, als durch einen herben Stoß, den ich meinem Traum zu danken hatte, erwacht. — Jetzt ſeh ich an dieſen angelegeten, und erfolgten Wirkungen das, was ich von der ſie wirkenden Urſache, von Danaen denken ſoll; und ſeh' es jetzt natürlich noch allein, weil Agathon nicht ſo ſchnell erwachen kann, als ich, er, der aus dem ſüßen Traum in noch ſüßere verfällt. — Ich lerne mein Urtheil über den Werth ähnlicher Scenen berichtigen; ich lerne meine Empfindungen richtig ſchätzen; — ich habe mich als ein vernünftiger Menſch bey dieſer Scene vergnügt. — Kann dies der bloße Innhalt einer Begebenheit, ohne Rückſicht auf ihre innern Urſachen, und ihre innern Wirkungen? — Bey dem bloßen Erzehler der Begebenheiten bin ich nichts als der Zuhorcher der Muſik; nichts mehr oder weniger, als wenn ich ein Concert in einem Muſikſaale höre — Und

oft

oft noch weit weniger, denn der Dichter, der mir nicht an den Wirkungen, die ſeine Begebenheiten hervorbringen, ihren Innhalt zeigt, wird ihn mir nicht ſo lebhaft geben können, als mein Ohr. Aber, wie gedacht, dieſe Wirkungen müſſen wir auch, mit ihren Folgen ſehen, wenn wir vernünftig unterhalten werden ſollen. —

„Der Innhalt der Begebenheit kann aber auch unterrichtend werden, wenn wir an dem Betragen des Mannes, deſſen Thaten den Innhalt der Begebenheit ausmachen, ein Beyſpiel ſehen, wie wir uns betragen ſollen?“ — Grandiſon ſey das Beyſpiel! — Wie muß ich es nun anfangen, ſo zu handeln, wie er? — Ich muß ſo denken, ſo empfinden, wie er — (Ich nehm' es an, daß Grandiſons äußre Umſtände hier noch nicht in Betracht kommen; die kann der Dichter doch mir nicht geben.) Alſo muß ich zuerſt Grandiſon ſeyn. — Aber **wie** werd ich dies? — davon ſagt der Dichter kein Wort; das iſt deine Sache! Lern es! da wird es ſchlimm ausſehen! — Im Ernſt, der Dichter thut ſeinen Leſern zu viel Ehre, der ſich hierinn auf ſie verläßt. Diejenigen, die Gebrauch von einem Beyſpiel machen wollen, die ſich, mit **Recht**, Muſter ſuchen können, ſuchen nicht ſolche fertige Muſter in Romanen; und die

übrigen läßt der Dichter gerade da im Stiche, wo ſie ſeiner am nöthigſten haben. Und daraus erfolgt denn auch gewöhnlich das, was H. Muſäus anfieng, ſo wahr, ſo lebhaft zu ſchildern. Mir iſt Grandiſon der zweyte ſo ſchätzbar, als er es immer nur Abbten ſeyn konnte. —

Weit lehrreicher aber, als der erſte Grandiſon, ſo bald die Rede vom Unterrichtenden des Charakters iſt, iſt die Geſchichte des ſchon oft angeführten Agathons. Denn in ihm ſehen wir, wie er zu all den Eigenſchaften gelangt iſt, die ihn uns ſo ſchätzbar machen; „wir ſehen, um mich mit des Dichters eigenen Worten auszudrücken, warum vielleicht viele Menſchen nicht ſo tugendhaft und weiſe ſind, wie Agathon, wir ſehen, wie es zugehen müßte, wenn ſie es werden ſollten.“ Wer lernt nicht, zum Beyſpiel, am Agathon, wie ein rechtſchaffener Mann am Hofe ſich betragen könne; wer lernt es nicht um deſto ehe, da er das ganze Innre des Agathons aufgedeckt ſieht, und ſein eigenes mit ihm vergleichen, und darnach modeln kann, um ihm ähnlich zu werden? Und wenn Agathon kein glücklicher, kein ſo genannter kluger Hofmann war: ſo lehrt es den, ihm ähnlichen vielleicht den Hof meiden, an dem er eben das Schickſal haben würde, das Agathon hat.

Ein Mann [o]), deſſen kleinſtes Verdienſt es war, von Ramlern ſo gar, unter die Helden ſeiner Zeit geſetzt zu werden, und den ich mit dieſem Agathon bekannt zu machen das Verdienſt gehabt, hat es öfter als einmal geſagt, daß er aus dem Agathon mehr gelernt habe, ſeitdem er ihn am Hofe zu Syrakus geſehen, als ihn all ſeine eigne Erfahrungen gelehrt hätten, — und daß er es gelernt habe, weil er geſehn, wie es zugienge, daß man ſich ſo leicht, in ſeinen Urtheilen über gewiſſe Dinge, bey gewiſſen Geſinnungen, irren müſſe? Er verſicherte, es nicht umſonſt gelernt zu haben; und aus der Folge ſeines Lebens läßt ſich dies beſtätigen.

o) Und warum ſollt' ich den Mann hier nicht nennen? Er iſt nicht mehr! — Es war der Preuſſ. G. v. Seydlitz; ein Mann, deſſen Rechtſchaffenheit, deſſen Menſchenliebe gewiß ſeinen Verdienſten, als Krieger gleich kamen. — Sein Urtheil über den Agathon kann dem Verf. deſſelben nicht gleichgültig seyn, da der Mann mehr war, als Krieger, und rechtſchaffener Mann; er vereinte in ſich alles, was den großen Mann charakteriſirt. Er war gerade ſo ſcharfſinnig, gerade ſo witzig, hatte gerade einen ſo gebildeten Geſchmack, als es ſich mit ſeinen übrigen Beſchäftigungen und Eigenſchaften nur vertragen konnte. — Und ſein Geſchmack war nicht durch franzöſiſchen Witz verdorben. Wem dieſe unſchuldige Anekdote anſtößig wird, den erinnere ich an Sternens Sentimental Youmey: „why ſhould I not reſcue one page from violation by writing *his* name in it. u. ſ. w." (The Translation) — Die ganze Stelle paßt lange nicht hieher; aber ſie entſchuldigt.

tigen. Seit der Zeit war Agathon ſein Lieblingsbuch, und ſein Name, der unter den Subſcribenten der neuen Auflage ſteht, kann es bezeugen helfen. Wenn dies alles auch weiter nichts erwieſe, als daß die Geſchichte Agathons, durch ihre Einrichtung, ſehr lehrreich ſeyn könne: ſo hätt' ich meinen Endzweck damit erreicht —

„Aber in den Begebenheiten eines hiſtoriſchen Romans kann viel Moral liegen; es können nützliche Bemerkungen für die Sitten daraus ſich folgern laſſen?" — Eigentlich iſt dieſer Einwurf ſchon vorher beantwortet worden; es iſt im Grunde der vorige, mit dem Unterſchiede nur, daß die darinn gefoderte Sache noch ſchwerer durch einen hiſtoriſchen Roman erhalten werden kann, als die erſte; denn, ſo wie dort ein anſchauendes Beyſpiel lehrreich ſeyn ſoll: ſo behauptet man dies hier von den Reflectionen, die aus dieſem Beyſpiel ſich erſt ſollen folgern laſſen. Wenn dort das anſchauende Beyſpiel nicht lehrreich werden konnte, weil man erſt dem Beyſpiele ähnlich ſeyn muß, wenn man es nachahmen will: ſo laſſen ſich hier die Moralen nicht ſo beſtimmt aus der Begebenheit folgern, wie ſie es müſſen, wenn ſie richtig und leicht, und nützlich angewandt werden ſollen. — Wir wollen die Sache in einen beſtimmten Fall verwandeln. Richardſon ſelbſt weiſt

ſeiner

ſeiner Geſchichte Clariſſens, in der Vorrede des Grandiſon, unter andern die Moral an, daß Mägdchens durch ſie gelehrt würden, von einem Manne, der keine guten Grundſätze hat, auch nach den ſchönſten Verſprechungen, nicht viel gutes zu hoffen. — Es ſoll ſich dies alſo aus der Begebenheit ſelbſt herleiten laſſen; und da geht uns nun der Vorfall ſelbſt, und ſein Innhalt nicht mehr an, als daß er eine Sache enthält, aus der ſich dieſe Moral von ſelbſt ergeben ſoll. Mit dieſem Innhalt haben wir es hier nur Beziehungsweiſe zu thun; das heißt, in wie fern er ſich zu dem paßt, das daraus gefolgert werden ſoll. Er iſt eigentlich nichts mehr oder weniger, als was die Eſopiſche Fabel für die Moral iſt, die ſich aus ihr ergiebt. Ich will hier nicht ſolch eine Begebenheit ſo ganz genau mit einer Eſopiſchen Fabel vergleichen, wie dieſe nach Leſſings Theorie p) ſeyn muß, wenn ſie für eine wahrhafte Fabel gelten ſoll. Eine Begebenheit, zugleich gebildet zu andern Endzwecken, würde nach Leſſings ſehr richtiger und wahrer Erklärung beurtheilt, augenſcheinlich zu ſehr dabey verlieren; aber wenn ſich nur dann, wann eine Fabel die von Leſſing gefoderten Eigenſchaften hat, mit Richtigkeit und Wahrheit die Moral daraus fol-

p) Ich darf wohl die Leſer alle mit Leſſings Fabeln bekannt voraus ſetzen? —

folgern läßt, die ſie enthalten ſoll: ſo folgt ſehr natürlich, daß eine Begebenheit, die, ihrer übrigen Anlage nach, dieſe Eigenſchaften nicht hat, auch unmöglich dieſe Moral ſo gut lehren könne, als — eine Eſopiſche Fabel. — Dies klingt ſeltſam auf den erſten Augenblick; aber es iſt dem ohngeachtet ſehr wahr. —

Daß eine Begebenheit, behandelt, wie ſie es der Natur und Wahrheit gemäß ſeyn ſollte, ſo gut, und weit beſſer noch, als eine Eſopiſche Fabel, einem jungen Mägdchen zum Unterrichte werden kann, ſo bald dies Mägdchen irgend nur Fähigkeit und Willen hat, ſich unterrichten zu laſſen, dies habe ich vorher ſchon, an Clariſſens Beyſpiel ſelbſt gezeigt. Wenn nämlich ein Mägdchen anſchauend ſähe, wie Clariſſens Geiſt und Herz allmählig ſo gebildet und geformt worden, daß ſie ſich mit einem Loveleſſ in einen heimlichen Briefwechſel einlaſſen können; — wenn dieſer Schritt, als eine Wirkung ihrer, vorher durch allerhand Zufälle gebildeten Denkungsart und Empfindungen erfolgte: ſo würde es nur von dem Mägdchen abhangen, daran zu lernen, was ihr nöthig iſt. Wer ſieht aber nicht, daß alsdenn die ſchon ſo oft genannte genaue Verbindung von Wirkung und Urſach ſich zwiſchen der Perſon und ihren Begebenheiten finden müßte, die ſich jetzt nicht dabey findet?

Ich

Ich habe des Umſtandes ſchon gedacht, daß, wenn eine Perſon ſo gut wie die andere mit einer Begebenheit verbunden ſeyn kann, ſich ſchlechterdings keine Rechenſchaft geben läßt, warum die Begebenheit vielmehr ſo erfolge, als anders. Der denkende Leſer wenigſtens, wenn ſeine Empfindungen abgekühlt ſind, fodert dieſe Rechenſchaft, — und denkende Leſer wünſcht doch der Dichter, — wenn er ſie auch nicht zu unterhalten vermag? —

In Clariſſens Geſchichte wird nun dieſe Foderung gar nicht befriedigt. Jedes andre liebenswürdige Mägdchen könnte, wie gedacht, unter dem Druck ihrer Eltern, dahin gebracht werden, mit ihrem Liebhaber zu entfliehen; und könnte eben ſo unglücklich ſeyn, als Clariſſe.

Und eben, weil jedes andre liebenswürdige Frauenzimmer Clariſſens Geſchick hätte haben können; weil alsdenn ſich eben auch aus dieſem Geſchick jene Moral hätte können folgern laſſen: ſo lehrt jede wahre Eſopiſche Fabel die Sache beſtimmter, — und alſo beſſer, als Clariſſens Geſchichte. Denn eben, weil dieſe Moral beſtimmter, anſchauender aus der mit ihr verbundenen Begebenheit oder Vorfall ſich ergiebt, eben deßwegen wird ſie uns angenehmer beſchäftigen, und eben deßwegen nun auch einen tiefern Eindruck

machen q). — Und alſo ſollte nun der Dichter, der vorzüglich mit ſeinen Romanen lehren will, ſeine Begebenheiten genauer, inniger mit ſeinen Perſonen, auch ſeiner Moralen willen, verbinden lernen.

Doch es ſey, daß die angegebene Moral in Clariſſens Geſchichte liege, es ſey, daß ſie wenigſtens daraus gefolgert werden könne; — um zu beſtimmen, ob das Daſeyn dieſer Moral verdiene in Betracht gezogen zu werden, müſſen wir ſehen, ob ſie den Leſern wahrhaft nützlich zu werden fähig ſey?

Ich

q) Es kann Leute geben, die es ehe glauben, daß eine genaue Beziehung zwiſchen dem Innhalt der Fabel und ihrer Moral ſich befinden müſſe, wenn es ihnen ein Franzoſe ſagt. Ein Kunſtrichter dieſer Nation, bey dem ſich einige einzele gute Bemerkungen finden, ſchreibt, bey Gelegenheit der neunzehnten Fabel des zweyten Buchs der Fabeln des La Motte: Nous ne ſommes point piqués d'entendre dire à deux animaux, ce qui pourroit être dit tout auſſi bien par d'autres avec la même juſteſſe. Il faut, pour bien faire, que ce, que dit un Acteur de la fable, ne puiſſe être dit que par lui, ſans quoi je ne m'intereſſerai que foiblement à ce qu'il dira. — — Tout autre eſpèce d'animal, qui ſe promène dans les appartemens, deux ſouris par exemple, auroient pour une pareille converſation, été auſſi bonnes que deux grillons. Il n'en eſt pas de même du corbeau & du renard: ce qu'ils diſent ne convient qu'à eux. *Oeuvr. de Remond de St. Mard.* T. 4. p. 206. 208. Edit. d'Amſterd. 1759.

Ich nehme einzelne Fälle aus. Daß nicht mancher ſich aus Clariſſens Geſchichte, in Rückſicht auf dieſe Moral, unterrichtet, — daß er nicht ſo gar die Anwendung davon zu machen, aus der Geſchichte gelernt habe: das begehr' ich keinesweges zu läugnen. Wer das wollte, müßte die Herzen aller Menſchen durchſchauen können. Aber der, der nach dieſer freylich leicht genug zu findenden Moral, (wenn er einmal Moral ſuchen will) auch die Anwendung von ihr zu machen gelernt, würde dies aus jeder andern Begebenheit gelernt haben, und hätte eben ſo gut zu andern Quellen ſeine Zuflucht nehmen können, als zu dieſer. Clariſſe hat um ſeinen hieraus gezogenen Nutzen kein ander Verdienſt, als jeder andre Vorfall gehabt hätte, aus dem ſich dieſe Moral hätte lernen laſſen. Und dieſer ſind wahrlich noch genug. Hieraus ergiebt ſich aber, daß, bey dem bloßen Daſeyn der Moral, doch noch lange nicht auf ihren gewiſſen Nutzen zu rechnen ſey.

Erkennen läßt ſich freylich dieſe Moral leicht genug. Aber — zuerſt ſucht man ſie nicht, in einem auf dieſe Art behandelten Roman, weil man nicht ſo, wie in dem beſſern Roman, gerade zu auf ſie geführt wird. Ein junges Mägdchen lieſt den Roman zuvörderſt des Innhalts wegen; und wird durch die Empfindungen, die ſeine Begeben-

heiten erzeugen, ſo hingeriſſen, daß ſie unmöglich, unter dieſen Empfindungen, auf die Moral Acht haben kann, die in den Begebenheiten liegt. — Wer das Herz kennt, weis dies aus der Erfahrung. — Je mehr oder weniger alſo der Roman ihre Empfindungen beſchäftigt, je werther wird er ihr ſeyn; aber, wenn in dieſer Beſchäftigung ſelbſt nicht für das Maaß dieſer Empfindungen, für ihre Berichtigung geſorgt iſt; wenn nicht in dem Entſtehen und Wirklichwerden der Begebenheit ſich etwas findet, das ihre Empfindungen leiten und ordnen hilft: ſo gehen dieſe Empfindungen für den Nutzen verloren; — und ſie wird auch nun, in dem Lauf dieſer Empfindungen, nicht auf das geführt, was aus der Sache zu lernen iſt. Dieſe beyden Dinge ſtehen, wie wir vorher an einem Beyſpiel aus der Geſchichte Agathons geſehen haben, in ſehr genauer Verbindung, und ſind im Grunde eins. — Das Nachdenken über die Sache allein, kann ſie alſo nur zum Auffinden der Moral führen. Es mag überhaupt bey gewiſſen und ſehr vielen Perſonen eine böſe Sache um dieſe Führerinn ſeyn. — Gewöhnlich, wenn wir angenehm beſchäftigt geweſen ſind: ſo ſuchen wir, in der Rückkehr zu dieſem Geſchäft, das Vergnügen vorzüglich wieder, das wir vorher gehabt haben, wir ſuchen das halberloſchene Gefühl wieder anzublaſen, und

wie iſt dies auch anders möglich? Das warme, zu ſüßerer Beſchäftigung gewohnte Herz ſoll dieſem entſagen, und Dinge aufſuchen, die es, in ſeinem jetzigen Zuſtande, für höchſt überflüßig und langweilig erkennen muß? — Wenn in unſerm Vergnügen ſelbſt alſo dieſe Moral nicht lieget, wenn das beſchäftigte Herz von dieſem Vergnügen abſtrahiren, und an die Lehre, die etwan in der Begebenheit zu finden ſey, denken ſolle: ſo macht der Dichter Foderungen an ſeine Leſer, die kaum in ihrer Gewalt ſind. Es iſt wirklich ſeltſam, daß Dichter ſich vorzüglich gefühlvolle, weichgeſchaffne Seelen zu Leſern wünſchen, und hernach eben dieſe ſanften Seelen ſo gleich wieder in die fühlloſen Stoiker verwandeln wollen. Denn dies ohngefehr müßten ſie zugleich mit jenem ſeyn können, wenn ſie den Foderungen des Dichters an ſie Genüge thun ſollten. — Und wenn ſie, in dieſem Fall, wo, nach der eigenen Anlage des Dichters, all' ihre Empfindungen flott ſind, mit einemmal in Denker ſich verwandeln, und Sittenlehren aufſuchen könnten, was würden ſie nicht bey ruhigen und gewöhnlichen Vorfällen, wo ſie ganz Meiſter ihrer Denkungskraft ſind, thun können? Denn daß nicht aus jeder Begebenheit, aus dem alltäglichen Vorfalle, auf eben die Art, wie in dieſen Romanen, merkwürdige Moralen und Sittenlehren zu ziehen

 ſind,

ſind, wenn wir einmal darauf ausgehn, Moralen aufzuſuchen, das bedarf wohl nicht erſt eines Beweiſes.

Doch ich will noch eins zugeben. Die Moral ſey gefunden, ſey ſo lebhaft, bis zum Vorſatz, ſie anzuwenden und zu beobachten, erkannt, — iſt dies genug? Schon vorhin habe ich hierauf geantwortet. Um ſich von der Wahrheit und Gewißheit meiner Antwort zu überzeugen: ſo frage man das erſte beſte Frauenzimmer, die Clariſſens Geſchichte mit Aufmerkſamkeit und mit dem obigen Vorſatz geleſen hat, wie ſie es eigentlich anfangen ſoll, um nicht in Clariſſens Fall zu kommen? oder, wie man denken müſſe, um nicht darein zu kommen? man frage ſie, welche Eigenſchaften in Clariſſen ſelbſt es ſind, die Anlaß zu ihrem großen Leiden gegeben haben? — Und wenn ſie dieſe Fragen ſo beantwortet, daß man ſich, bey dem möglichen Falle, der gewiſſen und fruchtbaren Anwendung verſichert halten kann: ſo hat ſie es nicht aus Clariſſens Geſchichte gelernt. — Und das gienge leicht an. Die angeführte Moral iſt ſo bekannt, ſo allgemein wahr und richtig eingeſtanden, daß, wenn das Buch ſonſt nichts enthielte, als die Ausführung dieſer Lehre, wir es entweder gar nicht bedurft, — oder es doch zu hoch geſchätzt hätten. — —

Der

Der Romanendichter alſo, der ſich ſchmeichelt, durch Moralen dieſer Art ſich zum Lehrer des menſchlichen Geſchlechts zu erheben, hört nur ſeine Eigenliebe, und will andern gern die Vorzüge ſeiner Kunſt anpreiſen, die er, nach dieſen Anpreiſungen zu urtheilen, ſelber nicht recht gut kennt. Wenn es bloß um dieſe Moral zu thun iſt: ſo kann die erſte beſte gute Eſopiſche Fabel, wie gedacht, mehr und beſſer lehren. Wir überſehen das Ganze dieſer Fabel, wir werden durch nichts abgezogen, oder zurück gehalten, die in ihr liegende, und aus ihr geradeswegs und allein folgende Lehre zu erkennen, und nach allen ihren Theilen zu überſehen, — und uns einzudrücken. Und in hiſtoriſchen Romanen, in welchen die Begebenheiten um deſto wärmer und bewegender ſeyn müſſen, je weniger ſie ſonſt auf andre Art intereſſiren können, iſt das Auffinden der Moral aus der Begebenheit eben dadurch um deſto mißlicher. — Vom eigentlichen Moraliſiren, Maximen und Sentenzen in der Folge.

9.

Bey der hiſtoriſchen Behandlung eines Romans hat der Dichter noch etwas, um den Leſer zu reizen, das iſt, daß er ihn durch den ſeltſamen Innhalt ſeiner Begebenheiten, und durch

die ſeltſamen Wendungen der Geſchichte überraſcht, in Erſtaunen, in Verwunderung ſetzet. Wenn ſich gleich nicht alle Romanendichter dieſer Art dieſes Mittels bedient haben: ſo iſt es ihr doch vorzüglich eigenthümlich, und verleitet dazu.

Es iſt ſeltſam, daß man dies Vergnügen dem Leſer ſo ſehr hoch anrechnet. Alle Dichter wünſchen öfter, als einmal geleſen zu werden, und doch denken ſo wenige Romanendichter daran, daß ſie den Leſer nur das erſtemal überraſchen. Und wenn er mit all den Sprüngen und Masken der Geſchichte bekannt iſt, warum ſollte er einen Roman das zweyte mal in die Hände nehmen, wenn er nichts, als das Vergnügen der Ueberraſchung daraus ziehen kann?

Und dies Vergnügen iſt überhaupt ſo höchſt armſelig, verglichen mit dem, das der beſſere Dichter dem Leſer zu geben vermag. Was Diderot [r]) hier-

r) Le Poët me ménage par le ſecret un inſtant de ſurpriſe; il m'eût expôſé par la confidence à une longue inquietude. —— Je ne plaindrai qu' un inſtant celui qui ſera frappé et accablé dans un inſtant. Mais que deviens-je, ſi le coup ſe fait attendre, ſi je vois l'orage ſe former ſur ma tête ou ſur celle d'une autre, et y demeurer long-tems ſuſpendu? —— —— Que tous les perſonnages s' ignorent, ſi vous le voulez, mais que le *ſpectateur* les connoiſſe tous. —— Si l'etat des perſonnages eſt inconnu, le ſpectateur ne pourra

hierüber ſchreibt, ohngeachtet ers eigentlich nur vom Drama ſagt, gilt auch größtentheils vom Roman. „Der Dichter, heißt es unter andern, bewirkt durch ſein Geheimniß eine kurze Ueberraſchung; und in welche anhaltende Unruhe hätte er uns ſtürzen können, wenn er uns kein Geheimniß aus der Sache gemacht hätte! Wer in einem Augenblick getroffen und niedergeſchlagen wird, den kann ich auch nur einen Augenblick bedauern. Aber wie ſteht es alsdenn mit mir, wenn ich den Schlag erwarte, wenn ich ſehe, daß ſich das Ungewitter über meinem oder eines andern Haupte zuſammenzieht, und lange Zeit darüber verweilet? — Meinetwegen mögen die Perſonen alle einander nicht kennen; wenn ſie nur der Leſer alle kennt. — Wenn der Zuſtand der Perſonen unbekannt iſt: ſo kann ſich der Leſer nicht ſtärker für die Handlung intereſſiren, als die Perſonen. Das Intereſſe aber wird ſich für den Leſer verdoppeln, wenn er Licht

Aa 5 genug

pourra prendre à l'action plus d'interêt que les perſonnages. Mais l'interêt doublera pour le ſpectateur, s'il eſt aſſez inſtruit, et qu'il ſente que les actions et les diſcours ſeroient bien différens, ſi les perſonnages ſe connoiſſoient. C'eſt ainſi que Vous produirez en moi une attente violente de ce qu'ils deviendront, lorsqu'ils pourront camparer ce qu'ils ſont avec ce, qu'ils ont fait ou voulu faire. *Oeuvr. de Diderot* T. II. p. 213. ſeq. (Edit. de Berlin.)

genug hat, und es fühlet, daß Handlung und Reden ganz anders ſeyn würden, wenn ſich die Perſonen kennten. Alsdenn nur werde ich es kaum erwarten können, was aus ihnen werden wird, wenn ich das, was ſie wirklich ſind, mit dem, was ſie thun oder thun wollen, vergleichen kann." — So weit Diderot! Und wer da glaubte, daß die Sache im Roman anders gehen müßte, weil es ein Roman und nicht ein Drama iſt, müßte zugleich glauben, daß der Leſer in einen andern Menſchen, oder vielmehr in ein ganz ander Geſchöpf verwandelt wird, wenn er einen Roman, ſtatt eines Schauſpiels in die Hand nimmt. —

Und ſo wie nun durch dieſe vermeinten Ueberraſchungen und Sprünge, die eben der Diderot einen Zuſammenhang kleiner Kunſtgriffe nennt, der Roman fürs zweyte Leſen den allergrößten Theil ſeines Reizes verloren hat, und oft bloß deswegen das zweyte mal gar nicht mehr geleſen wird: ſo zieht der beſſere Roman nach der erſten Lektüre den Leſer nur dadurch deſto gewiſſer zur zweyten, weil die Beſchäftigung, die er ſo angenehm gewähret, nicht mit einem male abgemacht werden kann. Die genaue Verbindung von Wirkung und Urſache zu erkennen, dem Dichter nach, eine gegen die andre abwiegen, jede derſelben unter ſich, und mit dem Ganzen vergleichen, das iſt nicht mit einem mal, — viel-

vielleicht nicht mit zehnmal Leſen geſchehn. — Und je öfter ein ſolches Werk den Leſer an ſich zieht, je gewiſſer werden auch alle die Vortheile ſeyn, die es, ſeiner Einrichtung nach, gewähret. —

Ich weis überhaupt gar nicht, wie die Dichter zu einer bloßen hiſtoriſchen Verbindung verſchiedener Begebenheiten und Vorfälle haben kommen können? Der Dichter ſoll und will ja mehr, als Biograph ſeiner Perſonen ſeyn. Der Biograph ſteht nicht auf der Stelle auf welcher der Dichter ſteht. Jener zeichnet auf, was er ſieht und weiß; aber den Geſichtspunkt, aus dem er es anſehen ſoll, und den der allein kennt, der das Ganze dieſes einzeln Menſchen überſieht, kann er nicht kennen; er weis die Beziehungen, die Verhältniſſe nicht, die ſich zwiſchen dem, was er aufzeichnet und zwiſchen dem befinden, was ſeine Perſon werden ſoll, oder werden kann. Er kann den Punkt nicht ſehen, in dem alle einzelne Strahlen zuſammen kommen und vereint werden ſollen. Wenn er uns einen Vorfall erzehlt: ſo können wir nicht von ihm fodern, daß er uns ſage, warum dieſer Vorfall wirklich wurde? Er ſieht den Gang und die Einrichtung der Räder aufs höchſte nicht weiter, als nur in ſo ferne das Gegenwärtige dadurch hervorgetrieben wird. Mit dem Dichter verhält es ſich ganz anders. Er iſt Schöpfer und Geſchichtſchreiber ſeiner Perſonen

zugleich.

zugleich. Er ſteht ſo hoch, daß er ſieht, wohin alles abzweckt. Und in der Welt des Schöpfers, und vor den Augen des Schöpfers iſt alles mit allem, Körper und Geiſterwelt mit einander verbunden; alles iſt zugleich Urſach und zugleich Wirkung. Es iſt nichts da, das allein nur eins von beyden wäre. Alles iſt werdend in der Natur. — Und wir ſind nun alle auch ſo geſchaffen, daß, wenn wir über unſer Seyn denken gelernt haben, wir dieſe Verbindung auszuſpähen uns bemühen; und daß dies Geſchäft, und die Auffindung der Einrichtung, nach der alles in der Natur vor ſich geht, uns zugleich auf die angenehmſte Art beſchäftigt, und für unſre Zwecke höchſt unterrichtend wird. Wie vortreflich der Grund, zu unſerm Unterricht und Vergnügen alſo in der Einrichtung der Natur ſelbſt gelegt worden, wie zweckmäßig wir für das geſchaffen ſind, was da iſt, wie übereinſtimmend hier die Maſchine mit dem gebauet worden, der ſie brauchen ſoll, das überlaß ich zu weiterer Ausführung andern. — Mir ſey es genug, noch hinzuzuſetzen, daß ſich in der Beſchäftigung, die uns die werdende Natur oder ihre Nachahmung giebt, und in dieſem Punkt allein Vergnügen und Unterricht mit einander vereinigen, ſo daß dadurch allein, im wahren Sinn, der Unterricht durch das Vergnügen gegeben wer-

werden kann, den der Dichter ſich zum Endzweck vorgeſetzt hat.

10.

Ich glaube kaum, daß der Vorzug, den ich dem beſſern, nach Anlage der Werke der Natur geordneten Roman gegeben habe, Partheylichkeit oder Vorurtheil heißen könne, wenn man ſich die Mühe giebt, über alles das zurück zu denken, was hier von ſeinem Werth geſagt worden iſt.

Ich verlange nicht, durch mein Urtheil, einige ſehr berühmte und angenehme Werke der hiſtoriſchen Gattung, wie z. B. die Richardſonſchen Romane, herunter zu ſetzen. Dieſe Romane ſind mir beſonders ſeit der Zeit werther als vorher, daß ich in den Gellertſchen Vorleſungen die 258te Seite geleſen. Daß ich aber ein Werk, wie den Agathon z. B. fürs beſſere ausgebe, weil ich, wenn ich es als Roman und überhaupt als ein dichteriſches Produkt betrachte, mit meiner ganzen Ueberzeugung es für beſſer erkenne, das glaub' ich ſagen zu können, ohn' alle Umſchweife.

Und warum ſollt ich nicht? — Wenn mehr Leute, wie ich, den Agathon für ein ſehr vortrefliches Werk erkennen, warum könnte vielleicht die Entwickelung ſeiner Einrichtung nicht Anlaß zu

Ent-

Entſtehung mehrer ſolcher und ähnlicher Werke geben? Man verſteht mich ſchon, was ich unter ähnlichen Werken meine: ſolche, deren innre Einrichtung und Begebenheiten auf die Art nur geordnet ſind, wie die im Agathon. Aehnlichen Innhalt rath' ich nur deßwegen nicht, weil zu viel Gefahr bey der Vergleichung ſeyn dürfte.

Die Sachen hat der Romanendichter ja in Händen, aus welchen er ſolch ein Werk aufbauen kann; Perſonen und Begebenheiten. Er glaube nicht, daß er zum Nachahmer, oder eigentlich zu dem Geſchöpf werde, das Horaz ein ſervum pecus nennt, wenn er, in dieſem Stück der Anordnung ſeines Werks, einem andern folgt. Denn dieſer ſo wohl, als er, ſind beyde hier nichts, als Nachahmer der Natur. In den **weſentlichen, aus der Natur der Sache fließenden,** und mit der **wirklichen,** von ihm nachgeahmten Welt, **übereinſtimmenden** Stücken, müſſen alle gute Dichter einander gleich ſeyn. Der Unterſchied beſteht bloß in der äußern Geſtalt und Form, in den Zierrathen, und dem Putz, in welcher die Sache erſcheint. Das ſi je fais — *ma* façon kann alſo nur hievon gelten. Und wer wird dem Dichter darinn Geſetze vorſchreiben können? wenn er mit ſeinen Mitteln diejenigen Abſichten verbindet, die ſich aus der Natur dieſer Mittel ergeben, wenn

er

er nicht bloß dichtet, um zu dichten, ſondern mit ſeinen Arbeiten diejenigen Zwecke verbindet, ohne welche dieſe Arbeiten unnütze Zeitvertreibe ſind; wenn er, bey Abfaſſung ſeiner Werke, ſich nicht mit dem, ſehr vom Ohngefehr abhängenden, Troſte beruhigt, daß er doch wohl irgend einem Menſchen nützlich werden könne, ſondern wenn er ſie ſo einrichtet, daß ſie den, aus ihrer Natur und Gattung, herfließenden Vortheil, zu unſerm Nuzzen und Vergnügen, gewähren: ſo hängt es ſehr von ſeiner Willkühr ab, uns mit einem Agathon, oder Triſtram, mit einem Helden, oder mit ſeinem Waffenträger zu unterhalten; es hängt ſehr von ihm ab, Sternens oder Fieldings oder Goldſmits Laune anzunehmen, (wenn ſich nur nicht zwiſchen ihr, und ſeinen Gegenſtänden ein beleidigender Kontraſt findet.) Ich nenne die übrigen Veränderungen nicht, die aus dem Genie des Dichters, und ſeiner verſchiedenen Abſicht entſpringen können, weil ſie ſich von ſelbſt ergeben. Nur muß er ja dies Aeußere nicht fürs Wichtigſte, fürs Nothwendigſte, fürs Einzige bey der Sache anſehen (wie wir Beyſpiele in Theorien haben) — ſondern ſich erinnern, daß auch im wirklichen Leben, wenn man nicht ein Hofman, oder ein Geck, oder ein junger Herr, oder ein Kind iſt, das Kleid nie das Weſentlichſte am Manne ausmacht. — Er gebe uns

alſo nur innre Geſchichte; das andre hängt von ſeiner Willkühr ab! —

Man fürchte übrigens nicht, daß wir je, auch unter ſehr guten Erziehungsanſtalten, zu viel von denen Leuten erhalten werden oder können, bey welchen das Kleid nicht das Weſentlichſte iſt; Oder — weil die fortgeſetzte Allegorie leicht bitter oder zweydeutig werden könnte — man fürchte nicht, daß die kommenden Romanendichter einen Mißbrauch von den hier angeprieſenen und entwikkelten Grundſätzen machen, und uns mit Werken dieſer Art überſchwemmen werden. Der Werke ſelbſt könnten wir wohl ſo bald nicht zu viel erhalten; aber es gehört ſo viel Kenntniß des innern und äußern Menſchen dazu; es bedarf ſo vieler Zeit, ſolch ein Werk zu Stande zu bringen, daß wir uns von unſern geſchwinden Romanendichtern keinen Ueberfluß ſolcher Werke vermuthen dürfen. Und Mißbrauch im andern Sinn, das heißt unrichtige Anwendung der gefundenen Bemerkungen würde eben nicht ſchädlich werden können. Mißgeburt gegen Mißgeburt — denn zur Welt wird deren doch kommen — kann die noch immer am mindſten ſcheußlich ausſehen, die nicht aus ganz ungeſunder Nahrung entſprungen iſt.

Auch nicht Einförmigkeit iſt in unſern Romanen dadurch zu beſorgen. Der Veränderungen,

die

die aus dem verſchiedenen Genie der Dichter, in der äußern Einrichtung des Werks entſtehen können, iſt ſchon gedacht. Und in der Materie ſelbſt kann ſich eben ſo viel Verſchiedenheit finden. Zuerſt, in Anſehung des Aeußern!

Nicht allein ſo mannichfaltig, durch die Abwechſelung der Begebenheiten, als die gewöhnlichen hiſtoriſchen Romane, ſondern noch mannichfaltiger kann der beſſere Roman werden. Die innere Geſchichte verſchiedener Menſchen erfodert verſchiedene Begebenheiten; und gewiß können und müſſen ſie abwechſelnder ſeyn, als die Folgen einer Liebesintrige. Und wenn dieſe Verſchiedenheit der Begebenheiten ſelbſt nicht ſtatt fände, wenn ein gewiſſes Einerley in ihnen herrſchen müßte: ſo würden dieſe Begebenheiten durch ihren verſchiedenen Beytrag zum Ganzen, durch ihre Einwirkung auf die verſchiedenen Charaktere, eine Verſchiedenheit erhalten, vermöge welcher uns eine und dieſelbe Begebenheit unter hundertfacher Geſtalt erſcheinen könnte. Wie mannichfaltig, wie verſchieden würde z. B. nicht die Liebe, nach Maaßgabe der verſchiedenen Wirkung, die ſie in verſchiedenen Menſchen hervorbringt, auftreten müſſen? — Dem beſſern Romanendichter ſtehen die Begebenheiten und Vorfälle des gewöhnlichen Romans frey, (wenn es nämlich nicht jene ſeltſame Abentheuer,

jene unnatürliche Vorfälle ſind); er macht aber einen andern Gebrauch von den guten. Sie ſind für ihn nichts, als Mittel, ſo wie ſie für jenen Endzweck ſind. Und wenn er natürlich jene Abentheuer aufgiebt: ſo verliert zuerſt der Leſer nichts dabey, und dann bietet dem Dichter die Natur ſo viel andre zu ſeinen Zwecken dar, daß er gewiß reicher iſt, als der gewöhnliche Romanſchreiber.

Und wenn die Begebenheiten, die äußre Geſchichte ſo iſt, daß ſie ſich nicht mit einer Art von Täuſchung für wahr annehmen läßt; wenn ſie auch, um mich mit verdienſtvollen Kunſtrichtern auszudrücken (S. N. Bibl. der ſch. Wiſſenſch.) einen Schein von Allegorie, von Erdichtung hat, — wenn nur die Charaktere, und ihre innre Geſchichte nach der Natur geſchildert, nur die Handlungen und Sitten, Handlungen und Sitten wahrer Menſchen ſind, — und ich ſetze hinzu, wenn er mit dieſem Aeußern nur nicht, wie gedacht, ins Unnatürliche und Uebertriebene fällt: — ſo kann dieſer romantiſche Anſtrich ſo gar das Vergnügen des Leſers erhöhen. Da aber freylich nicht jede Imagination die Imagination des H. Wielands iſt, um uns jene Schätze, jene Bezauberungen zu verſchaffen, die auch im Agathon uns ſo ſehr entzücken: ſo will ich, dieſer Urſache wegen, auch hierinn die wirkliche Welt lieber empfehlen.

In Anſehung ſeines innern Innhalts hat der beſſere Roman eben ſo wenig Einförmigkeit, als in Anſehung ſeines Aeußern. Der Punkt, von welchem der Dichter ausgehen, und wohin er ſeinen Helden führen will, hängt ganz von ihm ab. Die Einſchränkungen wenigſtens, die er über das Letztere, in der Folge dieſes Verſuchs, noch finden wird, laſſen ihm immer noch tauſendfältige Freyheit. Er kann den Held in der Wiege aufnehmen, (oder auch, wie Triſtram ſich anfängt, vor der Geburt ſchon) — und ihn, anſchauend, vor uns ausbilden und werden; oder eine Perſon in gewiſſen ſchon fertigen Jahren wählen, und ihr die vorgeſetzte, zweckmäßige Geſtalt durch ihre verſchiedenen Begebenheiten, vor unſern Augen, annehmen laſſen. Er gebe uns nur innre Geſchichte; er gebrauche nur das, was er braucht, nach ſeiner Natur; er verkenne nur ſeine Materialien nicht, und verwechſele Endzweck und Mittel mit einander! —

Der Freyheit, die er in der Wahl ſeiner Charaktere hat, hab' ich ſchon gedacht. Es wäre ganz franzöſiſche Grille, hier Perſonen von gewiſſer Gattung auszuſchließen, weil ſie nicht in den Zirkel der gens du bon ton, der Leute von ſo genannter feiner Lebensart gehören.

Diderot [s]) nennt dies im Drama eine lächerliche Ehrerbietung; und im Roman kann es gewiß nicht anders heißen. Wenn uns der Dichter nicht mit dem low life der Engländer unterhalten darf: ſo kann doch der deutſche Landjunker ſo gut, wie der Hofmann, der balſamirte, Zuckerſüße Petitmaitre ſo gut wie Sebaldus Nothanker, der Innhalt des Werks werden. Auch die Damen aller Art ſtehen ihm zu Gebot. Jeder Menſch hat ſeine innre Geſchichte. —

Vorzüglich kann der Dichter uns bey dieſer Behandlung des Romans, mit einheimiſchen Sitten unterhalten. Um das Innre irgend eines Menſchen wahrhaft zu behandeln, Urſach und Wirkung immer in genauer Verbindung zu zeigen, muß man die äußern Umſtände, die auf dies Innre zurück wirken können, und immer darauf wirken, in die genaueſte Erwägung ziehen. Wer es uns aufklären, wer uns die innre Geſtalt irgend eines Menſchen anſchauend darlegen will, muß alle die äußern Umſtände genau kennen, die auf ſeine Ausbildung Einfluß haben, und gehabt haben. Dieſer Einfluß iſt ſehr gewiß. Wer vermag ihn aber bey

Aus-

s) Un inconvenient trop commun, c'eſt que par une *veneration ridicule* pour certaines conditions, bientôt ce ne ſont les ſeules dont on peigne les moeurs. T. 2. p. 260. (Edit. de Berl.)

Ausländern zu überſehen? — Und eben dadurch könnte dann der Dichter für die Nation höchſt lehrreich werden, wenn er ihr zeigte, wie mit ihren Anſtalten und Einrichtungen, mit ihren Vorurtheilen und Erziehungsplanen, aus dem jungen Deutſchen nichts anders werden kann, als ein Geſchöpf, das ſich in andern oft ſelbſt verachtet. Wir ſchreyen alle wider Nachahmungsſucht; wir klagen alle über den Mangel von Originalität, und keiner zeigt, wie wir, vielleicht ohne daß wir ſelbſt es wiſſen, das werden, was wir alle nicht gern ſeyn wollen, und vielleicht alle, mehr oder weniger, ſind. Und wenn wir es durch Umſtände würden, die nicht vom bloßen Menſchen allein abhangen, warum ſollte der Dichter nicht auch dieſe Umſtände in einem Lichte zeigen können, das weder zu verhaßt, noch zu hell ſchiene? — Mit der vorgeſchlagenen Behandlung der Begebenheiten, mit der Freyheit, den kleinſten unbedeutendſten Vorfall darinn nützen und anziehend machen zu können, darf der Dichter ja nicht fürchten, daß dieſe kleinen Umſtände dem Leſer langweilig, oder ſeine Perſonen ununterhaltend dünken werden. Die Klage, daß deutſche Originale Ekel oder Schlaf erwecken, wird durch dieſe Behandlung — wenn der Dichter ſonſt ſeine Kunſt verſteht; und was gehn uns andre an? — unmöglich gemacht. — Eigentlich gilt dieſe Klage

auch nur vom Drama. Das Schauſpiel kann uns, nach der Natur ſeiner Gattung, nichts, als ſchon fertige und gebildete Charaktere zeigen, die der Dichter, zur Hervorbringung eines Vorfalls oder einer Begebenheit unter einander verbindet. Zum Wirklichwerden einer Begebenheit wird dies erfodert; und dies Wirklichwerden iſt der Zweck des Drama. — Hierinn liegt auch der eigentliche Unterſchied zwiſchen Drama und Roman. So wie jenes die Perſonen braucht, damit eine Begebenheit ihr Daſeyn erhalte, weil, wenn wir Shakeſpears hiſtoriſche Schauſpiele ausnehmen, nur eine Begebenheit der eigentliche Innhalt deſſelben iſt, eben ſo hat der Roman mehrere und beſondere Begebenheiten, die ſich in einem größern Umfange von Zeit zutragen, mit einander zu verbinden, und dieſe Verbindung kann nun nicht anders, als natürlich durch die Formung und Ausbildung, oder innre Geſchichte eines Charakters erhalten werden. Der dramatiſche Dichter hat nicht Zeit, noch Raum, uns auf dieſe Art zu unterhalten. Obgleich bey ihm das innre und äußre Seyn ſeiner handelnden Perſonen ſo genau mit einander verbunden iſt, als es im Roman nur immer ſeyn kann — ich habe Beyſpiele davon angeführt — obgleich dieſe Verbindung in ihm, ſich ſo gut zeigen und ſichtbar ſeyn muß, als im Romanendichter, wenn er etwas mehr

ſeyn

ſeyn will, als ein gewöhnlicher Werkmeiſter: ſo kann doch, wegen der Kürze der Zeit, und der Schnelligkeit der Handlung, dieſer, durch die Begebenheiten im Charakter gemachte Eindruck, dieſe, als Wirkung der Begebenheiten erfolgte Formung, nicht anſchauend ſichtbar werden. Daher iſt denn auch im Drama die Umſchmelzung eines Charakters, das, was man durch Sinnesänderung ausdrückt, ein ſo gröblicher Verſtoß wider Wahrheit und Natur, weil der dramatiſche Dichter nicht Zeit und Raum hat, dieſe Umformung zu bewirken. Dem Romanendichter aber iſt die Veränderung des innern Zuſtandes ſeiner Perſonen eigenthümlich. Die innre Geſchichte des Menſchen, die er behandelt, beſteht aus einer Folge abwechſelnder und verſchiedener Zuſtände. Freylich aber muß dieſe Veränderung nicht, wie ſchon gedacht, ohne hinlängliche, auf die Perſon wirkende Urſachen, und in einer Zeit wirklich werden, deren Unwahrſcheinlichkeit wegen man ſie dem dramatiſchen Dichter verbietet. — Der Romanendichter, der die Eigenthümlichkeiten ſeines Produkts nicht kennen oder nutzen, und da ihm die Behandlung vieler und mancherley Begebenheiten, ohne ſie durch die Ausbildung und innre Geſchichte eines Charakters unter einander zu verbinden verſagt iſt, ſich auf die Behandlung einer einzeln wichtigen Begebenheit ein-

ſchränken wollte, würde dadurch ſich freywillig der Vorzüge und Eigenthümlichkeiten ſeines Werks begeben, und ſich zugleich der Gefahr, mit dem dramatiſchen Dichter verglichen zu werden, bloßſtellen. Ich ſage mit Recht, Gefahr. Denn bey ganz ähnlichem Innhalt und Endzwecken, und bey gleich vollkommener Behandlung des Gegenſtandes, würde der Romanendichter ſehr augenſcheinlich verlieren. Die Illuſion, die das Drama durch die vermeinte Gegenwart der Perſonen und ſeine ganze Einrichtung bewirkt, iſt, verglichen mit der Illuſion im Roman, ſo mächtig, ſo anziehend, daß man bey dieſer ſehr leicht einſchlafen kann, wenn man nicht, durch die Eigenthümlichkeiten, und die übrigen Vorzüge des Romans, wach erhalten wird, die ſich, in dem hier angenommenen Fall, nicht finden.

II.

Wenn die Ausbildung und Formung, die ein Charakter durch ſeine mancherley Begegniſſe erhalten kann, oder noch eigentlicher, ſeine innre Geſchichte, das Weſentliche und Eigenthümliche eines Romans iſt: ſo entſteht natürlich die Frage: bis zu welchem Punkte der Romanendichter den Charakter führen, wo er ihn ſtehn laſſen könne, wenn der Leſer beruhigt ſeyn ſolle?

Es

Es giebt Leute, die da behaupten, daß es gar nicht nöthig ſey, den Leſer zu einem beruhigenden Punkte zu bringen, ſondern daß der Dichter das Recht habe, mitten im Lauf der Begebenheiten, aufzuhören. Man nennt ſo was täuſchen; und glaubt dadurch dem Leſer ein Vergnügen mehr gegeben; oder wenigſtens Proben eines erfinderiſchen Genie's, in ſolcher Anordnung eines Werks, gezeigt zu haben. —

Home mag, an meiner ſtatt, dieſe Leute widerlegen. In dem Kapitel von Würde und Niederträchtigkeit, heißt es: „jedes Werk, das Kunſt und Erfindung zeigt, erregt unſre Neugierde nach zwey Umſtänden; zuerſt, wie es gemacht iſt, und hernach, zu welcher Abſicht es gemacht iſt. Unter dieſen beyden Unterſuchungen iſt die letzte die wichtigſte, weil allemal die Mittel der Abſicht entſprechen müſſen; und in der That wird unſre Neugierde von der Endurſache weit mehr gereizt, als von der wirkenden Urſache. Dieſer Vorzug, den jene vor dieſer hat, fällt nirgends mehr in die Augen, als wenn wir die Werke der Natur betrachten. Wenn wir in der wirkenden Urſache Macht und Weisheit entdecken, ſo zeigt die Weisheit nicht weniger in der Endurſache; und in dieſer allein werden wir die Güte gewahr, die unter allen göttlichen Eigenſchaften die wichtigſte für den Menſchen iſt.“

Und an einer andern Stelle ſetzt er hinzu: „Die Methode, der Neugier des Leſers zu ſpotten — verhindert die Sympathie, die eine intereſſante Begebenheit wirkt, wenn man ſie nicht unterbricht.“ t)

Es iſt alſo der Vortheil des Dichters, ſeine Leſer bis zu einem beruhigenden Punkte zu führen; und nichts weniger als ein Verdienſt, ein Haufen Materialien zuſammen zu führen, den Grund zum Hauſe zu legen, und dann es ohne Dach ſtehen laſſen. Solch Haus fällt in den Grund, und Krähen und Raben niſten am Ende darinn. —

Und warum hätte der Dichter das, was er vorgehn und geſchehen läßt, geſchehen laſſen, wenn es nicht zu einem gewiſſen Zweck, zu einer gewiſſen Abſicht geſchehen wäre? Wenn dieſer Zweck, dieſe Abſicht nun ein Nichts iſt, wenn die ganze Reihe von Wirkungen und Urſachen nun mit einem mal abgeſchnitten wird, ohne ſich in einen Punkt zu vereinen: wie wird der Dichter von ihrer Anordnung, von der Urſache, warum ſie vielmehr ſo, als anders verbunden ſind, warum die Begebenheiten ſich vielmehr ſo, als anders zugetragen haben, — wie wird er hiervon Rechenſchaft geben können? Dieſe Rechenſchaft iſt er ſeinen beſten Leſern ſchuldig; und

t) Elements of Crit. Ch. 11. - 9. (nach der erſten Auflage.)

und ſie werden ſie von ihm fodern. Ohne Vereinigung der verſchiedenen einzeln Fäden eines Werks in ein Ende, ohne Verknüpfung ihrer in einen Knoten, läßt ſich kein wahrhaftes Ganzes denken.

Die alte Erfindung, den Roman mit der Hochzeit zu enden, iſt wirklich ſo ganz übel nicht. Dieſer Punkt iſt gewöhnlich der Ruhepunkt unſers äußern Lebens; und da nun dieſe Romane uns nur mit der äußern Geſchichte ihrer Perſonen unterhalten: ſo hören ſie natürlich hier am ſchicklichſten auf. An fernern Abentheuern würde es unſern Erfindern gewiß nicht fehlen, wenn ſie nicht fühlten, daß die Reihe der Vorſtellungen, die ſie im Leſer erregt haben, ſich hier ſehr gut enden könne, ohne daß unter den vorhergegangenen ſich welche befinden, die die folgenden nothwendig machten.

Der beſſere Romanendichter hat andre und muß andre Abſichten mit ſeinen Perſonen haben, als die bloße Beſtimmung ihres äußern Geſchicks. Die Ausbildung, oder vielmehr die Geſchichte ihrer Denkungs- und Empfindungskräfte iſt ſein Zweck. Dieſe in einem Zuſtande zu laſſen, in welchem ſie nichts ſtätes, nichts geſetztes haben, hieße ſo viel thun, als — Nichts. Denn warum etwas machen, das, weil es das nicht bleiben kann, was es iſt, uns durch ſein hin und her Schwanken nur in Unruhe ſetzen würde, und lieber ganz ungemacht,

ganz

ganz ungethan hätte bleiben können? Der Punkt muß alſo ſtäte und feſt ſeyn. —

Wenn wir den Roman bloß von der Seite anſehen, daß er nur die innre Geſchichte einer Perſon enthält; ſo ſcheint er nicht das ganze Leben eines Menſchen, von ſeiner Geburt, bis zu ſeinem Tode, umfaſſen zu dürfen. Es hat das Anſehn, als ob dies umſonſt Dichten heißen könne, weil dies Etwas machen hieße, das wieder aufhörte zu ſeyn. Warum hätte der Dichter erſt geſchaffen, wenn er wieder untergehen laſſen wollte? Warum hätte er ſein Werk erſt ins Seyn gerufen, wenn er es zum Nichtſeyn wieder zurück führen wollte? Denn aus eben dem Keim, woraus die Vollkommenheiten des Menſchen ſich entwickeln, entwikkelt ſich auch ihre Vernichtung; oder vielmehr dieſe Vollkommenheiten, dieſe Eigenſchaften des Menſchen werden der Keim ſelbſt, der die Vernichtung enthält. Und warum ſie erſt ſchaffen, wenn ſie nur zu dem Gebrauch geſchaffen ſind? Was könnte dem Leſer darüber Beruhigung geben? Die Genugthuung, die ihm hierüber die Natur gewährt, kann ihm der Dichter nicht verſchaffen. In der Natur dauert alles fort; und aus dem, was ſichtlich untergeht, entſteht etwas anders. Was aus dem Helden des Romans, wenn ihn der Dichter von der Wiege bis ins Grab geführt hätte, wer-

den

den würde, wüßten wir nicht, und könnten wir nicht wiſſen. Aber, daß aus dem Staube des Helden in der Natur etwas anders wird — und wäre es auch nur eine Staude, eine Blume — das ſehen wir, davon ſind wir überzeugt, und wiſſen, daß es nicht anders ſeyn kann. Und eigentlich geht von dieſem Helden ſelbſt gar nichts, vor unſern Augen unter. Der hier zerriſſene Faden wird dort wieder angeknüpft; oder vielmehr der eigentliche, wahre Faden dauert ununterbrochen fort. Der Gedanke, die Vorſtellung von einer Verwandlung in Nichts, iſt für die Menſchheit, in aller Art, der troſtloſeſte, der ſchrecklichſte aller Gedanken. Wir können ihn nicht aushalten, nicht ertragen. — Die gütige Vorſicht hat ihn uns unbegreiflich gemacht. —

Es ſcheint auch noch eine andre Urſache da zu ſeyn, warum der Dichter nicht bis zu dieſem Punkt ſeinen Helden führen dürfe? Dieſe Urſache liegt vielleicht in den Gränzen ſeiner Kunſt. Er würde uns nämlich nicht **anſchauend** die Verbindung zeigen können, die ſich zwiſchen dieſem Ausgange aus dem Leben, zwiſchen dieſem Ende ſeines Helden, als **Wirkung**, und zwiſchen den vorhergegangenen Zuſtänden deſſelben, als **Urſach** dieſer Wirkung, findet. Die Verbindung liegt im Körper; und iſt alſo außer ſeiner Macht. —

Aber

Aber eben dadurch wird nun dieſe Verän-
derung des Zuſtandes eines Menſchen, zu ſeiner äußern Geſchichte gehören: und dann ſcheint dem Dichter auch dieſe Verwandlung erlaubt. Wenn nämlich der innre Zuſtand des Menſchen ein ſolcher iſt, daß er, auf keine Art, in dieſer Welt mehr befeſtigt und ſtäte gemacht werden könne: ſo glaub' ich, daß der Dichter dieſen äußern Zuſtand erfolgen laſſen dürfe, weil nur dann dadurch der Leſer befriedigt werden zu können ſcheint. Ich habe, unter dem Titel, Geſchichte der Einbildung, einen Roman im Manuſcripte geſehen, in welchem die innre Geſchichte eines Menſchen bis zu einem Punkte geführet war, wo die Perſon nicht ſtehen bleiben konnte, wenn nicht der Leſer höchſt unbefrie-digt ſeyn ſollte. Hier hatte der Dichter natürlich mit dem Tode ſchließen müſſen. Doch was führ' ich unbekannte Beyſpiele an? Wir haben eine Clariſſa; und wenn gleich dieſer Roman, beſonders im Anfange nicht, Clariſſens innre Geſchichte ent-hält: ſo ſehen wir doch in der Folge, und beſonders gegen das Ende, ſehr viel davon. Und dieſe innre Geſchichte endigt ſich mit Clariſſens Tode. — Nur ſcheint es, daß in dieſen Fällen der Dichter ſeine Perſonen in einem gewiſſen, ſchon fertigen Zuſtande aufnehmen, und von einem Zeitpunkte ihn anfangen müſſe, wo, ſo zu ſagen, die Grund-

lagen ſchon, zu dieſem Ausgange gelegt waren. Die Perſon muß ſchon geſchaffen, muß ſchon da ſeyn; ihr Entſtehn, ihr Werden muß ſich nicht von ihm herſchreiben, wenn er in dieſem Falle ſich nicht immer noch jenen Vorwurf, umſonſt geſchaffen zu haben, zuziehen will. —

Wenn aber dieſe Perſonen durch ihn geworden ſind; wenn jene Veränderung des äußern Zuſtandes nicht ſtatt finden darf, oder kann: ſo ſcheinen noch einige Bemerkungen nothwendig zu ſeyn. Der Dichter könnte alsdenn vielleicht ſeinen Helden auf einem Punkte ſtehen laſſen, der, ob er gleich ſtäte und feſte wäre, dennoch die Leſer unbefriedigt und unberuhigt laſſen könnte. Er könnte die Perſon nämlich zu einer höchſt elenden Denkungs- und Empfindungsart geführt haben; und dies wäre dann ſo viel, als einen Haufen Materialien und Mittel zuſammen ſchleppen, um ein Haus daraus zu bauen, das aus lauter Mängeln und Realitäten beſtände, das unendlich mehr böſe, als gut wäre. Und wer wollte gern ſolch ein Gebäude aufführen? wer gern dem großen Werkmeiſter der Natur ſo unähnlich werden? — Das Vergnügen, jemand glücklich zu ſehen, und glücklich zu machen, hat zwar, ſelbſt wenn man es auf Perſonen der Einbildung nur anwendet, ſo viel Reiz, daß dieſer Fall nicht ſo leicht zu befürchten ſcheinet; aber dennoch...

was

was geſchieht nicht oft? — Allein es giebt auch Hütten, die gut und dauerhaft, nur in ihrer Art es ſind, und dieſe — doch ohne Figur!

In der wirklichen Welt werden wir, durch alle Begebenheiten unſers Lebens, auf dieſe oder jene, aber immer auf die, für uns, für unſer Seyn, für unſern ganzen Zuſtand aufs **Beſte** paſſende Art ausgebildet. Wir, unſer Charakter, unſer eignes Selbſt, iſt am Ende, ſo ſchlimm wir ſelbſt es auch oft angelegt haben, nach Maaßgabe aller Umſtände, immer das **Beſte**, das aus uns werden konnte. —

Der höchſte Grad einer poſitiven Vollkommenheit braucht — und kann auch nicht der Punkt ſeyn, bis wohin der Dichter ſeinen Helden, um die Leſer zu beruhigen, führen darf. Wenn der Leſer nur nicht in ihm, geradezu den Schöpfer des Böſen erkennt; wenn er nur ſeine Perſonen in einen Zuſtand ſetzt, der, nach den, in ſeiner kleinen Welt befindlichen Umſtänden, und den Eigenſchaften der Perſonen, der beſte für ſie iſt. Hierdurch nur allein wird er der wahre, ächte Nachahmer des großen Alls, der er ſeyn will. Und hiermit verträgt ſich die vorgedachte Veränderung des **äußern** Zuſtandes der Perſonen ſehr gut. Denn bey der Lage ihres **innern** Zuſtandes, die dort angenommen worden, iſt dann dieſe äußre Veränderung gerade das **Beſte** für ſie.

Man

Man kann hieraus ſehr leicht folgern, daß, ſo wie in dem eben angeführten Fall, das Aeußre des Zuſtandes der Perſonen mit ihrem Innern, in ſo fern ganz zuſammen, und übereinſtimmte, ſo daß das eine für ſie ſo gut das Beſte war, als das andre, — dieſe Uebereinſtimmung, als eine natürliche Folge der genauen Verbindung, worinn das Aeußre und das Innre des Menſchen ſich immer befindet, auch in allen übrigen Fällen nothwendig iſt. Die äußre Situation, mit welcher das Werk ſich endet, muß alſo auch für den Leſer ein Punkt der Beruhigung ſeyn. —

Wenn das Innre des Menſchen, die Geſchichte ſeines Charakters, ſeines Seyns immer das Hauptaugenmerk des Dichters bleibet; — wenn der Weg zu dem Beruhigungspunkte, der hierinn für die Leſer nöthig iſt, oder eigentlicher zu jedem dieſer beſondern Punkte (denn ihrer können, wie vorhin gedacht, ſehr viele ſeyn) vielleicht nur einer iſt: ſo muß der Romanendichter alſo wohl vorher berechnen, damit er nicht Umwege nimmt, oder zu viel Wegs geht, um dahin zu kommen. Die Bildung und Formung der Perſon in dieſe, oder jene Geſtalt, das Reſultat ihrer innern Geſchichte, muß durch ſolche Begebenheiten hervorgebracht werden, als

1) nöthig waren zu dieſer Wirkung. Die Perſon muß gerade auf dem Punkte ſtehen, auf

welchem ſie, nach Anlage der Umſtände, und der Begebenheiten ſtehen kann.

2) Es müſſen deren nicht mehr ſeyn, als nöthig waren. Der Eindrnck der einen muß nicht durch den Eindruck der andern ganz vernichtet und überflüßig gemacht werden, ſo daß man der erſtern hätte entbehren können.

3) Es müſſen nicht widerſprechende Begebenheiten ſeyn, vermöge welcher man glaubt, Eigenſchaften in einer Perſon vereinigen zu können, die ſich nicht mit einander vertragen. Mit einem Wort, es muß Uebereinſtimmung, es muß Einheit im Charakter ſeyn. Das mehrere hierüber in der Folge!

12.

Ich komme zu dem Innhalt der einzelnen Theile eines Romans. Dieſer Innhalt kann entweder ſo beſchaffen ſeyn, daß er geradeswegs Unterricht und Lehren für uns enthält; oder er kann ſich bloß mit unſern Empfindungen beſchäftigen. Ueber die Art, wie wir jenen Unterricht erhalten können, über die Geſtalt, die diejenigen Gegenſtände haben müſſen, welche Empfindungen, wie ſie Menſchen zukommen, in uns erzeugen ſollen, iſt vielleicht noch allerhand zu ſagen nöthig.

Zuerſt

Zuerſt vom Unterricht in dieſen einzelnen Stellen. Wer ſieht nicht, daß dieſer Unterricht, dies Moraliſiren, das gerade zu nichts als Moral iſt, was ganz anders iſt, als jene, aus Begebenheiten gefolgerte Lehren? —

In der vorhin angeführten Scene aus Emilia Galotti findet ſich ein Beyſpiel, wie ſehr vortreflich, und mit aller möglichen Wahrſcheinlichkeit der Leſer geradeswegs Unterricht erhalten, und mit lehrenden Ideen beſchäftigt werden könne. Und eben dort iſt auch die genaue Verbindung dieſer Scene mit dem Ganzen des Werks, ihre Nothwendigkeit für das Trauerſpiel, erwieſen. Eben ſo könnt' ich aus Muſarion ... ich müßte den größten Theil der Muſarion herdrucken laſſen, wenn ich alle die Stellen anmerken wollte, die geradeswegs Unterricht enthalten. In der Gattung dieſes Gedichts, und in dem beſondern Innhalt von Muſarion lag natürlich mehr Veranlaſſung dazu, als in einem Trauerſpiel liegen kann. Die beyden Philoſophen unter andern ſind in Umſtände geſetzt, in welchen ſie ihre Denkungsart und Geſinnungen äußern müſſen; und wer aus dieſer Aeußerung, auch im eigentlichen Sinne, nichts lernt, hat nur ſich die Schuld beyzumeſſen. Der Auftritt iſt zugleich ſo genau mit dem Ganzen als Wirkung und Urſach verbunden; er erfolgt ſo eigenthümlich aus der

Denkungsart der handelnden Perſonen; er ſetzt ihren ganzen innern Zuſtand in ein ſo helles Licht, und wird alſo zugleich ein ſo glückliches Mittel zur Individualiſirung der Perſonen, — daß er auch, aus dieſem Geſichtspunkt betrachtet, gleich wahr, und gleich vortreflich iſt. Phanias konnte, ohne dieſe Scene nicht das werden, was er wird, er konnte nicht von ſeinen Irrthümern zurück kommen; die beyden Aſterweiſen konnten nicht den Charakter haben, den ſie des Ausgangs wegen haben müſſen; wir konnten nicht ſo innig, aus der Vergleichung zwiſchen dem, was ſie reden, und was ſie thun, erkennen, was es eigentlich für Geſchöpfe ſind, — wenn uns der Dichter nicht mit den Syſtemen der Stoiker und Pythagoräer unterhalten hätte. Eben ſo lehrreich, im eigentlichen Sinn, iſt die Unterhaltung, — natürlich der Theil der hieher gehört — welche Phanias mit der Muſarion im dritten Buche hat, wo jene Syſteme geprüft, und des Leſers Vorſtellungen berichtigt werden. Und eben ſo richtig, und ſo nothwendig, wie die vorhergehende Scene, iſt ſie mit dem Ganzen, mit dem Zweck des Dichters verbunden.

Nicht ſo verhält es ſich mit dem größten Theil der moraliſchen und critiſchen Betrachtungen, von denen einige neuere Romane wimmeln. Oft

Je ſaute vingt feuillets pour en trouver la fin,

und es gelingt mir doch nicht. Die Richardſonſchen Romane ſind es, die zu dieſer Einwebung moraliſcher Sentenzen, und critiſcher Bemerkungen den Anlaß gegeben; aber der Engländer hat es immer noch mit einer gewiſſen Sparſamkeit, und mit einer zehnmal größern Schicklichkeit gethan, als ſeine deutſchen Nachahmer.

Und ſchicklich ſind, wie gedacht dieſe Sentenzen, dieſe Ausſpinnungen moraliſcher Lehrſätze, dieſe Beobachtungen über des Menſchen Thun und Laſſen allein, wenn in dem Gange des Werks dadurch eine Wirkung hervorgebracht wird, ſo, daß das Ganze dadurch fortrückt, und ſeinem Ziele näher kommt, oder wenn dadurch ein Licht aufgeſtecket wird, das uns den Zuſammenhang aufkläret. Alsdenn ſind dieſe Betrachtungen nicht mehr Einſchiebſel, ſondern ſind fürs Ganze ſo nothwendig, als irgend ein andrer Theil. Wir wollen die Sache näher betrachten.

Die mehrere oder wenigere Schicklichkeit und Wahrſcheinlichkeit erhalten ſolche Stellen, je nachdem ſie ſich entweder vom Autor ſelbſt und von ſeinen Perſonen herſchreiben. Der Verfaſſer des Agathon hat ſehr viel moraliſche Betrachtungen in ſein Werk hineingeſchoben; allein ſie ſind ſchlechterdings nothwendig, um die vergangenen Begebenheiten

ins hellſte Licht zu ſetzen, dem Leſer den rechten Geſichtspunkt zu zeigen, aus dem er Charakter und Vorfall beurtheilen ſoll, und den Einfluß jeder Begebenheit auf den Charakter des Agathon aus einander zu ſetzen. Das vierte Kapitel des achten Buchs (Erſt. Aufl.) hat die Ueberſchrift: eine kleine Abſchweifung, und könnte leicht einigen Leſern entbehrlich ſcheinen. Aber der weiſere Dichter hat in ihm die Rechtfertigung gegeben, warum er den Agathon lieben laſſen? Der denkende Leſer findet darinn die Aufklärung über Agathons ganze Begebenheiten zu Smyrna, — über die Macht der Liebe, — über ihren Einfluß auf das menſchliche Herz: Dinge, die alle nothwendig ſind, unſre Vorſtellungen vollſtändig zu machen, und die doch mancher Leſer nicht aus ſich ſelbſt herauszufinden vermag. Ich ſehe nicht ab, wie ohne dies Kapitel die innre Geſchichte Agathons berichtigt werden könnte?

Auf dieſe Art nun kann der Dichter in eigner Perſon moraliſiren. Nicht alltägliche Bemerkungen, die jeder ſelbſt machen kann, wenn er es verdient, daß der Dichter als Leſer an ihn denkt, — nicht entbehrliche Zuſätze und Digreſſionen, die man wegſchneiden kann, ohne die mindeſte Lücke im Werk und in unſern Vorſtellungen gewahr zu werden, ſoll der Dichter einflicken. —

Noch weniger ſollen es die Perſonen. Situation und Charakter ſind ihnen gewöhnlich beydes gleich ſehr im Wege, nur Bemerkungen ächter Art anzubringen; vielweniger denn moraliſches oder kritiſches Geſchwätz.

Wenn die Bemerkungen der Perſonen Schicklichkeit haben ſollen, ſo müſſen zuvörderſt ihre Charaktere ſo gebildet ſeyn, daß ſie moraliſiren können, und daß wir ihr Moraliſiren gerne hören. Der Vorzug, den launigte Charaktere hierinn haben, iſt bereits bemerkt. Es iſt ihnen natürlich über alles eigenthümlich zu denken, und herauszuſagen, was ſie denken. Man braucht aber auch nicht eben ein Humoriſt zu ſeyn, um Betrachtungen anſtellen zu können. Wir haben vorhin den Dichter des Agathon ſelbſt gehört; er ſagt aber auch im ſechſten Kapitel des achten Buchs von ſeinem Helden, daß er auf der Reiſe nach Syrakus eine Menge Betrachtungen gemacht habe, und dieſe leſen wir zum Theil dort. Zuerſt war nun Agathon der Mann darnach, daß er Bemerkungen anſtellen konnte. Er iſt ſo gebildet, daß er denken muß und kann; aber das, was er denket, trägt ſehr viel dazu bey, dies vermeinte Moraliſiren vollends in ein ſehr vortheilhaft Licht zu ſetzen. — Er moraliſirt nämlich nur über ſich. Seine ganzen moraliſchen Betrachtungen ſchränken ſich darauf ein, ſich ſelbſt ſein

innres Seyn aufzuklären und Rechenſchaft davon zu geben; und der Leſer genießt dieſer Rechenſchaft mit. Außer dem nothwendigen Lichte, das dies Moraliſiren über den Charakter Agathons verbreitet; außer der Richtigkeit und Wahrſcheinlichkeit, die die ganze Sache durch die Denkungsart der Perſon, ſeine letztern Begebenheiten, ſeine ganzen Schickſale erhält; außer der Nothwendigkeit, daß ein Agathon, bey ſolcher Gelegenheit auf ſich ſelbſt zurück kommen muß, wird nun der Leſer im Genuß des Vergnügens, das ihm dieſe Situation, ihrer Wahrheit wegen, gewähren muß, nicht durch den Gedanken geſtöret, daß der Moraliſte, auf Koſten eines andern, auftritt, und ihn unterhält. — Dieſe Vorſtellung hat gewiß Einfluß auf unſer Urtheil über die Betrachtungsreichen Perſonen in den gewohnlichen Romanen. Im geſelligen Leben ſind dieſe Geſchöpfe unausſtehlich, die bey jedem Anlaß, den eine Perſon geben kann, bey dem geringſten Vorfall, ihre Weisheit auskramen, um uns zu zeigen, daß ſie von einer beſſern und höhern Gattung, wie wir, und fähig ſind, uns Unterricht zu geben. Daß ſie im Roman eben dieſe Wirkung hervorbringen, iſt ſehr natürlich. Was iſt eine Perſon hier ſonſt, als eine Geſellſchafterinn, die der Dichter uns zuführet. — Und kaum werden wir im geſelligen Leben, wenigſtens ſichtlich, ſie ſo

finden,

finden, wie es unter andern Henriette Byron, und Sophie ſind. Dieſe Perſonen wollen dem Leſer das Verdienſt wegnehmen, bey irgend einer Begebenheit etwas denken zu können; ſie buchſtabiren uns gleichſam ein Nichts von moraliſchen Bemerkungen vor, und verlangen, daß wir ihnen nachlallen ſollen. — Iſts wahrſcheinlich, daß wir ſie hören werden? Und wenn ſie noch ſo gute Sachen ſagten, ſo ſehen wir ihnen zu ſehr ins Herz, als daß wir ihnen das Recht, unſre Lehrer zu ſeyn, eingeſtehen ſollten. —

Dies Anſehn von Würde und Vortreflichkeit, das, nach des Dichters Vorſatz, dieſe Perſonen durch ihre Bemerkungen erhalten ſollen, und durch deſſen Anmaßung ſie uns ſo ekelhaft werden, weil ſie es, auf Koſten anderer, gewöhnlich nur ſuchen, iſt nicht das einzige, das in dieſen Perſonen den Leſer beleidigt. Die mehrſten dieſer geſchwätzreichen Charaktere vereinigen in ſich Vollkommenheiten und Eigenſchaften, — vermöge welcher ſie nämlich ſolche Schwätzer geworden ſind — die ſchlechterdings mit der Wahrſcheinlichkeit nicht beſtehen können. Ich ſtreite einem Frauenzimmer nicht die Eigenſchaften ab, vermöge welcher ſie z. B. die Unterhaltung haben könnte, die Richardſons Henriette mit H. Walden hat. Aber, wenn man von eben dieſem Frauenzimmer vorgiebt, daß ſie zugleich

 alle

alle mögliche weibliche Vollkommenheiten und Eigenſchaften beſitzt: ſo läugne ich ſchlechterdings die Möglichkeit, daß ſie, beſonders ſehr jung, alle die Kenntniſſe ſich erwerben könne, die zur Führung einer ſolchen Unterredung nöthig ſind. Es giebt Eigenſchaften, die ſich geradeswegs einander ausſchließen, ohne daß ſie, moraliſch betrachtet, einander entgegen geſetzt ſeyn dürfen. Doch hiervon an einem andern Orte! — Wer aber glaubt, daß, wenn man von einer Eigenſchaft und Vollkommenheit reden und ſchwatzen könne, man nun auch das Recht habe, ſie ſich zuzueignen, oder daß man ſie wirklich beſitze, und ſie in Thätigkeit und Ausübung bringen könne, und auf dieſe Art all' die Eigenſchaften in ſich vereinigen, von welchen man zu ſprechen weis, würde nichts mehr glauben, als daß der Dichter, der den Julius Cäſar und den Falſtaff, den Hamlet und den Othello, Julie und Beatrix reden laſſen kann, zugleich Julius Cäſar und Falſtaff, Hamlet und Othello, Julie und Beatrix iſt. — Wir wollen wirkliche Individua vom Dichter haben.

Und alles, was dieſe Henriette [u]) ſagt und thut, ſo wohl in dem vorher angeführten Auftritt, als ſonſt,

u) Auch der gröſte Theil der Nation, für die der Grandiſon geſchrieben iſt, verdammt die Henriette als eine langweilige,

ſonſt, ſteht verwittwet und verwayſt da; und kann, nach Belieben, herausgeſchnitten werden, ohne daß wir etwas vermiſſen, oder irgend etwas dunkler ſehen. Beyſpiele haben dies bewieſen. Der Mann, der die Romane Richardſons in einen Auszug gebracht, hat die bitterſte Satyre, die ſich über ein dichteriſches Werk machen läßt, gemacht. Aber man verſuche einmal und ſchneide aus dem Agathon heraus! —

Noch öfter iſt die Situation der Perſonen gar nicht ſo, daß ſie nur Zeit hätten, an die allerkleinſte Moral zu denken. Es giebt Leute, die in der Heloiſe des Rouſſeau gerade das, was nicht dahin gehört, für das beſte halten: Rouſſeaus moraliſche Betrachtungen. Und freylich, da es Rouſſeauſche Betrachtungen ſind: ſo leſ' ich ſie eben auch gern, wenn ich gleich von ihnen, ſo wie von jenen ſagen muß:

Purpureus, late qui ſplendeat, vnus et alter
— Pannus —
Sed nunc non erat his locus. —

Julie

---

lige, ekelhafte Geſellſchafterinn. Ohnlängſt noch iſt dort ein Roman (The Card) von neuem gedruckt, und bey der Gelegenheit, von den Kunſtrichtern, der Nation auch deßwegen empfohlen worden, weil er, wie ſie ſagen, die ſpun-out ſuperfluities of the female chit-chat, in der Geſchichte des Grandiſons lächerlich macht.

Julie iſts, die den ſieben und funfzigſten Brief des erſten Bandes über die Duelle ſchreibt; aber — abgerechnet, daß Rouſſeau vielleicht allein dieſen Brief ſchreiben konnte, — iſt Julie bey der bevorſtehenden Gefahr ihres Geliebten, in einer Verfaſſung philoſophiren zu können? Ich frage jeden, der das weibliche Herz kennt; dies Herz, wenns liebt? — Rouſſeau hat dies gefühlt. Julie endigt den Brief: Je ne t' ai rien dit de ta Julie, und von dieſer hätte ſie eben mit ihm reden müſſen. Denn über der Gefahr, in der ſich St. Preux befand, und über der ſehr ſichtlichen Bekümmerniß, in der ſie im Briefe an den Engländer erſcheint, hätte ſie alle die Verabredungen vergeſſen müſſen, vermöge welcher der Liebhaber ihr das Recht gegeben hatte, ſeine Gouvernante zu ſeyn; ſie hätte daran, daß St. Preux durch ſein eignes Herz an ſie ſchon erinnert werden würde, gar nicht denken können, wenn ihr der Dichter ihr eignes Herz gelaſſen hätte. Aber dem Rouſſeau war's um eine Abhandlung über den Zweykampf zu thun, die, ſo ſchön ſie immer ſeyn mag, ich doch das erſte mal nicht endigen konnte. Und wir Deutſchen ſind hierinn von einem ſo ſeltſamen, und ſo wenig aufgeklärten Geſchmack, daß ich noch neuerlich irgendwo, eine Aufforderung an Romanendichter geleſen habe, die ganze Sache des Zweykampfs

kampfs zu behandeln. Als ob ſolche Sachen, wenn ſie entſchieden werden ſollen, fürs Tribunal des Romanendichters und nicht vielmehr des Philoſophen gehörten? x) — Und noch würd' ichs gelten laſſen, wenn die ganze Sache frauenzimmerlich wäre; denn Frauenzimmer könnten vielleicht einen Romanendichter, ſtatt der Philoſophen zu Rathe ziehen; aber Mannsperſonen erwarten Entſcheidungen über ſolche Sachen vom Romanendichter! ohne Einſchränkungen hinzuzufügen, unter welchen ſie etwas darüber erwarten können! und mit einer Art, als ob das, was ſie darüber in Romanen gefunden haben, vollkommen gut, und an der rechten Stelle geweſen wäre! Was wird doch aus uns Deutſchen noch werden! Oder vielmehr, was ſind wir nicht ſchon! — Wie läßt ſich eine Sache gerade zu, und der Wahrheit nach, ausmachen und entſcheiden, wenn die Perſonen, die dieſe Sache unter Händen haben, unmöglich in dem Gemüthszuſtand, in der äußern Situation, von ſolchen Einſichten ſeyn können, als zur Berichtigung einer Sache nöthig ſind. Wer ſieht nicht, daß die Perſonen des Dichters, nach ihrer gegenwärtigen Verfaſſung des Geiſts, handeln und entſcheiden müſſen; und daß ſie uns nur die Seite, die

x) In den natürlichen Dialogen.

die ſie ſehen, von der Sache zeigen können? Wie kann durch parteyiſche Advokaten eine Sache entſchieden werden, die vor den Richterſtuhl der kaltblütigen, ruhigen, unterſuchenden Vernunft gehört? Oder ſoll der Dichter etwann ſeine Perſonen in ſolche unterſuchende Geſchöpfe verwandeln, und aller Eigenthümlichkeit, aller Natur, aller Wahrheit ſeines Werks, mit ſamt den Vortheilen, die ihm dieſe gewähren, entſagen, um ſich einer Sache anzumaßen, der er immer, als Dichter betrachtet, nicht gewachſen iſt, die man nicht in ihm ſucht und in ihm lieſt? Freylich, wenn ſein Held ein Philoſoph wäre; und dann nicht einmal; wenigſtens nicht zum Vortheil des Dichters. — Genug hievon! —

Wenn gute Betrachtungen und Moralen und Sentenzen in dem Werk des Dichters, nur unter gewiſſen und ſehr, ſehr wenigen Bedingungen, ſtatt finden können: ſo verſteht ſichs von ſelbſt, daß allgemeine triviale Sprüchelchen und Bemerkungen unter das völlige Unkraut gehören.

Der Romanendichter wählt überhaupt einen unglücklichen Weg, ſeinen Leſer zum Unterricht zu führen, wenn er ihn durch Maximen und Sentenzen dahin bringen will. Das ſind Verzäunungen und Schranken auf dem Wege, über die der, durch den Lauf der Begebenheiten angereizte Leſer wegſetzt,

ſetzt, oder ſie niedertritt, und ins blache Feld hinab eilet, wo er ſich ſeiner Einbildungskraft und ſeinem Herzen überlaſſen kann. Wenn der Dichter, um ſeine Moralen an den Mann zu bringen, nun gar bloß dieſer Moralen wegen ſeine Begebenheiten wählet, denn — adieu Illuſion, Vergnügen! Unterricht! —

Und wer ſieht nicht von ſelbſt, daß überhaupt der buchſtäbliche Unterricht höchſt ſelten nur mit den Mitteln zuſammen paßt, die der Dichter in Händen hat, um ſeinen Endzweck zu erreichen? Iſt die Moral, die Betrachtung, die Reflection aus dem Innerſten, aus dem Eigenthümlichen der vor uns liegenden Situation, oder des Charakters hergehohlt: ſo enthält ſie dadurch natürlich ſo viel Individuelles, ſo viel Beſtimmtes, daß ſie faſt nie einer allgemeinen Anwendung fähig iſt. Wer kann läugnen, daß die berühmte Monologe des Hamlet

To be or not to be etc.

ſehr viel vortrefliche Betrachtungen enthält; aber wer kann ſie brauchen, als der, welcher gerade in Hamlets Verfaſſung iſt? Schakeſpear läßt nämlich den Hamlet das ſagen, was er nach ſeiner Verfaſſung ſagen konnte; der Dichter hat gewiß nicht ans Moraliſiren gedacht. Deßwegen aber iſt gerade dieſe Monologe eine der vortreflichſten. Addiſon hatte ſchon in dem erſten Auftritt des

fünf-

fünften Aufzugs ſeines Cato eine andre Abſicht; er wollte moraliſiren; und die Monologe iſt darnach gerathen. Sie dürfte ſchwerlich eine dichteriſche Vergleichung mit der Schakeſpearſchen aushalten.

Wir wollen überhaupt alle nicht, daß man uns geradeswegs vordocire; beſonders wenn wir auf etwas anders eingeladen worden ſind, ſo daß wir uns zum Unterricht nicht gefaßt machen konnten y). Wer uns noch Lehren der Sittlichkeit geben

y) Ich habe den Romanendichtern das Studium der Philoſophen angerathen; aber gewiß nicht, damit ſie entweder Sprüchelchen und Sentenzen aus ihnen herhohlen, oder ſie gar über die Einrichtung ihrer Werke immer um Rath fragen ſollen. Die Nichtigkeit des erſtern iſt oben gezeigt; und das letztere kann oft mißlich werden, wenn der Philoſoph, nichts als Philoſoph, ſeyn will. Wenn Homer und Plato zugleich gelebt und jener dieſen über die Anordnung ſeiner Iliade um Rath gefragt hätte: ſo würden wir eine andre, — aber ſicherlich nicht eine beſſere Iliade erhalten haben. Ich geſteh' es, daß mir in dem Philoſophen nichts beſchwerlicher iſt, als ſein Tadel des Homer; und wenn ſeine dichteriſche Verſuche nicht beſſer waren, als ſeine Critik: ſo bin ich gar nicht böſe über ſeine Anwendung des Homeriſchen Verſes:

Ἥφαιστε πρόμολ' ὧδε, Θέτις νύ τι σεῖο χατίζει.

II. C.

Die Perſonen ſollen ihm ſo handeln, wie es im Buche ſteht; bald heißt ihm Achill unmännlich, wenn er über den Patroclus klagt; bald gottlos, wenn der Krieger den Zevs aus zwey verſchiedenen Urnen den Menſchen ihre Schickſale zufließen läßt u. ſ. w. Und wenn ein Plato ſo

geben will, ohne daß wir ſie ſuchen, ſagt uns, daß wir noch Mangel daran haben. —

Wenn ſich nun zu dieſer Denkungsart der Fall geſellet, daß die mitgetheilten Moralen und Betrachtungen nicht eigenthümlich, ſondern ſein allgemein ſind, ſo daß ſie auf alle Perſonen und auf alle Situationen paſſen: ſo können ſie natürlich nichts anziehendes behalten. Und ſolche allgemeine und beſondre Abſichten haben einige unſrer Dichter; unter dem Vorwande, daß es für eine gewiſſe Claſſe von Leſern an moraliſchen Schriften fehle. Aber, Lieber, haben wir denn nicht Wochen = und Monathsſchriften genug? Und ſind eure Moralen beſſer, kräftiger geſagt, wie in dieſen? Beyleibe nicht! denn wir haben auch Wochenſchriften, an welchen Cramer und Klopſtock und Schlegel und Gerſtenberg und Kronegk gearbeitet

ſo urtheilen kann, dann iſt wohl die obige Einſchränkung nicht überflüßig. — Freylich aber, glücklich der Dichter, der einen Mendelsſohn, einen Sulzer um Rath fragen, und den Rath nützen kann! Von ihnen, und von den Philoſophen überhaupt, wird er dann das Geſchlecht der Menſchen beſſer kennen, und immer zur Erreichung ſeiner Abſicht die ſicherſten und kürzeſten Mittel wählen lernen. Er wird   doch es iſt hier nicht darum zu thun, wie der Dichter die Philoſophen nützen ſolle; ſondern nur vor denen Abwegen zu warnen, auf die, Philoſophie unrecht verſtanden, den Dichter verleiten kann.

beitet haben. Und dieſe Schriften haben den Vorzug, daß man Moral in ihnen ſucht, und ſie nicht ſo leicht, unter andern Dingen darinn verlieren kann. Oder glaubt ihr, daß man ſie ehe leſen wird, weil ſie in Romanen ſteht? Dies iſt wohl nur denn zu vermuthen, wenn eure Romane gut geſchrieben ſind; und ſind ſie dies, ſo wird man gewiß über den Begebenheiten den Moraliſten vergeſſen. — — Es bleibt dabey.

Das einzige Mittel, geradeswegs und buchſtäblich im Roman zu moraliſiren, oder Unterricht hineinzuweben, findet nur dann ſtatt, wann dieſer Unterricht, als Wirkung und Urſach, ins Ganze gehört, oder wenn er die Verbindung unter den Theilen des Ganzen aufhellet. Launigte Charaktere ſind natürlich hierunter mit begriffen; ſo wie alle Perſonen, deren Denkungsart, Situation und ganze Lage es erfodert, daß ſie — über ſich ſelbſt moraliſiren, natürlich aber unter der vorherausgedrückten Bedingung. Alle übrigen Perſonen haben nur dann das Recht dazu, wann ſie der Dichter lächerlich, eckelhaft, oder verächtlich machen will.

---

13. Die

13.

Die einzelnen Theile eines Ganzen, die Charaktere, Vorfälle und Begebenheiten können ſich auch mit unſern Empfindungen beſchäftigen. Aus dieſem Geſichtspunkt wollen wir ſie jetzt vornehmen. Man ſieht leicht, daß hier alſo bloß von ihrem Innhalt die Rede iſt.

Die Zahl dieſer Theile iſt, wenn wir aus Beyſpielen folgern, bey weitem die größeſte, verglichen mit den vorhergehenden, in den mehrſten Werken des Witzes. Ich glaube, daß hier der rechte Ort ſeyn wird, es auszumachen, ob die Dichter Recht oder Unrecht hierinn handeln?

Wir fühlen es alle in uns, — und gewiß fühlen wir es in denen Jahren, in welchen der kluge Dichter ſich ſeine Leſer wünſcht — daß eine ununterbrochene lange Reihe von Empfindungen, ſie mögen auch ſo abwechſelnd ſeyn, als ſie wollen, uns ehe ermüdet, als angenehm unterhält [z]).

 Es

z) „Man kann es unſern Dichtern nicht oft genug wiederholen, ſagt einer unſrer beſten Kunſtrichter, daß es nicht bloß durch Leidenſchaften möglich iſt, zu intereſſiren, daß ſie durch dieſe nur ſelten und immer nur Augenblicke lang intereſſiren; daß es nur allein der Reichthum der Vorſtellung, die Wichtigkeit und die Menge deſſen, was ſie uns zu denken geben, ſeyn kann, was uns bey einem größern Werke von Anfang bis zu Ende geſchäftig, aufmerkſam und befriedigt erhalte." Man leſe das Uebrige in

Es iſt nicht möglich, daß wir immer empfinden können; und, wenn wir es könnten, ſo thäte der Dichter Unrecht, uns in einem fort anzuſpannen, weil die Empfindungen ſelbſt, die er in uns zuletzt würde erzeugen wollen, darunter leiden müßten; wir würden erſchlafft, und des Grades von Spannung nicht mehr fähig ſeyn, den der Ton, den unſre Seele angeben ſoll, erfodert. Wir würden nur halb noch fühlen können. Es iſt vielleicht ſchon in einem Trauerſpiele mißlich, den Leſer oder Zuſchauer nie zu ſich ſelbſt kommen zu laſſen; vielweniger in einem Werke von größerm Umfange. — Und je ſtärker dieſe Empfindungen ſind, die in uns erzeugt werden ſollen, je öfter muß uns der Dichter Gelegenheit geben, neue Kräfte zu ſammlen. — Wenn dieſe, auf die Erfahrung und den Nutzen des Dichters ſich gründende Bemerkungen einer mehrern Beſtätigung bedarf: ſo erhält ſie ſolche durch die ganze Einrichtung der menſchlichen Natur. Wir können unmöglich das werden, was wir werden ſollen, wenn wir nichts wollten, als empfinden. Iſt nicht billig, daß auch der Dichter das Seinige zur Erreichung des Endzwecks beytrage, der uns feſtgeſetzt iſt? —

Frey-

in den Gedanken über das Intereſſirende (N. Bibl. der ſch. Wiſſenſch. 12. B. S. 8.) ſelbſt nach; und mache dann die Anwendung!

Freylich wird ſich kein Maaß angeben laſſen, nach welchem dieſe Ruheplätze in einem Werke des Witzes abzuſtechen ſind. Es hängt von der Einrichtung des Werks, je nachdem dies überhaupt mehr oder minder heftige Bewegungen erzeugt, und von vielen kleinen Umſtänden mehr ab, die den Dichter ſein Genie allein lehren kann. Wenn aber der Dichter ſeinen Stoff gehörig durchgedacht, wenn er ſeinen Plan, als eine aneinander hängende Reihe von Wirkungen und Urſachen geordnet und genau verbunden hat, ſo werden ſich dieſe Ruheplätze von ſelbſt ergeben, und ſehr gewiß eben ſo nothwendige Theile ſeines Ganzen ſeyn, als jene, die nur Empfindungen erzeugen ſollen.

Dieſe letztern erfodern, wie mich dünkt, ſo manche Behutſamkeit und Vorſicht in ihrer Behandlung, daß ich mich billig verwundere, wie man hierinn gewöhnlich nichts, als Willkühr hören, und es für genug halten kann, uns nur in Bewegung zu ſetzen, und darinn zu erhalten, es ſey auf dieſe oder jene Art. Zwar alle Kunſtrichter ſind nicht ſo gleichgültig in Beſtimmung des Maaßes geweſen, das hierinn zu halten iſt. Ariſtoteles und Horaz haben manches davon geſagt; nur Schade! daß dies ein paar Schulbücher ſind, die man nicht einmal gern in die Hände nimmt, geſchweige denn — verſteht. Nur des letztern:

Pictoribus atque poëtis
Quidlibet audendi ſemper fuit aequa poteſtas,

iſt die Schutzwehr, hinter welcher man ſich ſo gern verbirgt, wenn man auch über das, was man hierinn verſieht, zur Vertheidigung aufgefodert wird.

Es iſt wirklich nichts ſeltſamer, als einen gewöhnlichen Romanendichter von allen Seiten, ohne Vorbereitung, Uebergang, Verbindung, Zuſammenhang auf unſer armes Herz losſtürmen, und — leibhaftig wie der Knabe, der das Clavier ſpielen will und nicht kann, bald hoch, bald niedrig, bald in halben, bald in ganzen Tönen auf unſern Empfindungen herum klimpern zu ſehen. Und dies iſt noch nicht der ärgſte Fall. Auf dem Clavier kann man doch noch nicht einzeln falſche Töne angeben; aber der Knabe nimmt auch oft des Vaters Violine und ſpielt — gerade ſo wie z. B. die Geſchichte des Glücks geſchrieben iſt. — Iſts ein Wunder, wenn, — ſo wie der Körper aus ſchnellen und heftigen Abwechſelungen von großer Kälte zu groſſer Hitze, und von großem Durſt zur Trunkenheit, ein natürlich Fieber, und oft noch ärgere Zufälle davon trägt — die Seele eben ſo fieberhaft, eben ſo ungeſund durch ſolche Unterhaltungen wird? Und die letztern Krankheiten ſind ſchwerer zu heilen, als die erſtern.

Ich

Ich will verſuchen, aus der Natur des Endzwecks, den jeder Dichter billig mit ſeinem Werke haben ſollte, es ausfindig zu machen, wie er ſich billig in Erregung unſrer Empfindungen verhalten ſolle? Ich habe von dieſem Endzweck bereits vorhin geſagt, daß er in nichts anders beſtehen könne, als ſolche Empfindungen und Vorſtellungen in uns zu erzeugen, die unſre Vervollkommung befördern, und unſrer Beſtimmung uns näher bringen können. Es fragt ſich, in welchem Zuſtande müſſen unſre Empfindungen ſeyn, wenn ſie mit unſrer Beſtimmung beſtehen ſollen?

Es giebt Leute, denen zu gefallen ich, eh' ich weiter gehe, von der Erregung unſrer Leidenſchaften überhaupt ein Wort ſagen muß. „Iſts auch erlaubt unſre Leidenſchaften zu erregen?“ — ſo fragen noch immer manche Kopfhänger, die eben ſo gern in Deutſchland eine Schule von Verſchnittenen am Herzen anlegen möchten, als ein großer Herr ohnlängſt irgendwo eine von leiblichen Verſchnittenen angelegt hat: eine Ehre, die nicht einmal Italien mit den Söhnen Teuts, und den Nachkommen Hermanns theilen kann. —

Daß uns die Natur, oder vielmehr der weiſe und gütige Urheber der Natur ſo geſchaffen hat, wie wir ſind, das heißt, mit den Anlagen, mit welchen wir auf die Welt kommen, wird wohl keiner

läugnen. Wir ſind alle geneigt, zu bewundern, zu lieben u. ſ. w. Der Bauer, der nun eben den Mund aufſperrt, wenn er einen von jenen Kopfhängern ſehr ſtark reden hört, bewundert eben ſo gut, als der, dem irgend eine große That des Grandiſons die Bruſt in die Höhe treibt. Und ich weis noch nicht, daß aus jener Bewunderung dem Bauern ein Verbrechen gemacht worden iſt. — Nicht einmal das iſt ihn gelehrt worden, daß er nur Gegenſtände, die es werth ſind, bewundern, und wie weit er überhaupt in ſeiner Bewunderung gehen ſolle: Dinge, die es wohl werth ſind, geſagt zu werden, weil der ehrliche Bauer eben ſo leicht vor dem Gerüſte des Taſchenſpielers ſeinen Mund aufſperren kann, als an einem andern Orte, — und weil ihm leicht, wenn er es zu weit treibt, eine Ohrfeige eben ſo nothig iſt, als ſie es der Mutter des Bruder Gerundio auf andre Veranlaſſungen war, wenn der Mund wieder in Ordnung gebracht werden ſoll. —

Es iſt das Geſchäft des Dichters, durch die Erregung der Leidenſchaften ſeiner Leſer, ihnen Gelegenheit zu geben, ihre Empfindungen in dem gehörigen Maaß, und für ſolche Gegenſtände auszubilden, die es werth ſind, uns in Bewegung zu ſetzen. Der Dichter, der entweder bey Erregung unſrer Leidenſchaften gar keinen Vorſatz hat, als

die

die Erregung ſelbſt, oder einen andern — vielleicht weniger edlen, wird es mir erlauben, daß ich von ſeiner Dichtkunſt nicht eben gar zu hohe Ideen haben mag. — Wir finden im wirklichen Leben Verſuchungen genug, unſre Leidenſchaften auf unrichtige Gegenſtände anzuwenden, und uns dadurch in Gefahr, Schande und Elend zu ſtürzen. Soll der Dichter dieſe Verſuchungen vermehren helfen? Gewiß nicht! —

Die Erregung unſrer Empfindungen auf die rechte Art, hat den Nutzen, den jede Uebung des Guten hat. Denn unſre Empfindungen erregen, iſt nichts, als ſie üben. Uebung macht ſtark.

Unſre Empfindungen werden alſo, bey Gelegenheit in keinem, als dem gehörigen Grade entſtehen. Und je öfter unſre Menſchenliebe, unſer Mitleiden, all' unſre geſelligen Leidenſchaften geübt worden ſind, je leichter werden ſie, bey Veranlaſſungen im wirklichen Leben, erwachen. Der Mann, den der Dichter das Unglück und Elend hat bemitleiden lehren, wird ehe dem Hülfsbedürftigen beyſpringen, als der harte Kopf, oder das zähe Herz, die von ſolchen Uebungen ihrer Gefühle nichts haben wiſſen wollen. —

Und endlich, wenn es gewiß iſt, daß wir im wirklichen Leben eben ſo leicht auf eine ergetzende als verdrüßliche Art in Bewegung geſetzt werden

können: ſo laßt uns der Vorſicht danken, die uns durch die Werke der Nachahmung Anlaß und Gelegenheit giebt, unſre ergetzenden Bewegungen zu vervielfältigen, indem ſolche zugleich zu unſrer Vervollkommung, und zum Nutzen des Ganzen angewandt werden können.

Eine Stelle aus dem Sterne, der auch ein Geiſtlicher war, würde die Widerlegung dieſer verſchrumpften Herzen und ſchiefen Köpfe vollenden, wenn ſie nicht zu lang wäre in den Text eingerückt zu werden. Sie mag in der Note ſtehen [a])!

14. Ehe

a) Sweet pliability of man's ſpirit, that can at once ſurrender itſelf to illuſions, which cheat expectation and ſorrow of their weary moments! — Long — long ſince had ye numberd out my days, had I not trod ſo great a part of them upon this enchanted ground: when my way is too rough for my feet, or too ſteep for my ſtrength, I get of it, to ſome ſmooth velvet path which fancy has ſcatter'd over with roſebuds of delight; and having taken a few turns in it, come back ſtrengthen'd and refreſh'd. When evils preſs ſore upon me, and there is no retreat from them in this world, then I take a new courſe — I leave it — and as I have a clearer idea of the elyſian fields than I have of heaven, I force myſelf, like Eneas, into them — I ſee him meet the penſive ſhade of his forſaken Dido and wiſh to recognize it — I ſee the injured ſpirit wave her head, and turn of ſilent from the author of her miſeries and diſhonours — I looſe the feelings for myſelf in hers — —

Surely

14.

Ehe ich weiter gehe, glaub' ich eine ſchon gemachte Bemerkung wiederhohlen zu müſſen, daß nämlich nicht der Leſer gerade all' diejenigen Leidenſchaften empfindet, die die Perſonen eines Werks empfinden. Denen Perſonen, die wir zu unſern Lieblingen in den Werken der Nachahmung machen, Perſonen, deren Empfindungen und Vorſtellungen mit den unſrigen übereinſtimmen, denen empfinden wir nach. Aber es iſt ein großes Vorurtheil, dies allgemein anzunehmen. Und bedarf es Beyſpiele hierüber? Wer fühlt nach, was Tquaſſouw für die Knonmquaiha empfindet [b])? Würden wir noch einen Socrates bewundern, wenn er ſelbſt oft und viel bewundert hätte? —

Auch

Surely this is not walking in a vain ſhadow — nor does man diſquiet himſelf invain by it — he oftener does ſo in truſting the iſſue of his commotions to reaſons only. — I can ſafely ſay for myſelf, I was never able to conquer any one ſingle bad ſenſation in my heart ſo deciſively, as by beating up as faſt as I could, for ſome kindly and gentle ſenſation to fight it upon its own ground. *Sent. Yourn.* Vol. ſec.

b) He was *ſtruck* with the gloſſy hue of her complexion, which ſhone like the jetty down on the black hogs of Heſſaqua; he was *raviſhed* with the preſt griſtle of her noſe; and his eys *dwelt with admiration* on the flaccid beauties of her breaſt, which deſcended to her navel. The Connoiſſeur Vol. I. N. 21.

Auch nicht die Thaten und Unternehmungen der Perſonen allein, ſetzen uns, nach Maaßgabe ihres Innhalts, in Bewegung, wenn wir die Perſon davon trennen, die ſie ausgeführt hat, und ihr eine andre unterſchieben; oder wenn wir die geringſte Mißhelligkeit zwiſchen Perſon und That entdecken. Wer ſich hiervon überzeugen will, braucht nur die erſte beſte Parodie eines franzöſiſchen Trauerſpiels in die Hand zu nehmen. Und einer der Fehler, — und vielleicht der größte — die ſich in den bloß hiſtoriſchen Romanen finden, iſt der, daß man auch hier Perſon und That ſehr gut trennen kann. Es läßt ſich, z. B. denken, daß ſelbſt Sir Hargrave Henrietten ſo gut aus den Händen ihres Entführers retten konnte, als Grandiſon. Was würde nun von der Theilnehmung an der ganzen Begebenheit übrig bleiben? So wie dieſe Trennung der Begebenheiten von ihren Perſonen in den beſſern Romanen nicht ſtatt findet, weil das innre Seyn dieſer Perſonen, die Eigenſchaften derſelben die wahre wirkende Urſache dieſer Begebenheiten geweſen ſind: ſo ſind es nun dieſe Eigenſchaften zuerſt, die uns, je nachdem ſie uns gut oder böſe, erhaben oder niedrig dünken, mehr oder weniger, auf die eine, oder auf die andre Art, in Bewegung ſetzen, und unſre Empfindungen erregen. Es verſteht ſich, daß dieſe Eigenſchaften ſich nicht ohne Thaten denken laſſen,

es

es ſey, daß ſie ſich handelnd oder empfindend äuſſern. Und je größer nur die Uebereinſtimmung zwiſchen dieſen Aeußerungen und ihrer wirkenden Urſache iſt, je lebhafter wird die Theilnehmung ſeyn, die wir für die Perſonen haben werden.

Hiezu kommt natürlich das äußere Geſchick dieſer Perſonen. Ihr Glück oder Unglück, die beſondre Art deſſelben, der Contraſt, der ſich zwiſchen dieſem und ihrer Art zu denken finden kann, mit einem Wort, ihre ganze Lage, hilft den Ton ſtimmen, den der Dichter in uns angeben kann.

Und ſo können denn Bewunderung, Liebe, Haß, Abſcheu, alle Arten des Mitleids, Zufriedenheit, Lachen u. a. m. mit allen Unterabänderungen, deren ſie fähig ſind, und mit allen Vermiſchungen und Zuſammenſetzungen, die daraus entſtehen können, in uns erzeugt werden.

Nun fragt es ſich:

1) Iſt es billig, daß all unſre Leidenſchaften und Empfindungen, erregt, gebildet, geübt werden?
2) Wie müſſen die Gegenſtände beſchaffen ſeyn, für welche es gut iſt, daß wir in Bewegung geſetzt werden?
3) Durch welche Mittel wird der Romanendichter am ſicherſten unſre Empfindungen, unſre Theilnehmung erregen können? —

Unter

Unter denen Leidenſchaften, die der Romanendichter durch die behandelten Gegenſtände, in uns erzeugen kann, ſind vielleicht einige, die der Erregung und Uebung eben nicht bedürfen.

Gewiſſe körperliche Bedürfniſſe können, zur Entſtehung gewiſſer Leidenſchaften ſo ſtarke, und zu unſrer Vervollkommung ſo wenig zweckmäßige Veranlaſſungen geben, daß wir ſicher nicht des Dichters bedürfen, um dieſe Empfindungen erregt und geübt zu haben. Die Natur ſelbſt würde uns ſchon von ſelbſt auf ſie führen. Ich bedaure das Genie, das ſich zu den Gedichten im Geſchmack des Grecourt herabgelaſſen hat. Und der größte Schade iſt, daß dieſe Gedichte wirklich, in ihrer Art, vortrefflich ſind. —

Einige andre Leidenſchaften ſind vielleicht der beſondern Beobachtung des Dichters werth, der mit Recht Lehrer des menſchlichen Geſchlechts heißen will. Wenn es gewiß iſt, daß alle ſelbſtiſche Leidenſchaften ſtärker ſind, als die geſelligen; und die ungeſelligen noch ſtärker als jene: ſo dünkt mich, daß, — angenommen die Erregung aller ſtehe dem Dichter zu Gebot — er vorzüglich auf die Anbauung und Ausbildung derjenigen denken ſoll, die ſchwerer in uns erweckt werden können, weil ſie ſchwächer in uns ſind. Und wenn dies die geſelligen ſind, ſo ſind dies auch zugleich diejenigen, die zur

Ver-

Vervollkommung unſers Daſeyns das mehrſte beytragen. Das menſchliche Geſchlecht würde ſich gegenſeitig die größte Glückſeligkeit verſprechen können, wenn die Theilnehmung für andre ſo lebhaft in den einzeln Gliedern der Geſellſchaft ſich fände, als dies vielleicht möglich iſt.

Der Menſch hat den geſelligen Leidenſchaften das mehreſte zu danken. Das, was er ſeyn kann, wird er vorzüglich durch ſie. Nicht weil ſie ihm ſeinen Pallaſt bauen, ſeine Seide würken, und Tunkins Neſt herbey hohlen helfen, (denn dies verſchaffen ihm nicht ſowohl die geſelligen Leidenſchaften, als das geſellige Leben überhaupt) — ſondern weil er nie, wenn ſie nicht wären, ſeine Fähigkeiten entwickeln, ſeinen Kopf aufklären, ſein Herz beſſern, und Tugend erwerben könnte, die er nie zu erwerben vermag, wenn nicht Gegenſtände da ſind, an welchen er ſie ausüben kann, und wenn er nicht eben ſo gut äußere, als innere Hinderniſſe zu überwinden hat. Eben ſo würde er, ohne ſie, nicht mehr glücklich ſeyn, nicht mehr in den Zuſtand der Behäglichkeit verſetzt werden können, in welchem er die Seligkeit, zu der er beſtimmt iſt, ſchon zum Voraus in dem Grade koſtet, deſſen er, als Menſch, fähig iſt. Was würde eine Welt ohne Menſchenliebe, und Liebe überhaupt

(nach

(nach allen ihren verſchiedenen Bedeutungen) ohne Mitleid u. ſ. w. ſeyn?

Wenn es das Werk der weiſen Vorſehung iſt, daß ſie uns, zur Vervollkommung unſrer ſelbſt und ihres Ganzen, dieſe Leidenſchaften gegeben, und zur Entwickelung und Ausbildung derſelben, in die Schöpfung Veranlaſſungen gelegt hat: ſollte nicht der Dichter, er, der eigentliche Nachahmer des Schöpfers durch die Schöpfung ſeiner kleinen Welt, die Abſichten des höhern Schöpfers befördern, und ihre Erreichung erleichtern helfen? Kann er eine edlere Beſchäftigung haben, als dieſe? Iſt es verantwortlich, wenn er ſich zu ganz widerſprechenden Arbeiten herabläßt? oder ohne Entwurf, ohne Endzweck dichtet, um zu dichten? Der Romanendichter hat, vermöge der Gattung, in welcher er arbeitet, vorzüglich Mittel in Händen, den höhern Endzweck zu erreichen; er kann, auf die anziehendſte Art, den Menſchen, durchs Vergnügen, zu ſeiner Vervollkommung ausbilden helfen.

Ich glaube bereits angemerkt zu haben, daß wir die anziehende Unterhaltung, die uns der größte Theil der Charaktere in Minna von Barnhelm gewähret, vorzüglich ſolchen Grundzügen in denſelben ſchuldig ſind, die jene Leidenſchaften in uns erregen und ausbilden helfen. Das gute, das Menſchenliebende Herz leuchtet aus allen hervor, für

die

die uns der Dichter hat intereſſiren wollen; aus dem Tellheim ſo gut, wie aus Wernern und aus Juſten; aus der Minna ſo gut als aus der Franziska. Die Eigenſchaften des Geiſtes in dieſen Perſonen ſind es nicht, die uns ſo unauflößlich an ſie heften. — Dieſe wiederholte Bemerkung mag alſo bezeugen, einmal, daß wir ſelbſt auf die anziehendſte Art durch die Gegenſtände unterhalten werden, die die geſelligen Leidenſchaften in uns erzeugen; und zweytens, daß keine Einförmigkeit zu befürchten iſt, wenn der Dichter die Grundlage derjenigen Charactere, für welche er vorzüglich unſre Theilnehmung erregen will, von ſolchen Eigenſchaften macht, die uns den Menſchen, den guten Menſchen zeigen c). Und hieraus ergiebt ſich denn auch zugleich, daß die Erregung der ſelbſtiſchen Leidenſchaften, wenn ſie nicht mit dem Mitleid

c) Dieſe Theilnehmung iſt ſo gewiß, daß, ob wir gleich im wirklichen Leben ſehr oft für ein bloßes ſchönes Geſicht in Bewegung geſetzt werden, der Dichter vergebens uns Schönheit allein zeigen wird, wenn wir die Perſon lieben ſollen. Auch der Eigenſchaften des Geiſtes wegen lieben wir ſie nicht. — Bewundern können wir dieſe; aber Bewunderung allein iſt ein herzlich kaltes Gefühl; ein Gefühl, das manche Leute des Nil admirari wegen, lieber gar nicht wollen ſtatt finden laſſen. — Die Eigenſchaften des Herzens ſind es auch, die uns, wenn wir mit Danaen erſt bekannt ſind, ſo feſt an ſie heften.

leid verbunden ſind, und der ungeſelligen lange nicht dem Leſer das Vergnügen gewähret, das die Erregung jener verſchaffen kann. —

Es iſt noch ein andrer Geſichtspunkt da, aus welchem die Erregung unſrer Leidenſchaften angeſehen werden kann. Der Dichter wird ſich mehr Theilnehmung verſprechen, wenn er diejenigen, die ihrer Natur nach die anziehendſten ſind, im Leſer erregt. Es iſt bekannt, daß dies die vermiſchten, aus Luſt und Unluſt zuſammen geſetzten ſind. Alle Arten des Mitleids gehören alſo hieher; aber dieſe befinden ſich auch unter den vorgenannten geſelligen Leidenſchaften; und dies iſt folglich ein Bewegungsgrund mehr, ſie in dem Leſer zu erzeugen. Und für mich iſt es ein Bewegungsgrund mehr geweſen, mich ſo lange, vorher, bey dem Charakter des Lear aufzuhalten. —

15.

„Wie müſſen die Gegenſtände beſchaffen ſeyn, für welche es gut iſt, daß wir in Bewegung geſetzt werden?“

Es würde zwar ſehr allgemein klingen, wenn ich auf dieſe Frage bloß antwortete: die Gegenſtände müſſen es werth ſeyn, daß wir für ſie in Bewegung geſetzt werden; aber im Grunde liegt

in dieſer allgemeinen Antwort das Weſentlichſte von der Sache. Wer ſchämt ſich nicht, wenn er auf irgend eine Art überzeugt wird, daß er ſich für eine Perſon habe einnehmen laſſen, die es, nach erfolgter reifer Ueberlegung, nicht werth war, uns einzunehmen? Ich weiß, daß der größte Theil der Menſchen vielleicht gar nicht zu dieſer Ueberlegung in der Wirklichkeit kommt; aber der Dichter ſoll dem Leſer nie Gelegenheit geben, ſich auf dieſe Art ſchämen zu dürfen.

Der Dichter ſoll die Empfindungen des Menſchen bilden; er ſoll es uns lehren, was werth ſey, geſchätzt und geachtet, ſo wie gehaßt und verabſcheuet zu werden. Er ſoll unſre Empfindungen nicht irre leiten; ſondern uns Gelegenheit verſchaffen, ſie an würdigen Gegenſtänden zu üben, damit hernach, in der Wirklichkeit, wir ſie nie verſchwenden, oder unrecht ausſpenden.

Wenn ſich kein andrer Einwurf wider eine Art der ſo genannten Täuſchungen fände; wenn ſie auch, beym zweyten Leſen, nicht aufhörten Täuſchungen zu ſeyn, und auf dieſe Art ihr ganz Verdienſt verlören: ſo würde ſich, aus den obigen Vorausſetzungen, an deren Wahrheit ich unmöglich zweifeln kann, ein Einwurf folgern laſſen, der die Romanendichter von dieſer ſeltſamen Sucht billig heilen ſollte. Wenn uns der Dichter im Anfange ver-

führt, unſer Herz an Dinge zu hängen, die es nicht werth waren, geachtet zu werden: ſo können wir uns, wenn wir unſern Irrthum erkannt haben, nur gar zu leicht gewöhnen, unentſchloſſen in unſrer Wahl und in unſrem Urtheil zu bleiben: eine Sache, die dem Sceptiker und dem ſpeculativen Beobachter gut und nützlich ſeyn kann: die aber im Leben gar nichts taugt.

Der Dichter, der ein Verdienſt darinn ſucht uns zu täuſchen, und ſo unſre Empfindungen irre zu leiten, iſt für uns beynahe das, was die Amme fürs Kind, mit ihren Geſpenſtermährchen iſt. Sie unterhält das Kind mit dieſen Ideen, und findet es im einzeln Falle vielleicht gut; ſie macht das Kind dadurch ſtille und gehorſam. Aber wenn ſich dies Gefühl einmal des Kindes bemächtigt hat: ſo entſteht es ſehr oft bey Anläſſen, aus welchen für das Kiud Schaden, Spott, Verachtung erwächſt; und das Kind iſt ein verdorbnes, verzognes Kind. Es braucht Zeit und Ueberlegung — und bey vielen helfen auch dieſe nicht — ſich von dieſem falſchen Eindruck loßzumachen; — und wenn es ſich davon bald loßmacht: ſo lacht es über den Einfall der Amme, oder verachtet ſie gar deßwegen.

Und wozu helfen am Ende Empfindungen, die nichts ſind, als Empfindungen? Welcher Zweck kann bey Täuſchungen ſeyn? Der Zweck, das

Ver-

Vergnügen zu haben, den Leſer irre zu leiten? Das wäre eitel, beleidigend für die Menſchheit, höchſt undichteriſch, höchſt unphiloſophiſch! — Oder der Zweck, die Leſer lieber auf dieſe, als auf eine andre Art zu vergnügen? Aber warum ein Vergnügen, daß nun nichts mehr oder weniger iſt, als ein Vergnügen, zu dem jeder Traum, jeder Irrthum Anlaß geben kann? Wenn der Menſch mit ſeinen Empfindungen haushalten, und Vortheil von ihnen ziehen, — wenn der Dichter ihn vorzüglich dies lehren ſoll: ſo ſehe ich nicht ab, wie er ihn mit Empfindungen unterhalten könne, die jener bereuen muß, gehabt zu haben, die er gerne zurück nehmen, gerne nicht gehabt haben möchte, wenn er könnte; — mit Empfindungen, die, da ſie ſchlechterdings unrecht verſpendet ſind, nie zur Bildung derſelben den geringſten Beytrag, den kleinſten Anlaß geben können? —

Der Romanendichter unterhalte uns alſo mit Wahrheit! Er gebe nicht zur Entſtehung von Empfindungen Anlaß, die durch die Folge wieder aufgehoben werden; er führe uns nicht einen Weg, den wir genöthigt werden, wieder zurück zu gehen, und den wir alſo ganz vergebens gemacht haben. Die Geſtalt, die er uns vorhält, ſey immer wahr, ſey immer ſo gebildet, daß wir, ſeine Leſer, ſie nicht mißkennen, und für was anders halten können, als ſie iſt.

Man würde mich ſehr unrecht verſtehen, wenn man glaubte, daß ich alſo verlange, der Dichter ſolle uns ſo gleich all ſeine Perſonen, auf den erſten Anblick, charakteriſiren, und eine Beſchreibung ihrer ganzen Denkungsart voran ſchicken. Ich halte dieſe Manier für die Erfindung eines Dichters, der die Kunſt nicht verſtanden hat, den Leſer mit dem Charakter ſeiner Perſonen, durch ihre Handlungen bekannt zu machen; der nicht gewußt hat, ſie in Thätigkeit zu ſetzen. Der Dichter ſoll dem Leſer Gelegenheit geben, die erſcheinenden Menſchen ſelbſt kennen zu lernen; die Bäume an den Früchten kennen zu lernen, die ſie getragen haben. Dann nur wird er Lehrer ſeines Leſers! In der Folge hievon mehr!

Wenn es nothwendig iſt, daß der Romanendichter dem Leſer die wahren Geſtalten ſeiner Perſonen zeigen ſoll, ſo bald er nämlich ſein Lehrer werden, und die Macht über ſeine Empfindungen nicht mißbrauchen will: ſo iſt es eben ſo nothwendig, ihn überhaupt mit wahren Geſtalten zu unterhalten.

Je weniger ſich der Menſch in ſeinen Neigungen und Urtheilen irrt, je näher kommt er ſeiner Glückſeligkeit: eine Wahrheit, denk' ich, die keines nähern Beweiſes bedarf. Und je mehr er Gelegenheit erhält, mit dem bekannt zu werden, was der Menſch eigentlich, unter gewiſſen Umſtänden,

ſeyn

ſeyn kann und ſeyn muß, je weniger wird er ſich in der Verſpendung ſeiner Neigungen irren. Denn — je mehr er ſeine Empfindungen gewöhnt, ſich nur an ſolchen Gegenſtänden und auf ſolche Art zu üben, wie es dieſe Gegenſtände verdienen: je weniger werden ſie für unrechte Gegenſtände, und auf eine Art erregt werden können, die ihm nachtheilig iſt, und ſeiner Glückſeligkeit ſchadet; je weniger wird er ſie auf eine unrechte Art verſpenden. Wenn es alſo dem Dichter darum zu thun iſt, ſeine Leſer mit ihren Empfindungen, zu ihrer Glückſeligkeit, haushalten zu lehren, oder, mit andern Worten, wenn der Dichter, durch die Erregung der Leidenſchaften, zur Vervollkommung des menſchlichen Geſchlechts etwas beytragen ſoll (der Endzweck, der vorhin für den Dichter feſtgeſetzt worden iſt) — ſo iſt nichts lächerlicher und ſeltſamer, als den Leſer mit Geſchöpfen zu unterhalten, und ſeine Empfindungen für Kreaturen rege zu machen, wie ſie ſolche in der wirklichen Welt nie finden können. Wozu hilft unſre Empfindſamkeit, — das edelſte Geſchenk unſers gütigen Urhebers! — wenn ſie nur für Gegenſtände thätig iſt, die nirgends anzutreffen, — für Dinge, die nichts mehr und nichts weniger ſind — als Träume? Das, was der Menſch alsdenn hat empfinden lernen, iſt in der Natur nicht gang und gebe; es nützt ihm nichts

 mehr,

mehr, als falſche Münze. Der Dichter hat ſo viel als nichts gethan. Seine Leſer können das nicht brauchen und anwenden, was er ſie gelehrt hat. — Wie manches arme unglückliche Mägdchen könnte nicht den Beweis zu dieſem Satze abgeben! Wie viele kenn' ich nicht, welchen der Kopf durch das Romanenleſen, und durch jene Liebhaber der Einbildung ſo verrückt worden iſt, daß ſie auf die ſeltſamſten Grillen, auf die abentheuerlichſten Foderungen verfallen, und endlich elend geworden ſind, — und es auch andre mitgemacht haben, weil ſie nicht das in ihnen fanden, was ſie in den Hirngeburten der Dichter kennen gelernt hatten, und was ſie zu beſitzen wünſchen mußten, weil ſie natürlich ſich mehr Glückſeligkeiten und Annehmlichkeiten von ihnen verſprechen, als jene jemals leiſten konnten. Und noch ſind ſehr wenig Romane geſchrieben, aus welchen das junge Mägdchen das Gegentheil, das heißt, Wahrheit, und ihre Empfindungen zu bilden, lernen könnte. Aus dem Agathon freylich könnte ſie es, wenn ſie ihn nur verſtünde. Seine zweyte Auflage beweiſt noch immer nicht das Gegentheil von der Leſſingſchen Behauptung, daß er für Deutſchland viel zu früh geſchrieben iſt. Sie beweiſt höchſtens nur, daß wir uns anfangen zu ſchämen, ihn nicht zu leſen. Ja, wenn es die zehnte Auflage wäre. Und für die

die Zeit, die wir ihn haben, wäre das nicht zu viel; wenigſtens nach dem Abſatz ſo vieler nichts-bedeutenden franzöſiſchen Gedichte aller Art zu urtheilen. Ein andrer Roman, und das iſt die Geſchichte des Tom Jones, aus welcher das junge Mägdchen mehr lernen könnte, als aus zehn Schilderungen vollkommener Liebhaber, iſt ſo gar von unſern Moraliſten, von den Geſetzgebern des guten Geſchmacks, von unſern feinen Herrn dem Frauenzimmer, als eine verbotene Lektüre, bekannt gemacht worden. Als wenn das Frauenzimmer von dem nichts wüßte, und gar nichts wiſſen und hören dürfte, wovon es mit dieſen ſüßen Herrn, und vielleicht mit allen Mannsperſonen nichts ſpricht und nichts ſprechen darf! — Ich weis, daß mancher Leſer hier den Kopf ſchüttelt; er ſchüttle immerhin! Eigene, mannichfaltige Erfahrungen ſchützen mich. —

Es iſt traurig, aber es iſt gewiß wahr, daß der größte Theil der Romanendichter, bey Abfaſſung ihrer Werke, bloß an ihr eigenes Vergnügen gedacht; bloß für ihren Kopf, und nach ihrer Phantaſie gedichtet haben, ohne Rückſicht, auf den Eindruck, den ihre Geburten auf den Leſer machen können. Was ihnen gefallen hat, — und wärens die ſeltſamſten Uebertreibungen und Verſchönerungen ihres eigenen Selbſt geweſen, ohn' alle Wahrſcheinlichkeit, ohn' alle Rückſicht auf die menſchliche

Natur, hat für die Leſer unterrichtend, und vergnügend werden ſollen. —

Der Dichter, der den rechtſchaffenen Vorſatz hat, Lehrer des Menſchen zu werden, der helfe ſeinen Leſern die Kenntniſſe erwerben, die ſie haben müſſen, um ihre Neigungen vernünftig anzulegen. Es iſt nicht genug, daß er ihre Empfindungen für Tugend und Rechtſchaffenheit und Liebenswürdigkeit errege; er ſuche ſie für die Tugend, für die Rechtſchaffenheit zu erregen, die wir, als Menſchen, beſitzen können; er errege ſie in dem Grade, als es Menſchen geziemt, und mit ihrer Glückſeligkeit beſtehen kann, ſie zu haben.

Man würde mich ſehr unrecht verſtehen, wenn man glaubte, ich verlange, der Dichter ſolle die Menſchen mit all' ihren kahlen Nebenſeiten und ſchaalen Eigenſchaften zeichnen, die ſie, unter den tauſend Verhältniſſen, worinn ſie in der Welt ſich befinden, erhalten haben müſſen. Ich habe mich hierüber, bey Gelegenheit der ſo genannten vollkommnen Charakter, und ſonſt ſchon erklärt; aber ich will es hier wiederhohlen, daß, obgleich des Dichters Welt ein kleinerer Zirkel in dem großen Runde iſt, dennoch der Dichter, in dieſer kleinern Welt, von ſeinen Perſonen alle heterogene, alle, zur Ausbildung und Rotundität ſeiner Figuren nicht weſentliche Stücke weglaſſen könne, und weglaſſen müſſe.

Man erlaube es mir, hier einige Bemerkungen über die Zuſammenſetzung und Ausbildung der Charaktere in einem Roman hinzuwerfen.

Zuerſt, — was kann der Dichter ſich vor Vortheile, vor Nutzen von den Empfindungen eines Menſchen, für dieſen Menſchen ſelbſt, verſprechen, wenn er ſie für Gegenſtände in ihm erregt und geübt hat, die über die Grenzen der Natur hinaus gehen? Was hilft es einen Menſchen, wenn er lernt, den höchſt guten lieben, und den höchſt böſen haſſen? Was findet ſich in der Wirklichkeit, in der Natur, auf das er dieſe Empfindungen anwenden, und das, was er aus ihnen gelernt hat, nützen könne? —

Es iſt geſagt worden, daß der Romanendichter ſeine Leſer mit ſo genannten vollkommnen Charakteren unterhalten könne; und es iſt nachher bemerkt worden, daß die Hauptperſon eines Romans vor den Augen des Leſers, durch die ihr zugeſtoßenen Begebenheiten und Schickſale geführt, einen Grad von Vollkommenheit erlangen könne, der alle Unwahrſcheinlichkeit, alle Bedenklichkeiten, alles Unmoraliſche und Unlehrreiche dabey heben könne. Aber, erſtlich könnt' es leicht einem übertriebenen Liebhaber romantiſcher Figuren einfallen, ſeinen Held durch allerhand ſo abſtechende und ſeltſame Begebenheiten zu führen, und ihm, vermöge dieſer,

ſer, einen ſo abentheuerlichen, ſeltſamen Charakter erwerben zu laſſen, (ohne daß in der Natur die mindſte Wahrſcheinlichkeit, Veranlaſſung oder Möglichkeit dazu da wäre) daß jene Bemerkungen noch immer nicht allein der Sache ein Genüge thun konnten. Man ſucht und verbindet mit dem Begriff von Roman nur zu leicht ſo genannte romantiſche Charaktere, und dieſe romantiſche Geſtalten haben in einem Werk, das Begebenheiten des Menſchen enthalten ſoll, und enthalten muß, wenn es nützlich werden ſoll, nun ſo wenig zu ſchaffen, daß die Abkehrung derſelben nicht mit Sorgfalt genug bewerkſtelligt werden kann. — Und dann hat der Romanendichter nicht, und kann nicht die Gelegenheit haben, all' ſeine Perſonen werdend zu zeigen; wir müſſen in ſeinem Werk ſchon ganz fertige auftreten ſehen; und auch ſeine Hauptperſonen, wenn er uns nicht ihre ganze Geſchichte geben will, können ſchon bis zu einem gewiſſen Grade von Ausbildung gekommen ſeyn, — ſo daß es nothwendig wird, uns über die einzelnen Eigenſchaften, die ſich in einer Perſon finden und vereinigen können, und aus welchen ſie zuſammen geſetzt ſeyn muß, wenn ſie uns lehrreich werden ſoll, richtige und reine Begriffe zu machen. — Und hier iſt nun eben der rechte Ort dazu!

Man

Man iſt in Romanen nur zu ſehr gewohnt, Perſonen gewiſſe Eigenſchaften zu geben, die ſich gar in der Natur nicht finden laſſen, — unter allen möglichen Vorausſetzungen nicht finden laſſen. Eine ganz unerſchütterte, fühlloſe Seele, die durch nichts in Bewegung geſetzt wird, die nichts von alle dem fürchtet oder liebet, was alle Menſchen fürchten oder lieben, iſt eine von dieſen Mißgeburten und heißt mit Recht eine Mißgeburt. Was kann der Menſch an ihr ſehen, lieben und bewundern, da er ſie nicht zu erkennen vermag, da er ſie nicht begreifen kann, ſondern für ein ganz fremdes Geſchöpf anſehen muß? Wenn wir Weſen höherer Gattung, als wir ſind, lieben und bewundern: ſo ſind wir vorher, ehe wir dies thun, in einem Zuſtande der Abſtraktion geweſen, in welchem wir die Vortreflichkeit ihrer Einrichtung, ihre Uebereinſtimmung zwiſchen dem was ſie ſind und was ſie ihrer Beſtimmung nach, ſeyn ſollen, ihre Verhältniſſe und ihre Beziehungen gegen einander und auf das Ganze lebendig erkannt haben; und dann ſind wir erſt, nach Erkenntniß dieſer Vollkommenheiten, in den Zuſtand des Gefühls übergegangen. In dieſem Zuſtande der Abſtraktion nun, der dieſem letztern zuvor gegangen ſeyn muß, kann uns der Dichter nicht verlangen, weil wir in demſelben den Mangel der Uebereinſtimmung, der ſich im Ganzen

jener

jener Weſen zeiget, den Mangel der Uebereinſtimmung, der ſich zwiſchen dem Platz, worauf ſie ſtehen, und zwiſchen dem, was ſie ſeyn ſollen, finden muß, erkennen, — und ſo ganz an aller Illuſion verhindert werden würden. —

Aber es ſey, daß wir uns hintergehen laſſen; es ſey, daß unſer Kopf und Herz Theil an dieſer Geſtalt nimmt; was helfen uns jene Vergnügungen, die ſie uns gegeben hat, da wir ſie, wie gedacht, nie anwenden, — wohl aber mit nützlichern, und eben ſo ergetzenden Vorſtellungen hätten unterhalten werden können? — Man wird doch wohl nicht glauben, daß wir dieſe, für ſolche Geſtalten, erregte, geübte Empfindungen auf wirklich höhere Weſen anwenden könnten? oder, daß unſre Empfindungen für ſie einer ſolchen Uebung bedürften? — —

Und dieſe Theilnehmung iſt nie von Dauer. Ueber kurz oder lang erwachen wir von dem Traume, — und ſchämen uns unſers Traums, weil wir umſonſt und um nichts geträumet haben. —

Die Rückſicht auf das mit dem Menſchen unzertrennlich verbundene fehlt bey mehrern Eigenſchaften, die die Romanendichter oft ihren Perſonen geben. Jede Fähigkeit, jede Neigung, zu welcher das Model gar nicht in der Natur anzutreffen iſt, die ſich der Dichter bildet, indem er den Menſchen von allen dem abſonderte, was er, als

Menſch

Menſch haben und ſeyn muß, iſt nichts, als — thörigte Einbildung. Der Dichter muß immer denken, daß der Menſch einen Körper beſitzt, der ihn verhindert, eine Idee zu werden, und der nur zu viel Einfluß auf all' ſeine Empfindungen und Vorſtellungen hat. Wie albern, wie ungereimt dünken uns jetzt nicht die Geburten der Scaderi z. B., in welchen Liebhaber zehn Jahre ſich vom Anſchaun der Geliebten nähren, und für einen Handkuß das Leben hingeben? Und doch, was findet ſich in vielen geprieſenen neuen Romanen wahrerers? —

Eben ſo lächerlich iſts, unſre empfindſamen Romanenhelden bey großen Gefahren, ohne daß ſie durch eine entgegengeſetzte Leidenſchaft, im Gegengewicht gehalten würden, bey dem allerkälteſten Blut, mit einer Art auftreten und ſo handeln zu ſehen, als ob die Liebe zum Leben nun gar nicht in uns läge, und Furcht eine eingebildete, bloß von Feigen erſchaffene Leidenſchaft wäre. Freylich ſieht ſo was heldenmüthig, und entzückend aus; beſonders in den Augen des Frauenzimmers, und des Feigen ſelbſt, der ſolche Sachen gar zu gern wahr findet, weil er ſich ſo gut dahinter verbergen kann;

— „Doch pflückt auch oft Medor die Frucht von Rolands Thaten."

Wiel. Idris.

und

und es iſt lächerlich, vernünftige Leſer damit zu unterhalten, als ob ſo was in der Natur wäre und ſeyn könnte? Der Verfaſſer ſagt dies auf eigene und ſehr vielfältige Erfahrungen hin, eingeſammelt von Hohen und von Niedrigen. Und er hat große Beyſpiele, große Autoritäten für ſeine Meynung. — Es verſteht ſich von ſelbſt, und es iſt vorher geſagt worden, daß der Menſch in Situationen ſeyn kann, wo ſeine Leidenſchaften, ſein Gemüthszuſtand, ihn über die Gefahr hinaus ſetzen, wo er nicht in einer Verfaſſung iſt, die Furcht fühlen, und die Liebe zum Leben in ſich wirken laſſen zu können. —

Eben ſo verhält es ſich mit der Liebe unſerer ſelbſt, mit der wir alle, mehr oder weniger, in Eins gewachſen ſind, und von welcher oft unſre Romanenhelden nicht das mindſte Zeichen tragen. —

So viel von den Ideal-Eigenſchaften, zu denen in der Natur ſich gar kein Model findet.

16.

Eben ſo unrecht verfährt der Dichter, welcher verſchiedene, zwar mögliche und wirkliche Eigenſchaften, in einer Perſon vereint, die aber nie zuſammen erworben werden, und in einem und demſelben Menſchen, als unter höchſt ſeltſamen

Um-

Umſtänden ſich finden können. Denn dieſer einzelne, kaum mögliche Fall darf gar nicht in Betracht gezogen werden, wenn wir von dem Dichter mit Recht fodern können, daß er uns für's wirkliche Leben, das heißt für die allgemeinen mehrſten Fälle, zur Ausbildung unſrer Empfindungen Veranlaſſungen in ſeinem Werke verſchaffen ſoll. Für die möglichſten, wahrſcheinlichſten, allgemeinſten Fälle müſſen wir natürlich vorzüglich zu erſt ausgerüſtet werden; für ſie muß der Dichter unſre Empfindungen erregen, üben, ordnen, wenn er ſie, zur Vervollkommung unſer ſelbſt erwecken; wenn er zur Erreichung unſrer Beſtimmung, etwas beytragen will.

Man gebe einem Manne all' die Eigenſchaften und Kenntniſſe, die den tiefſinnigen Gelehrten charakteriſiren; und zugleich all' die ſo genannten Feinheiten und Artigkeiten, die wir nur im täglichen Umgange mit der Welt erlangen können, und man hat ein ſehr ungereimt Ding gethan. Dieſe Eigenſchaften vertragen ſich ſchlechterdings nicht mit einander. Einem Menſchen fehlt die Zeit, dieſe Eigenſchaften zu erwerben. Helvetius d) ſagt: „ein

d) De l'eſprit Diſc. IV. ch. XV. T. 3. p. 217. (Edit. de Paris 1758.) In dieſem und dem vorhergehenden Kapitel finden ſich zu viel wahre Bemerkungen über die ſeltſamen Miſchungen, die wir oft in den Menſchen zu ſehen verlangen; und dieſe Bemerkungen ſind zu lehrreich für den Dichter, als

„ein Mann hat ſein ganzes Leben mit Unterhandlungen hingebracht; die Geſchäfte haben ihn bedächt-

als daß ich ſie nicht herüber tragen ſollte. Der Mann iſt überhaupt von der Seite, wo ihn der Dichter und Kunſtrichter nützen könnte, noch zu wenig bekannt; ſo wie von einer andern Seite zu ſehr verſchrien. Aber, als Philoſoph ihn zu empfehlen, bin ich auf alle Art weit entfernt. — Il eſt des talens & des qualités, qu'on ne poſſede qu'à l'excluſion de quelques autres. — Qu'un homme contemple ſans aigreur la méchanceté des hommes; qu'il la conſidere comme un effet neceſſaire de l'enchainement univerſel; qu'il s'éleve contre le crime ſans haïr le criminel; on vantera ſa moderation: & dans le même inſtant, on l'accuſera par exemple, de trop de tiédeur dans l'amitié. On ne ſent pas que cette même abſence des paſſions, à laquelle il doit la modération dont on le loue, doit le rendre moins ſenſible aux charmes de l'amitié. — Un pere veut qu'à de grands talens ſon fils joigne la conduite la plus ſage. Mais ſentez-Vous que Vous deſirez dans Votre fils des qualités preſque contradictoires? — Les grands talens ſuppoſent toujours de grandes paſſions; & les grandes paſſions ſont le germe de mille écarts; — ce qu'on appelle bonne conduite dans un jeune homme eſt preſque toujours l'effet de l'abſence des paſſions. — Il faut de grandes paſſions pour faire du grand en quelque genre que ce ſoit. Eh bien! je conſens, dit le pere, que mon fils en ſoit animé: il me ſuffit d'en pouvoir diriger l'activité vers certains objets. Mais — combien ce deſir eſt hazardeux! C'eſt vouloir qu'avec de bons yeux un homme n'apperçoive preciſément que les objets que Vous lui indiquerez. — Eſt-ce à la bonne conduite que Vous donnez la préférence? Croyez qu'un caractére paſſionné ſeroit pour Votre fils un don funeſte; — etouffez en lui tous les ger-

dächtlich gemacht, die er getrieben hat; und doch verlangt man, wenn dieſer Menſch in der Welt

Ff 2 auf-

germes des paſſions. — Vous ne voulez point renoncer à l'eſpoir d'en faire un homme de mérite? rendez lui les paſſions, tâchez de les diriger aux choſes honnêtes: mais attendez Vous à lui voir exécuter de grandes choſes, & quelquefois commettre les plus grandes fautes. Si les hommes paſſionnés s'illuſtrent dans les Arts, ſi les Sciences conſervent ſur eux quelque empire, & ſi quelquefois ils tiennent une conduite ſage; il n'en eſt pas ainſi de ces hommes paſſionnés que leur naiſſance, leur caractére, leurs dignités, leurs richeſſes appellent au commerce du monde. — — Un pere, exigeant qu'aux plus grands talens ſes fils joignent la conduite la plus ſage, demande qu'ils aient en eux le principe des écarts de conduite, & qu'ils n'en faſſent aucuns. — — On exigera qu'un ecuyer, habitué a diriger la pointe du pied vers l'oreille de ſon cheval, ſoit auſſi bien tourné qu'un danſeur de l'opera: on voudra qu'un philoſophe, uniquement occupé d'idées fortes & générales, écrive comme une femme du monde, — dire des riens d'une manière agréable. On ne ſent pas que c'eſt demander la reunion de talens preſque excluſifs, & qu'il n'eſt point de femme d'eſprit, comme l'experience le prouve, qui n'ait à cet égard une grande ſuperiorité ſur les Philoſophes les plus célébres. C'eſt avec la même injuſtice qu'on exige qu'un homme, qui n'a jamais lu ni étudié, & qui a paſſé trente ans de ſa vie dans la diſſipation, devienne tout à coup capable d'étude & de meditation: on devroit cependant ſavoir que c'eſt à l'habitude de la meditation qu'on doit la capacité de mediter; que cette même capacité ſe perd, lorsqu'on ceſſe d'en faire uſage. — Comment penſer beaucoup, quand il faut beaucoup exécuter? — —

C'étoit

auftritt, daß er das Anſehn von Freyheit und Ungezwungenheit mit ſich bringe, das er unter dem Zwange ſeiner Verfaſſung verloren hat.“

Die Romanendichter haben gewöhnlich für ſolche Uebertreibungen keine Entſchuldigung, als daß dieſe Charaktere dennoch einen großen Theil der Leſer

C'étoit à cet amour de gloire, tant de fois condamné dans le Cardinal Richelieu, qu'il devoit ſes grands talens pour l'adminiſtration. —— Vouloir concentrer, dans un ſeul deſir, l'action des paſſions fortes, & s'imaginer qu'un homme vivement épris de la gloire ſe contente d'une ſeule eſpèce de ſuccès, lorsqu'il croit en pouvoir obténir en pluſieurs genres, c'eſt vouloir qu'une terre excellente ne produiſe qu'une ſeule eſpèce de fruits —— Il ſeroit ſans doute poſſible d'unir plus de modeſtie aux talens: ces qualités ne ſont pas excluſives par leur nature, mais elles le ſont dans quelques hommes. —— —— Si l'on déſignoit dans chaque homme, par des rubans de deux couleurs différentes, les vertus & les défauts de ſon eſprit & de ſon caractére, il n'eſt point d'homme qui ne fût bariolé de ces deux couleurs. Les grands hommes ſont comme ces mines riches, où l'or cependant ſe trouve toujours plus ou moins melangé avec le plomb. —— Combien de fois n'a t'on pas accuſé l'homme de génie de n'être pas dans ſes manières, auſſi agréable que l'homme du monde? —— La plupart des gens de genie vivent dans le recueillement: c'eſt dans le ſilence de la ſolitude que les verités ſe devoilent à leurs yeux. Or tout homme dont le genre de vie le jette dans un enchaînement particulieur de circonſtances, & qui contemple les objets ſous une face nouvelle, ne peut avoir dans l'eſprit ni les qualités ni les défauts communs aux hommes ordinaires. Nous ſommes uniques-

Leſer ſehr angenehm in Bewegung ſetzen, und eben deßwegen zur Nachahmung reizen können; und daß, weil dieſe Charaktere gewöhnlich nichts, als gute Seiten zeigen, die Nachahmung nie nachtheilig werden könne. Dieſe Entſchuldigung beruht auf ſo ſchwachen Gründen, ſie enthält ſo wenig gedachtes, daß ich mich wundre, wie man ſie ſo lange

 hat

quement ce que nous font les objets qui nous environnent. Vouloir qu'un homme qui voit d'autres objets & méne une vie différente de la mienne, ait les mêmes idées que moi, c'eſt exiger les contradictoires, c'eſt demander qu'un bâton n'ait pas deux bouts. — Si les gens froids ne ſont pas ſujets à des écarts auſſi frequens que l'homme paſſionné, c'eſt qu'ils ont en eux moins de principes de mouvement; ce n'eſt qu'à la foibleſſe de leurs paſſions qu'ils doivent leur ſageſſe. — Un homme eſt d'un caractére ouvert; c'eſt par ſa franchiſe qu'il nous a plu: on exige, que changeant tout à coup de caractére, il devienne circonſpect au moment précis qu'on le deſire. On veut toujours l'impoſſible. — En général on peut aſſurer que tout ſe tient dans le caractére des hommes; que les qualités y ſont liées aux defauts; & qu'il eſt même certains vices de l'eſprit attachés à certains états. Qu'un homme occupe un poſte important — ſi ſes jugemens ſont ſans appel, s'il n'eſt jamais contredit, il faut qu'au bout d'un certain tems l'orgueil penétre dans ſon ame, & qu'il ait la plus grande confiance en ſes lumières. So weit Helvetius! Bey ihm ſelbſt wird man, in der Verbindung dieſer einzelnen Bemerkungen, noch manche Aufklärung, noch manches Beyſpiel finden, das dieſe Sätze beſtätigen, und dem Dichter die Mühe des Leſens vergelten wird.

hat hingehen laſſen können, ohne nicht, durch ihre Widerlegung, die Dichter ſelbſt, von ihrer Nichtigkeit zu überzeugen. Zuerſt von dem Vergnügen an ſolchen Charakteren!

Ich will es nicht läugnen, daß dieſe Geſtalten dem gewöhnlichen Leſer ein Vergnügen gewähren; aber woran findet denn nun der gewöhnliche Leſer, der ſich den erhaltenen Eindrücken, ohn' Ueberlegung überläßt, nicht alles Vergnügen? Ein ſolcher Leſer vergnügt' ſich vielleicht auch, wenn der Mann, deſſen überlegenes Verdienſt er fühlet, unglücklich iſt; ſoll der Dichter ihn etwa auch mit dieſem Vergnügen unterhalten? Oder ſeine Theilnehmung wird vor dem Gerüſte eines Seiltänzers eben ſo lebhaft erregt, wie ſie es nur immer durch die wahreſte übereinſtimmendſte Schilderung eines Charakters werden kann: ſoll der Dichter ſich auch bemühen, ihr dies Vergnügen zu verſchaffen? Denn, daß jenes Vergnügen an den übertriebenen Charakteren an ſich unſchuldiger iſt, ändert in der Sache nichts, wenn dieſe Charaktere nur bloß des Vergnügens wegen da ſind, das ſie geben können. Wer die Einfälle und Phantaſien der Leſer bloß hören, und ſeine Arbeiten nach der Foderung, die dieſe machen, einrichten wollte, würde ſeltſame Dinge ſchaffen müſſen, um ihnen ein Genüge zu thun. Denn wo würden ſie ſtehen bleiben, wenn

ſie

ſie ihrem Vergnügen allein folgen dürften? — Der Dichter, der einem Vergnügen nachgiebt, das zu nichts zweckt, beſtärkt dadurch den Hang für das unüberlegte Vergnügen überhaupt, und öfnet zugleich dem unerlaubten Vergnügen die Thüre. Und von einer Seite betrachtet iſt jede bloße Schmeicheley, die wir dem Menſchen machen, jedes Opfer, das wir aus bloßer Gefälligkeit bringen, unerlaubt, und des Lehrers der Menſchen unanſtändig. —

Durch den Nutzen wird es nicht erſetzt, den ſolch ein Charakter gewähren kann, wenn er zu Nachahmungen Anlaß giebt. Ich habe mich hierüber ſchon vorher erklärt. Wenn uns ſolch ein Charakter aufmuntert, ihm nachzueifern, ihm ähnlich zu werden: ſo müſſen wir vorher uns ganz an ſeiner Stelle befinden können, unſer innres und äußres Syſtem muß ganz mit dem ſeinigen zuſammenſtimmen; und wenn nun dies in der Natur nirgends ſich findet: ſo iſt die Mühe vergebens. Und in dieſem Fall befinden ſich die, aus widerſprechenden Eigenſchaften zuſammengeſetzten Charaktere. Von ihnen das Uebertriebene abſondern, ſie auf das, was Menſchen ſeyn können, herunter ſetzen, um alsdenn die Anwendung von ihnen auf uns machen zu können, heißt ſo viel, als das ſorgfältige Gewebe des Dichters wieder aus einander fäſeln, ſeine

ganze Arbeit vernichten, und den Charakter in das verwandeln, wozu ihn der Dichter von Anfang her, hätte machen müſſen, wenn er zur Nachahmung für uns hätte tauglich und wir der Mühe überhoben ſeyn ſollen, nach dem Dichter, eine andre Schaffung mit ihm vorzunehmen: eine Sache, bey welcher die ganze Bildung des Dichters kein weiteres Verdienſt hat, als daß ſie unſre Mühe vergrößert.

„Aber ſo nach könnten vielleicht auch die von mir ſelbſt gefoderten, ſo genannten vollkommenen Charaktere, leicht eben ſo unwahrſcheinlich, eben ſo unphiloſophiſch ſeyn, als die hier von mir getadelten, da ſie auch aus Eigenſchaften zuſammen geſetzt ſind, die nicht ſo ganz allgemein heißen können?" — Ich antworte hierauf, — was ich ſchon geantwortet habe. Es iſt ein anderes Ding um einen vollkommenen, und ein anderes um einen übertriebenen und unnatürlichen Charakter. Die von mir getadelten gehören zu den letztern: wer ſieht das nicht? Aber jene enthalten nun gar nichts, das, erſtlich, in der Natur nicht anzutreffen; oder zweytens nicht mit einander zu verbinden wäre. Die ſo genannten vollkommenen Charaktere heißen in dieſem Sinne nichts anders, als ſolche, welche die, dem Menſchen, und allen Menſchen vorzüglich zukommenden Eigenſchaften,

ten, Tugend und Verſtand, in einem ſolchen Grade beſitzen, als Menſchen überhaupt, und dieſe beſondern Menſchen unter all den Umſtänden ihrer innern und äußern Lage, ſie beſitzen können. Ihre Vollkommenheit iſt nicht die höhere moraliſche Vollkommenheit, die ſich in Menſchen, abſtrahirt von allen Umſtänden und von allen innern und äußern Hinderniſſen, finden kann; es iſt eine Vollkommenheit, wie ſie mit dem, vor uns da liegenden Geſchlecht der Menſchen zu beſtehen vermag. So, wie ein anderer Charakter aus Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens zuſammen geſetzt ſeyn kann, die nicht geradeswegs moraliſche Eigenſchaften ſind: ſo ſind hier die Eigenſchaften der Perſon vorzüglich moraliſche Eigenſchaften. Freylich wird auch bey jenem ſich Moralität im Charakter finden müſſen, wenn er kein Unding ſeyn ſoll; aber ſo wie bey ihm eine Leidenſchaft z. B. Ehrgeiz oder Muth die herrſchende Eigenſchaft iſt: ſo iſt es hier Liebe zur Tugend. Und ſo wie jener unnatürlich ſeyn würde, wenn er entweder von einer Leidenſchaft allein belebt wäre, oder wenn ſich dieſe über die Gränze, wohin ſie im Ganzen der Menſchen gehen kann, ausdehnete: ſo würde es auch der ſo genannte vollkommene Charakter ſeyn, wenn er kein Gefühl, als das Gefühl ſeiner Pflichten, oder es in ſolchem Grade hätte, als es bey Menſchen, im Ganzen genommen,

ſich gar nicht finden kann. Und ſo wie jener auch immer nicht ein wirklicher, einzelner Menſch, ein wahres lebendes Individuum iſt, und auch kein Einzelnes ſeyn ſoll: ſo wird es freylich auch nicht dieſer beſſere Menſch ſeyn. Aber darum, daß er nicht das Abbild, oder das Urbild wirklicher, lebender Menſchen iſt, iſt er nicht unnatürlich; weil es jener ſonſt eben ſo gut ſeyn müßte. Der Unterſchied zwiſchen beyden beſteht bloß darinn, daß die Eigenſchaften, die ſie haben, die Leidenſchaften, von welchen ſie belebt werden, verſchieden ſind.

Dies iſt das, was ich unter einem vollkommenen Charakter verſtanden habe. Und das Beywort vollkommen hab' ich ihm gelaſſen, nur weil ich glaube, daß, weil wir doch zuvörderſt und vor allen Dingen erſt Menſchen ſeyn müſſen, derjenige vollkommen heißen könne, der die weſentlichſten und vorzüglichſten Eigenſchaften des Menſchen beſitzet. Wenn ich daher geſagt habe, daß die Zeichnung der übrigen Charaktere, und aller Charaktere überhaupt eben ſo gut ideal ſeyn müſſe, als die Zeichnung dieſes Charakters: ſo ſieht man leicht, daß dies, in beyden Fällen nichts anders heißen könne, als die Abſonderung, aller — wenn ich mich ſo ausdrücken darf — heterogenen Theile von dieſem Ganzen eines Charakters.

Ich

Ich weis nicht, ob ſich mit dieſem Ideal eines Charakters das καθολου des Ariſtoteles, das Allgemeine, das er von den dichteriſchen Charakteren fodert, verträgt e)? Ich glaub' es wenigſtens. Im Ariſtoteles iſt nie die Rede von den Grundeigenſchaften, die ein Charakter haben oder nicht haben ſolle, ſondern bloß von dem Maaß, bloß von dem Grade, in welchem er ſie haben und äuſſern müſſe; und da hab' ich nun alle Uebertreibungen, alle, dem Einzeln und beſondern Menſchen nur zukommende Eigenthümlichkeiten eben ſo eifrig dem Romanendichter widerrathen, als es nur immer Ariſtoteles verbieten mag. Ich finde in der beſondern Einrichtung des Romans, wenn ich ihn, als

e) Es ſey fern von mir, nur den Einfall zu haben, eine Sache beſſer entſcheiden zu wollen, als ein Leſſing oder Hurd es gethan haben; aber ich kann es mir nicht verwehren, gegen Hurd anzumerken, daß ſein Tadel des Euripides, wenn Elektra ſagt:

Θάνοιμι, μητρὸς αἷμ' ἐπισφάξασ' ἐμῆς

vielleicht dadurch eine große Milderung erhalte, daß hier Elektra noch in einer ganz andern Lage, in Anſehung ihres innern Seyns iſt, als da ſie ſich beym Sophokles weit gelinder ausdrückt. Hier hatte ſie ihren Bruder ſchon erkannt; ihr Herz war um vieles erleichtert; im Euripides iſt ſie immer noch in größerer Ungewißheit, ſie hat weniger Hoffnungen; ihr innrer Ungeſtüm, ihr Groll mußte noch größer, noch ſtärker ſeyn, da er durch mehr Schranken aufs Herz zurück getrieben wurde.

als eine, vom Drama und dem Heldengedicht verſchiedene Dichtungsart anſehe, nichts, das ihn von der Nothwendigkeit frey ſpräche, eben ſo allgemeine Charaktere zu haben, als jene, wenn ſie für den Leſer lehrreich werden ſollen. Und da er mit der Epopee, nach meinen Begriffen, verwandter Gattung iſt, da er noch genauer, als irgend eine Dichtungsart, mit dem Menſchen allein es zu thun hat: ſo mag man ſelbſt urtheilen, ob ihm hierinn etwas anders zukomme, als jenen Gattungen, und mit wie vielem Recht ich den ſo genannten vollkommenen Charakter, der die weſentlichſten und eigenthümlichſten Eigenſchaften des Menſchen enthält, dem Romanendichter zur Behandlung empfohlen habe? Dieſe Eigenſchaften im Menſchen ſind hier nichts, als jene Tapferkeit im Helden; jene Weisheit im Staatsklugen. — Und bey der, dem Romanendichter möglichen und eigenthümlichen Behandlung; bey der Vorausſetzung, daß ſolch ein Charakter natürlich der Held ſeines Werks ſeyn muß, wird er um deſto wahrſcheinlicher, um deſto lehrreicher für uns alle ſeyn. Er wird uns nämlich das, was wir billig zuerſt, und vor allem Andern ſeyn ſollten; das, was Jahrhunderte und Zeiten uns immer mehr und mehr machen, — er wird uns lehren Menſchen werden. — Man laſſe ihn aber auch, alsdann noch ſeine Perſonen über-

übertrieben ſcheinen, (ohngeachtet dies nur immer die Schuld des Dichters ſeyn wird) — moraliſche Eigenſchaften, Tugend und Verſtand, zu bewundern, uns zu beeifern ſie nachzuahmen, mit dem Vortheil, zu ſehen, wie ſie erlangt werden können, wird immer lehrreich, immer anziehend ſeyn; wird nie lächerlich, oder gefährlich werden können. — —

Alle wahre **Uebertreibungen**, alle unnatürliche Zeichnungen von Charakteren, und wenn ſie ſelbſt nicht im Böſen übertrieben ſind, kann der Romanendichter nur ſo brauchen, wie Wieland ſeinen Don Sylvio, — oder, damit ich von ſeinem Vorgänger anfange, wie Cervantes den Don Quichott, u. a. m. ſolche unnatürliche Helden gebraucht haben, — um ſie lächerlich zu machen.

17.

Wenn der Romanendichter nicht nützlich werden kann, ſo bald er nämlich ſeinen Leſer mit übertriebenen, als Muſter gebildeten Charakteren unterhält: ſo kann er es eben ſo wenig werden, wenn er ihm ſo böſe, ſo elende Menſchen zeiget, als ſie in der Wirklichkeit unmöglich zu finden ſind. Es würde — wenn ein Geſchöpf den Gedanken haben darf — der größte Tadel der Vorſehung

ſeyn,

ſeyn, wenn ſie eine Welt hätte ſchaffen können, in welcher es möglich geweſen wäre, daß ein Menſch ganz böſe, ganz ruchlos ſeyn könnte. — Auch die ſtrenge philoſophiſche Unmöglichkeit eines ſolchen Menſchen nicht in Erwägung gezogen, iſt in denen Verhältniſſen, und in denen Verbindungen, unter welchen der Menſch gebildet wird, ſchlechterdings immer etwas, das ihm, auf eine oder die andre Art, eine gute Eigenſchaft erwerben, oder das ihn abhalten hilft, alle mögliche böſe zu beſizzen. Alle Niederträchtigkeiten, alle Bosheiten in einem Menſchen vereinen, iſt eine ſo ungereimte Erfindung, als alle Vollkommenheiten auf einen zuſammen ſchütten [f]). Stand, Geſchäfte, Erziehung, Neigung, die einem Menſchen Gelegenheit geben, gewiſſe Bosheiten zu erlernen, ſind ihm ſelber im Wege, gewiſſe andre ſich eigen zu machen; und

f) Wenn — wie ich bemerkt zu haben glaube — wir in den auf uns gekommenen Werken der alten Dichter, keine ſolche Uebertreibungen der Charaktere, weder im Guten, noch im Böſen finden: ſo könnte es, für einen denkenden Kopf, vielleicht einen ſehr anziehenden Stoff abgeben, wenn er unterſuchen wollte, auf welche Art unſre Dichter in dieſe Uebertreibungen verfallen ſind, und haben verfallen können? — Vielleicht fände er in Religion, Geſetzgebung, und einigen Dingen mehr, vorzüglich aber in jenen all die Veranlaſſungen dazu. Und die Entwickelung derſelben, könnte manchen noch unaufgeklärten Punkt aufhellen, und eine ſehr intereſſante Unterhaltung gewähren.

und die Zeit, die er auf die einen verwendet, wird ihm fehlen müſſen, wenn er ſich in den Beſitz der andern zu ſetzen auch trachten wollte. —

Und wozu unſre Empfindungen, unſern Haß, unſern Abſcheu alſo für Dinge zu erregen, die wir nie in der Wirklichkeit antreffen? Was vorhin von dem unnützen Geſchäft, uns mit unnatürlichen Vollkommenheiten zu unterhalten, geſagt worden iſt, gilt auch hier. Eins iſt im Grunde eben ſo vergeblich, als das andere. Wenn wir das nicht anwenden können, was uns der Dichter gelehrt, was er in uns geübt hat, wozu brauchen wir ſeiner Dichtung?

Es iſt alſo unbillig, es iſt ohn' allen Nutzen, den Leſer mit Charakteren zu unterhalten, und ſeine Empfindungen für ſie rege zu machen, die gleich weit über, oder gleich weit unter der Staffel der Vollkommenheit ſtehen, die die menſchliche Natur betreten kann.

So ungerecht es iſt, uns Gegenſtände vorzuhalten, die in der Natur nicht wirklich ſind, und alſo ganz vergeblich unſre Theilnehmung zu erregen: eben ſo ungerecht iſt es, unſre Empfindungen anders ertönen zu laſſen, als ſie hätten ertönen ſollen. Der Dichter, der uns Gegenſtände in einer andern Geſtalt zeigt, als ſie, ihrem wahren Werthe nach, haben ſollten, begeht einen Hochverrath am menſchlichen Geſchlecht.

Der

Der Vorwurf klingt hart; aber er iſt ſehr gegründet. Es iſt nichts grauſamer, als Menſchen zu verführen, daß ſie eine Sache hochachten, die ihren Abſcheu verdient.

Es giebt einen gewiſſen Geſichtspunkt, aus dem man die ſtrafbarſten und laſterhafteſten Neigungen und Leidenſchaften zeigen kann, ſo daß ſie den Leſer vergnügen. Sie erlangen ein Anſehn von Erhabenheit und Würde, wenn ſie mit einer gewiſſen Größe der Seele, mit einer gewiſſen Zuverſicht ausgeübt werden, als ob die Perſonen, welche ſie ausüben, ſich in ihrem Beſitz glücklich, und ſie ſelbſt für rechtmäßig erkenneten. Anſtatt unſern Abſcheu zu erregen, können ſie alsdenn unſre Verführer werden. Und dies geht ſehr natürlich zu; da uns eine Sache deſto mehr in Bewegung ſetzt, je mehr ſie es ſelbſt iſt, — da uns jede Bewegung vergnügt, ſo überlaſſen wir uns gern der Macht jener Leidenſchaften, wenn uns der Dichter nicht mit der größten Sorgfalt, ihre wahre Geſtalt ſehen läßt, oder ſonſt den Strom unſrer Empfindungen zu lenken weis.

Ego homuncio hoc non facerem? ego vero illud faciam, ac lubens.

ſagt Cherea, wenn ihm Jupiter vorgeht.

Dieſen falſchen Glanz, den man aber dem Laſter giebt, hat es in der Wirklichkeit nicht. Im

Home und der Leſſingſchen Dramaturgie finden ſich ſo viel wahre Bemerkungen hierüber, daß ich lieber mit den Worten dieſer Verfaſſer, als mit meinen reden will. Bey Gelegenheit einer Stelle aus den Abhandlungen des Corneille über das Drama, worinn er, von einer Perſon (der Cleopatra) behauptet, daß, weil alle ihre Verbrechen, mit einer gewiſſen Größe der Seele verbunden ſind, die etwas Erhabnes hat, man, indem man ihre Handlungen verdammet, doch die Quelle bewundere, woraus ſie entſpringen; — bey dieſer Gelegenheit ſagt Leſſing g): „einen verderblichern Einfall hätte „Corneille nicht haben können. Befolget ihn in der „Ausführung, und es iſt um alle Wahrheit, um „alle Täuſchung, um allen ſittlichen Nutzen der „Tragödie gethan! Denn die Tugend, die immer „beſcheiden und einfältig iſt, wird durch jenen glänzenden Charakter eitel und romantiſch: das Laſter „aber mit einem Firniß überzogen, der uns überall „blendet, wir mögen es aus einem Geſichtspunkte „nehmen, aus welchem wir wollen. Thorheiten „bloß durch die unglücklichen Folgen von dem Laſter „abſchrecken wollen, indem man die innre Häßlichkeit deſſelben verbirgt! Die Folgen ſind zufällig; „und

g) Dramaturgie Th. 2. S. 243.

„und die Erfahrung lehrt, daß ſie eben ſo oft glück-
„lich als unglücklich fallen. — Die falſche Folie,
„die ſo dem Laſter untergelegt wird, macht, daß
„ich Vollkommenheiten erkenne, wo keine ſind;
„macht, daß ich Mitleiden habe, wo ich keines
„haben ſollte.“

Es iſt überhaupt ganz wider die Natur des La-
ſters, daß es auftrete, und ſeiner Bosheiten ſich
rühme. Solche unſinnige Bravaden ſind an einer
andern Stelle eben der genannten Leſſingſchen
Schrift noch einmal gerügt. „Der größte Böſe-
„wicht, heißt es, weiß ſich vor ſich ſelbſt zu ent-
„ſchuldigen, ſucht ſich ſelbſt zu überreden, daß das
„Laſter, welches er begeht, kein ſo großes Laſter
„ſey, oder daß ihn die unvermeidliche Nothwen-
„keit es zu begehen zwinge. Es iſt wider alle Na-
„tur, daß er ſich des Laſters, als Laſter rühmet;
„und der Dichter iſt äußerſt zu tadeln, der aus
„Begierde etwas Glänzendes und Starkes zu ſagen,
„uns das menſchliche Herz ſo verkennen läßt, als
„ob ſeine Grundneigungen auf das Böſe, als auf
„das Böſe, gehen könnten. — Alles athmet bey
„dem Corneille Heroismus; aber auch das, was
„keines fähig ſeyn ſollte, und wirklich auch keines
„fähig iſt: Das Laſter.“

Solche Tiraden, ſolche glänzende Vorſtellun-
gen des Laſters ſind nun zwar in den gewöhnlichen
Roma-

Romanen nicht Gang und Gebe; aber falſche Schilderungen gewiſſer erhabener Leidenſchaften können ſich in ihnen ſo gut, als in den dramatiſchen Dichtern finden. Sie übertreiben eben ſo gut, als dieſe, die Leidenſchaften in ihren Perſonen.

Keine dieſer Leidenſchaften iſt ſolcher ſeltſamen Verdrehungen fähiger, als der Ehrgeiz. Dieſe Verdrehungen ſchreiben ſich alle aus den neuern Jahrhunderten her. Man kann jetzt mit jeder Miſſethat beynahe den Begriff von Ehre verbinden. Dieſe Leidenſchaft gründet ſich gewöhnlich auf gewiſſe Verabredungen unter den Menſchen, zufolge welchen auch diejenigen Unternehmungen Wirkungen des Ehrgeizes heiſſen können, die der Wahrheit nach, und in den Augen ſolcher Menſchen, die dieſe Verabredungen nicht kennen, oder nicht eingeſogen haben, Wirkungen der Raſerey und des Unſinnes ſind. Ehrgeiz rechtfertigt alle Grauſamkeiten, alle Ausſchweifungen. Es iſt eben ſo gut falſcher Ehrgeiz, der den jungen Horaz (in dem Trauerſpiele des Corneille die Horazier) vermag, der Mörder ſeiner Schweſter, ohn' alle Bewegung von Reue, zu werden, weil er ſich ein Verdienſt um ſein Vaterland davon verſpricht, als es eine Art von falſchem Ehrgeiz iſt, der dem Loveleſſ bewegt, Clariſſen zu ſchänden, weil er ſich Ruhm von ſeinem Siege über ſo viel Tugend, ſo viel Schönheit verſpricht.

ſpricht. Denn die Süßigkeiten des Genuſſes ſind nicht das, was ihn allein zu dieſer Unternehmung treibet. Ich weiß, daß Richardſon weit behutſamer in der Behandlung des Loveleſſ zu Werke gegangen iſt, als Corneille in dem oben angeführten Falle. Horaz giebt ſeine Unternehmung für un acte de juſtice aus; und Corneille läßt ihn, durch den König, mit einem:

Vi donc, Horace, vi guerrier magnanime,
Ta vertu met ta gloire au deſſus de ton crime,
Sa chaleur genereuſe a produit ton forfait u. ſ. w.

freyſprechen; und Loveleſſ wird geſtraft; aber zu geſchweigen, daß ſelbſt dieſe Strafe für den Loveleſſ viel zu rühmlich iſt, und daß er eine ganz andre verdiente, geht er in ſeinem ganzen Betragen gegen Clariſſen ſo rund, ſo dreuſt zu Werke; er hat einen ſo zuverſichtlichen, ich möchte beynahe ſagen, gewiſſenhaften Anſtand bey ſeiner Unternehmung, er hat ſo ſehr das Anſehn, als ob er ſich ſelbſt ganz ruhig, und mehr als ruhig, freudig, und zufrieden befände; der Dichter läßt ihn mit einer ſo liebenswürdigen, zuverſichtlichen Art ſeine Bosheit ausführen, er ſcheint uns ſo angenehm, ſo witzig, daß er ehe zur Nachahmung reizt, als davon abſchreckt. Er ſcheint uns nichts weniger, als innerlich, das heißt wahrhaft unglücklich in ſeinem Verbrechen; er

er fühlt ſich lange nicht ſo ſtrafbar, ſo unruhig, als er ſich fühlen ſollte. — [h])

Ueber die Art, wie der Dichter den Laſterhaften bilden ſolle, wenn er die Empfindungen der Leſer nicht irre leiten und ſie falſch, oder gar zum Verderben ausbilden will, finden ſich im Home vortreffliche Bemerkungen, die ich ſchon vorhin angekündigt habe. „Es iſt wider die Ordnung der Natur, wenn eine Leidenſchaft in irgend einem Falle, ſich wider Vernunft und Gewiſſen auflehnt. Eine ſolche Verfaſſung der Seele iſt eine Gattung von Anarchie, deren ſich jeder ſchämt, und die jeder zu verbergen und zu verſtellen ſucht. Selbſt die Liebe, ſo löblich ſie auch ſeyn mag, iſt mit einer Schaam verbunden, deren man ſich bewußt iſt, wenn ſie unmäßig wird; man verbirgt ſie vor der

 Welt,

h) Noch eine Stelle aus der Dramaturgie verdient wohl einen Platz hier. „Die Alten, ſagt Leſſing, ſchöben öfters lieber die Schuld auf das Schickſal, machten das Verbrechen lieber zu einem Verhängniß einer rächenden Gottheit, verwandelten lieber den freyen Menſchen in eine Maſchiene; ehe ſie uns bey der gräßlichen Idee wollten verweilen laſſen, daß der Menſch von Natur einer ſo ſchrecklichen Verderbniß fähig ſey, — die aus unbegreiflichen Miſſethaten, aus Bosheiten, die unſern Begriff überſteigen, aus Gräueln, die mit Luſt begangen werden,“ gefolgert werden könnte. Wenn unſre beßre Religion uns dies nicht geſtattet: — ſo kann doch wohl weder ſie, noch ſonſt irgend etwas den Dichter entſchuldigen, der uns das im Menſchen zeigen wollte, was die Alten nicht in ihm fanden? —

Welt, und entdeckt ſie nur dem geliebten Gegenſtande. — Daher iſt es eine Hauptregel, bey Vorſtellung ſtarker Leidenſchaften, ihre Geſinnungen, ſo ſehr als möglich, zu verdecken oder zu verſtellen. Beſonders findet dies bey laſterhaften Leidenſchaften ſtatt. Ein Menſch räth niemals einem andern ein Verbrechen mit trocknen Worten. Wir laſſen ein Verbrechen, ſelbſt in unſern Gedanken, ſich nicht in ſeinen natürlichen Farben zeigen; und wenn wir es einem andern rathen, oder auftragen, ſo muß es durch verdeckte Worte geſchehn; man muß ihm die Handlung unter irgend einem vortheilhaften Lichte vorſtellen. — Die Beyſpiele hiezu nimmt Home aus dem Shakeſpear. Der unrechtmäßige Herzog von Meyland, thut dem Sebaſtian, in dem Luſtſpiel der Sturm, den Vorſchlag, ſeinen Bruder, den König von Neapel zu ermorden:

Antonio: — — What might,
Worthy Sebaſtian — O what might — no more. —
Ant yet, methinks, I ſee it in thy face,
Wat thou ſhould'ſt be; th' occaſion ſpeaks thee, and
My ſtrong imagination ſees a crown
Dropping upon thy head.
Act. 2. Sc. I.

Ein anderes! König Johann will Huberten bewegen, den Prinzen Arthur zu ermorden;

K. John. Come hither, Hubert. O my gentle Hubert
We owe thee much: within this wall of fleſh

There

There is a ſoul counts thee her creditor,
And with advantage means to pay thy love.
And, my good friend, thy voluntary oath
Lives in this boſom, dearly cheriſhed.
Give me thy hand, I had a thing to ſay —
But I will fit it with ſome better time. —
By heaven, Hubert, I'm almoſt aſham'd
To ſay what good reſpect I have of thee.

Hubert. I am much bounden to your Majeſty.

K. John. Good friend, thou haſt no cauſe to ſay ſo yet —
But thou ſhalt have — and creep time ne'er ſo ſlow,
Yet it ſhall come for me to do thee good. —
I had a thing to ſay — but, let it go:
The ſun is in the heav'n, and the proud day,
Attended with the pleaſures of the world,
Is all too wanton, and too full of gawds,
To give me audience. If the midnight-bell
Did with his iron tongue and brazen mouth
Sound one into the drowſy race of night;
If this ſame were a church-yard where we ſtand,
And thou poſſeſſed with a thouſand wrongs;
Or if that ſurly ſpirit Melancholy
Had back'd thy blood, and made it heavy thick,
Which elſe runs tickling up and down the veins,
Making that idiot Laughter keep men's eyes,
And ſtrain their cheeks to idle merriment,
(A paſſion hateful to my purpoſes);
Or if that thou could'ſt ſee me without eyes,
Hear me without thine ears, and make reply
Without a tongue, uſing conceit alone,
Without eyes, ears, and harmful ſounds of words;
Then, in deſpight of broad-ey'd watchful day,

I would into thy boſom pour my thoughts. —
But ah, I will not — Yet I love thee well;
And, by my troth, I think thou lov'ſt me well.

Hubert. So well, that what you bid me undertake,
Though that my death were adjunct to the act,
By heav'n, I'd do't.

K. John. Do not I know, thou would'ſt?
Good Hubert, Hubert, Hubert, throw thine eye
On yon young boy. — I'll tell thee what, my friend;
He is a very ſerpent in my way.
And whereſoe'er this foot of mine doth tread,
He lies before me — Doſt thou underſtand me?
Thou art his keeper. —

Die Anwendung für den Roman wird dem Romanendichter nicht ſchwer werden. — Wer ſieht in dieſen Zügen nicht die wahre, eigenthümliche Geſtalt des Laſters, wer lernt es nicht kennen? und wer kann ſich nun in ſeinen Empfindungen dafür irren? — Der Leſer verlangt von dem Dichter, daß er ihm ſeine Bekanntſchaften mit der wahren Natur, und mit dem wahren Menſchen erleichtere; ſein Vergnügen ſoll ihm Unterricht verſchaffen. Unſre Empfindungen ſollen auf die richtigſte, auf die wahreſte Art erregt werden, damit ſie, durch dieſe, aus dem Werke des Dichters erhaltene Uebung, in der Wirklichkeit, im Leben, eben ſo entſtehen, und nicht, durch ein zu viel oder zu wenig, einen Unfall, ein Mißvergnügen oder ein

ein Unglück mehr, oder eine Freude, ein Vergnügen weniger veranlaſſen, und uns zuziehen. — Und man glaube ja nicht, daß Menſchen, der Wahrheit nach, gezeichnet, uns weniger in Bewegung ſetzen; daß wir einen Theil weniger Vergnügen haben werden, wenn wir den Menſchen ſo ſehen, wie ihn die Natur ſchaffen kann. Es iſt immer nur die Schuld des Dichters, wenn wir uns an der Wahrheit nicht ergetzen. Das lehren Erfahrung und Beyſpiele! —

In unſern Romanen fängt an, ein anderer, eben ſo falſcher Geſchmack zu herrſchen: eine Erhebung und Anpreiſung von Reichthümern und Schätzen, vermöge welcher man den wichtigſten Perſonen, — und ſo gar der Tugend ſelbſt, — einen Zuſatz von Anſehn und Würde zu geben vermeint, wenn man ſie reich, mit Gold und Koſtbarkeiten beladen auftreten, und Schätze großmüthig verſpenden läßt. Solche Erfindungen mögen freylich nicht viel koſten; Anſtrengungen des Genies können ſie unmöglich heiſſen. Auch mögen ſie auf den jungen Leſer und das eitle Mägdchen Wirkung genug machen; nur Schade, daß dieſe eben dadurch verdorben, eben dadurch gewöhnt werden können, nur das zu ſchätzen, was ſich eben ſo ihnen darſtellet, — und daß der übrige Theil der Leſer die Mühe hat, durch dieſe Zierrathe ſich durcharbeiten, oder über ſie weghüpfen

zu müſſen, wenn ſie nämlich nicht in genauerer Verbindung mit dem Menſchen ſtehen, — als daß er ſie beſitzet. Doch wer weiß, ob die Zahl dieſer eben ſo groß iſt, daß der Dichter auf ſie denken ſolle? Bey unſern allerliebſt franzöſiſchen Sitten iſt freylich der Schnitt vom Rocke und die Friſur vom Kopf ein wichtiger Ding, als der hellſte Kopf und das reinſte Herz. Und was müſſen nun nicht erſt jene Koſtbarkeiten vor Wirkungen machen! — Doch im Ernſt, ſoll der Dichter dieſen Geſchmack unterſtützen, ſoll er ihn nähren? Soll auch er die Menſchen verführen wollen, einen andern höher zu achten, weil er reich iſt? Schon Longin hat geſagt: Εἰδέναι χρὴ, φίλτατε, διότι, καθάπερ κᾀν τῷ κοινῷ βίῳ οὐδὲν ὑπάρχει μέγα, οὗ τὸ καταφρονεῖν ἐστι μέγα, οἷον πλοῦτοι, τιμαὶ, δοξαὶ, τυραννίδες, καὶ ὅσα δὴ ἄλλα ἔχει πολὺ τὸ ἔξωθεν προστραγῳδούμενον, οὐκ ἂν τῷ γε φρονίμῳ δόξειεν ἀγαθὰ ὑπερβάλλοντα, ὧν αὐτὸ τὸ περιφρονεῖν ἀγαθὸν οὐ μέτριον. Θαυμάζουσι γοῦν τῶν ἐχόντων αὐτὰ μᾶλλον τοὺς δυναμένους ἔχειν, καὶ διὰ μεγαλοψυχίαν ὑπερορῶντας [i]). Und ich geſteh' es, daß ich, ohne im mindeſten den Stoiker affektiren zu wollen, nichts lächerlicher kenne, als auf Dinge einen großen Werth zu legen und ſie für Weſentlich zu erklären,

i) Περὶ ὕψους VII. Edit. Mor. Lipſ. p. 32.

ren, die im Grunde mit dem Koth auf der Gaſſe nur zu viel ähnliches haben. Was ſoll aus dem Geſchlecht der Menſchen werden, wenn ſeine Lehrer, ſeine Vormünder ſelbſt, dieſen Sachen ein gewiſſes Gewicht geben können? —

Ich habe bereits Gelegenheit gehabt, zu ſagen, welchen Gebrauch man, billiger Weiſe von dieſen Dingen machen kann. Sie können als Urſachen gebraucht werden, gewiſſe Wirkungen hervor zu bringen; das heißt im Werke ſelbſt; oder Wirkungen von gewiſſen Urſachen ſeyn. Sie können beziehentlich erſcheinen. Es iſt, z. B. ſehr natürlich, den Gegenſtand ſeiner Liebe mit alle dem zu überhäufen, was man für gut hält; aber denn haben dieſe Sachen keinen andern Werth, als in ſo fern ſie Zeugen, Beweiſe, Wirkungen der Liebe ſind. Nur freylich müſſen ſie es nicht allein ſeyn, nur müſſen ſie nicht für die wichtigſten angeſehen werden. Es giebt Frauenzimmer, die noch jetzt keinen zweydeutigern Beweis von Liebe kennen wollen, als Geſchenke. Die Sachen ſelbſt aber müſſen nie Etwas bedeuten ſollen. Emilia gedenkt der Edelgeſteine, die ſie von ihrem Liebhaber erhalten hat; aber ſie gedenkt ihrer gerade ſo, wie es zu wünſchen wäre, daß jeder Dichter ihrer gedenken ließe, — als nichtsbedeutender Spielwerke, die ſie aber ſchätzt, weil ſie ſolche, als Beweiſe von der Liebe ihres Grafen anſieht. Und der Ring in

Minna von Barnhelm, mit allen Schätzen der Minna iſt gewiß nicht da, ihr einen Werth mehr in den Augen der Leſer oder Zuſchauer zu geben. Sie ſieht den Ring ſo an, wie Emilia die Edelgeſteine anſieht. In der ganzen Denkungsart dieſer Perſonen, und all' derer, die wir in dieſen Stücken ſehen, iſt nicht ein Zug, der ein Gefühl von Würde verriethe, das aus dem Beſitz dieſer Schätze entſtanden wäre, oder deswegen Achtung vom Leſer oder von einer andern Perſon foderte. Und dann wird dieſer Sachen nur gelegentlich, nur wo ſie, als Urſachen oder Wirkungen nothwendig ſind, gedacht; und dieſen Gebrauch hat der Dichter ſo ſparſam eingerichtet, daß der Leſer gewiß nicht auf den Irrthum geführt wird, ſie für wichtig zu halten, oder einen andern Werth auf ſie zu legen, als ſie verdienen. In .... iſt ein Geklingel von Koſtbarkeiten, Geſchenken, Putz, Ringen, und Uhren und Steinſchnallen und goldenen Degen u. ſ. w. von Anfang bis zum Ende; Auf jeder Seite iſt etwas davon zu finden; Und die Art, mit welcher der Dichter davon reden läßt, bezeugt ſehr augenſcheinlich, daß ſeine Perſonen, — und alſo auch er, — keinen kleinen Werth auf dieſe Poſſen legen; und das Verdienſt dadurch zu erhöhen glauben. So geht es, wenn man ſich auf äußere Geſchichte des Menſchen, auf pure kahle Begebenheiten

heiten und Vorfälle einſchränkt. Dies verführt natürlich dazu. Was läßt ſich, bey ſolcher Einrichtung beſſers ſagen? —

Was ich von dem weiſen Gebrauch der Reichthümer und Koſtbarkeiten in Emilia Galotti geſagt habe, gilt auch von dem Gebrauch dieſer Dinge im Agathon. So koſtbar, ſo verſchwenderiſch auch immer, z. B. im Hauſe des Hippias und der Danae alle Einrichtungen ſind, ſo wenig hat der Dichter dadurch ſeinen Perſonen einen Werth geben wollen. Er braucht ſie als Urſachen zu einigen Wirkungen auf den Agathon, die uns noch mehr von dem Charakter deſſelben; aber nichts, als was ſehr anſtändiges, ſehr wahres zeigen, das gewiß nichts dazu beytragen kann, unſre Ideen von dieſen Dingen zu erhöhen [k]).

So alſo nur, nur Beziehungsweiſe, nicht als von ſelbſtſtändigem Werth, nicht als einen Zuſatz von Würde, oder Verdienſt, oder um einen Charakter dadurch zu erhöhen, ſoll der Dichter dieſe Dinge

k) Wenn Uebertreibungen hierinn ſtatt finden: ſo gehören ſie zu jenem Romantiſchen, über das die Verfaſſer der Neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften (Th. 9. S. 116 u. f.) ſo richtig geurtheilt haben. Und von ſolchen Uebertreibungen iſt hier gar die Rede nicht. Was wir hören und ſehen, mag ſo ideal ſeyn, als es wolle, (es verſteht ſich, daß hier bloß vom Aeußern die Rede iſt) wenn es mit keinem wahren Werth belegt wird, deſto beſſer! —

Dinge gebrauchen. Was Pope bey einer andern Gelegenheit ſagt:

> Poets like Painters — unskill'd to trace
> The naked nature and the living grace,
> With gold and jewels cover ev'ry part,
> And hide with ornaments their want of art.
>
> Eſſay on Criticiſm v. 293.

drückt ganz vortreflich die Manier der gewöhnlichen Dichter aus. Sie möchten uns gern für ihre Perſonen einnehmen, und wiſſen unglücklicher Weiſe zu wenig, was uns an ſich zieht und mit Recht an ſich ziehen darf; — ſie beurtheilen vielleicht zu ſehr das ganze menſchliche Geſchlecht nach ſich; — ſie haben ſich zu wenig Mühe gegeben, über die Unterhaltung nachzudenken, die der Leſer mit Recht von ihnen verlangen kann, als daß ſie uns nicht vorzüglich das geben ſollten, was doch zuerſt in die Augen fällt. Aber der vernünftige Mann ſieht ſolche Dinge für nicht viel beſſer an, als die Klapper des Säuglings. —

Wenn man hier einwenden wollte, daß, bey meinen Foderungen, den Menſchen, nach der Wahrheit zu zeichnen, es dem Dichter zu vergeben ſey, wenn er ihm ein Verdienſt oder Würde mehr, durch den Beſitz der Reichthümer, zulegte, weil die Sachen in der wirklichen Welt ſo zugehen, wo man immer nach dem Werth der Menſchen beurtheilt, wie

jener

jener Knabe im Gellert die beyden Vögel: ſo antworte ich, daß ich nie verlangt habe, alle ſchaale Nebenſeiten und alle Abgeſchmackheiten der Welt in den Werken der Nachahmung aufgenommen, — oder für was anders aufgenommen zu ſehen, als was ſie wirklich ſind. Der Dichter ſoll eben die Menſchen lehren, alle Sachen aus dem rechten Geſichtspunkte anzuſehen, und nach ihrem wahren Werth zu beurtheilen. Aber iſt es möglich, daß dies jemals erreicht werde, wenn noch jetzt die Dichter — wie ich es unlängſt irgendwo geleſen — ihre Perſonen deswegen mit Reichthümern und Schätzen überladen zu haben vorgeben, weil ſie es ſich nicht verwehren könnten, dieſen Perſonen alles zu geben, was ſie glücklich machen, und ihren Werth vermehren könne: eine ganz artige Philoſophie, die kaum in dem Munde einer Mad. Riccoboni oder Beaumont zu verzeihen wäre!

18.

Wenn jede unrichtige Schilderung der Leidenſchaften, für den Leſer gefährlich werden, und ſeine Empfindungen falſch ausbilden muß: ſo hat wohl keine mehr Schaden angerichtet, als die Liebe; denn keine iſt noch ſo falſch geſchildert worden, als dieſe.

Bey

Bey Gelegenheit des Anziehenden, das dieſe Leidenſchaft überhaupt hat, hab' ich einer von den Unrichtigkeiten, die ſich in der Schilderung derſelben, in den gewöhnlichen Romanen finden, gedacht, weil dieſe Unrichtigkeit vorzüglich unſre Theilnehmung vermindert. Diejenigen, von denen hier die Rede iſt, verringern zwar nicht geradezu unſre Theilnehmung; aber ſie ſind eben deßwegen deſto gefährlicher, je weniger ſie unſre Täuſchung ſtören. Ein ſüßer Irrthum ſchadet mehr, als ein anderer, der ſein Gegengift bey ſich führet. —

In unſern Romanen erſcheint die Liebe gewöhnlich ſo engelrein, ſo unkörperlich, ſo geiſtig, daß nichts drüber gehen kann. Aber man rede noch ſo feyerlich von dauernder Unſchuld, man platoniſire noch ſo zauberiſch von den geiſtigen Glückſeligkeiten, die ſie gewährt, der Roman endigt ſich immer, und muß ſich immer, bey den Vorausſetzungen, daß wir Menſchen ſind, mit einer Hochzeitnacht endigen. In der Natur führt die Liebe gewiß dahin; es iſt Thorheit, dies läugnen zu wollen. Aber, indem man dieſe Seite an ihr verbirgt; indem man all' ihre Süßigkeiten, die ſie gewiß hat, mit zauberiſchen Farben ausmalt, und alle die Bitterkeiten, die ihr eben ſo eigenthümlich ſind, verſchweigt: ſo füllt man den Kopf des armen Mägdchens, das die wahre Geſtalt dieſer Leidenſchaft hätte, aus einem

Roman,

Roman, kennen lernen können, mit romantiſchen Ideen von Glückſeligkeit und Unſchuld, die das arme Mägdchen, bey der nächſten Gelegenheit, — und das mit einigem Anſchein von Recht! — in wahre Empfindungen zu verwandeln ſucht. Und nun, ſo bald ſie nur den Vorſatz hat, ſich einmal einzuſchiffen, zu ſchwach zurück zu kehren, und unterwegens mit Ausſichten reiner und entzückender Freuden unterhalten, — ſchifft ſie, unwiſſend, ins tiefſte Elend hinüber. — Der Romanendichter, der Gewiſſen hat, lege hier die Hand aufs Herz! Es iſt grauſam, es iſt ſchändlich, irgend einer Leidenſchaft, durch Verkleiſterungen und Uebermalungen, eine Geſtalt zu geben, als ſie ihrer Natur nach, haben kann. — Und alles dies wird vermieden, wenn uns der Dichter, der Wahrheit gemäß, nicht bey einer hervorgebrachten Wirkung ſtehen läßt, ſondern dieſe, ihrer Natur nach, wider zur Urſache des folgenden gebraucht. Das Entſtehen der Liebe ſelbſt geht, gewöhnlich noch wahrſcheinlich genug zu; aber die entſtandene Liebe iſt unter funfzigmalen nicht das, was ſie in der Wirklichkeit iſt, und ſeyn muß. Es iſt überhaupt traurig, daß unſre Romanendichter gewöhnlich mit der Natur der Leidenſchaften ſo wenig bekannt ſind, daß ſie, trotz Zeit, trotz aller Veränderung in der Situation der Perſon, die Leidenſchaften, in einer

einförmigen, und ganz ähnlichen Dauer fortgehen laſſen, als ob irgend etwas in der Natur nur den zweyten Augenblick das ſeyn könnte, was es den erſten geweſen iſt. —

Man würde mich unrecht verſtehen, wenn man glaubte, Liebe und natürlich Bedürfniß ſey ein's in meinen Augen; oder jene ſey, und müſſe ganz körperlich ſeyn, ſie geſtatte nicht jene zärtliche Empfindungen, jene Sympathie, welche ihre Freuden vervielfältiget, verfeinert, veredelt. Das, was ich, vorher bey Gelegenheit des Anziehenden, das dieſe Leidenſchaft hat, hierüber geſagt habe, wird mich rechtfertigen. Hier habe ich nichts, als die Folgen, den endlichen Ausgang dieſer Leidenſchaft, das Ziel, auf welches alle Liebende, ſpäter oder früher treffen, bemerken, und ſo Wahrheit und Natur in ihre Rechte wieder einſetzen wollen. — Wer da glaubt, daß er dieſe Leidenſchaft nicht ſo zeigen müſſe, wenn er noch Leſerinnen haben wolle, der bedenke, daß er die Wahl hat, entweder Verführer, oder Lehrer ſeiner Leſerinnen zu werden, wenn er gleich dies letztere nicht, ohne Wahrheiten zu ſagen, werden kann. Es iſt beſſer, daß ihn das junge Mägdchen nicht lieſt, oder vorgiebt, nicht geleſen zu haben, oder daß ſie beſchämt bey ſeinem Leſen wird, als daß er zur Entſtehung eines verführeriſchen Wahns, und ſüßer Träume Anlaß giebt,

von

von welchen das thörigte Mägdchen mit Schrecken und Grauſen, oder gar auf immer unglücklich, erwacht. —

Außer dieſem Betruge, in der Schilderung der Liebe, befindet ſich eine andre Falſchheit in ihrer Vorſtellung, die eben ſo wenig lehrreich iſt, als jene. Man führt nämlich ſehr oft Charaktere, und vorzüglich Charaktere des weiblichen Geſchlechts auf, denen man ganze Jahre hindurch kein ander Geſchäft giebt, und dies Geſchäft ihnen, als Verdienſt anrechnet, — als Liebe, und Liebe!

In der Natur iſt dies ſchlechterdings unmöglich. Daher iſt es nun zuerſt in der Nachahmung ſo höchſt unwahrſcheinlich, eine Perſon nichts denken, fühlen, oder thun ſehen, als lieben. Und dann wird auch der Charakter einer ſolchen Perſon ſo höchſt läppiſch, ſo wenig unterhaltend, daß, wenn ihn der Dichter nicht von einer nachtheiligen Seite zeigen will, er uns gar nicht beſchäftigt. — Wie kann er nun noch lehrreich werden?

Die Einzelnheit einer Empfindung findet ſchlechterdings nicht ſtatt. Es kann Zeitpunkte geben, — aber dieſe Zeitpunkte ſind wahrlich von ſehr kurzer Dauer — in welchen wir nur für eine Sache leben. In den folgenden ſind immer unſre Sinne allen Eindrücken offen. Von allen Seiten ſtrömen Empfindungen auf uns zu; und, nach der Anlage

des Charakters, fühlen wir mehr oder weniger bey jeder Vorfallenheit. Wie thörigt es alſo iſt, uns in einem ganzen Menſchen, ein einzelnes Stück Liebe zu zeigen, ergiebt ſich von ſelbſt. Der Irrthum iſt um deſto ärger, da die empfindſamen Charaktere, die die Romanendichter gewöhnlich ihren Perſonen geben, eben dieſer Empfindſamkeit wegen, allen Eindrücken um deſto mehr offen ſind. — Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Gegenſtände, von welchen eine Perſon die mehrern Eindrücke erhalten ſoll, in das Ganze des Dichters aufgenommen, und als Wirkung und Urſach, mit den übrigen Theilen, zur Hervorbringung des Reſultats verbunden ſeyn müſſen. —

Noch auf eine andre Art kann die Liebe, zur Entſtehung ſehr falſcher und unrichtiger Empfindungen Anlaß geben. Dies geſchieht, wenn man die Liebe nicht allein, als das einzige und angelegenſte, ſondern auch als das wichtigſte Geſchäft des Lebens zeiget, dem alles andre, Tugend und Pflicht, ohne Umſtände, nachſtehen muß. So zeigen die franzöſiſchen Dichter gewöhnlich dieſe Leidenſchaft. Aber, wenn die Sache auch in der Wirklichkeit ſich ſo verhielte: ſo wäre es der Dichtkunſt unwürdig, die Liebe zu dieſem Range zu erheben. Einer der verderblichſten, und elendſten Einfälle, den der große Corneille jemals gehabt hat, iſt das l'amour rend

tout

tout permis in dem Munde des Maximus. — In der Wirklichkeit geht es aber, — wenigſtens bey uns kaltblütigern Deutſchen — ganz anders zu. Und was ſoll man nun von denen Romanendichtern denken, die ſo treuherzig hierinn den Franzoſen nachäffen? Der Einfall kann ſie unmöglich entſchuldigen, daß, bey einer andern, als bis jetzt gewöhnlichen Behandlung der Liebe, der Dichter weniger Leſer, beſonders Leſerinnen haben würde. Denn dieſer Einfall könnte ſich nur von einem Manne herſchreiben, dem ſeine eigne Eitelkeit wichtiger iſt, als die Ausbildung der Empfindungen des menſchlichen Geſchlechts. Und der ganze Einfall iſt ungegründet. Der Dichter, wenn er nur ſeine Kunſt verſteht, wird um deſto mehr geleſen, je wahrer er iſt. Hat Agathon nicht Leſer unter uns gefunden? Freylich wiſſen viele von dieſen Leſern ihn vielleicht nicht ganz richtig zu ſchätzen, und ſein Verdienſt abzuwägen; aber es ſey nur die Sorge des nachkommenden Romanendichters, ſeine Leſer durch ähnliche Werke zu nöthigen, oder ihnen Anlaß zu geben, denken zu lernen, und nicht ſie in ihrer Trägheit, in ihren alten Vorurtheilen, in ihrer Unwiſſenheit zu beſtätigen, und zu nähren. — Die Nachwelt, die unſre Sitten, unſre Denkungsart, unſre Moralität, aus dem größten Theil unſrer Romanen kennen lernen wollte, was würde ſie

wohl lernen? Man vergleiche einmal das, was wir aus den Dichtern des Alterthums, von den Sitten der damaligen Zeit lernen, mit dem, was uns die Geſchichte davon überliefert hat. Alles iſt hier, ſo viel es die verſchiedenen Gattungen vertragen, übereinſtimmend; eine wird durch die andre aufgeklärt. Man halte das, was wir vor uns ſehen, gegen das, was unſre Dichter geſchehen laſſen; und urtheile dann. — Eine, zu dieſer ganzen Materie ſich vorzüglich paſſende Stelle aus dem Agathon, wird hier am rechten Orte, zur Anwendung, ſtehen. „Es iſt eine längſt ausgemachte „Sache, daß die Griechen von der Liebe ganz an„dere Begriffe hatten, als die heutigen Europäer. „— Denn die Rede iſt hier nicht von den meta„phyſiſchen Spielwerken oder Träumen des gött„lichen Platons. — Ihre Begriffe ſcheinen der „Natur, und alſo der geſunden Vernunft näher „zu kommen, als die unſrigen, in welchen Scythi„ſche Barbarey und Mauriſche Galanterie auf die „ſeltſamſte Art mit einander contraſtiren. Sie „ehrten die ehliche Freundſchaft; aber von dieſer „romantiſchen Leidenſchaft, welche wir, im eigent„lichen Verſtande Liebe nennen, und welche eine „ganze Folge von Romanſchreibern bey unſern „Nachbaren jenſeit des Rheins und bey den Eng„ländern bemühet geweſen iſt, zu einer heroiſchen

„Tugend zu erheben; von dieſer wußten ſie eben „ſo wenig, als von der weinerlich-comiſchen, der „abentheurlichen Hirngeburt einiger Neuerer, mei„ſtens weiblicher, Scribenten, welche noch über „die Begriffe der ritterlichen Zeiten raffinirt, und „uns durch ganze Bände eine Liebe gemalt haben, „die ſich von ſtillſchweigendem Anſchaun, von „Seufzern und Thränen nährt, immer unglücklich, „und doch ſelbſt, ohne einen Schimmer von Hof„nung; immer gleich ſtandhaft iſt. Von einer ſo „abgeſchmackten, ſo unmännlichen, und mit dem „Heldenthum, womit man ſie verbinden will, ſo „lächerlich abſtechenden Liebe wußte dieſe geiſtreiche „Nation nichts, aus deren ſchöner und lachender „Einbildungskraft die Göttinn der Liebe, die Gra„zien, und ſo viele andre Götter der Fröhlichkeit „hervorgegangen waren. Sie kannten nur die „Liebe, welche ſcherzt, küßt und glücklich iſt; oder, „richtiger zu reden, dieſe allein ſchien ihnen, unter „gehörigen Einſchränkungen, der Natur gemäß, „anſtändig und unſchuldig. Diejenige, welche ſich „mit allen Symptomen eines fiebriſchen Paroxis„mus der ganzen Seele bemächtigt, war in ihren „Augen eine von den gefährlichſten Leidenſchaften, „eine Feindinn der Tugend, die Störerinn der „häuslichen Ordnung, die Mutter der verderblich„ſten Ausſchweifungen und der häßlichſten Laſter“

u. ſ. w. — — Wenn gleich unſre Sitten und Gebräuche, es dem Romanendichter, der der Wahrheit getreu bleiben will, nicht geſtatten, dieſe Leidenſchaft ſo zu behandeln, wie die Griechiſchen Dichter ſie behandelten, weil die Nation ſie ſo anſah: ſo wird doch auch er immer etwas dazu beytragen können, durch ſeine Schilderung, die Liebe zur Natur und zur Wahrheit zurück zu führen; oder vielmehr, er wird aus dieſer Stelle folgern können, wie ſehr unrecht die Romanendichter gethan, ſich von dieſer Natur und Wahrheit zu entfernen, und zur Entſtehung ſo abentheurlicher und ſcheußlicher Ideen Anlaß zu geben.

19.

Wenn die Wahrheit, die Richtigkeit aller Vorſtellungen erfodert wird, wofern der Dichter verlangt, uns auf eine rechtmäßige Art zu vergnügen, und durch dies Vergnügen zu unterrichten: ſo iſt Einheit und Uebereinſtimmung in all den verſchiedenen Handlungen einer Perſon, nach Maaßgabe ihres Charakters, ein ſehr nöthiges Erforderniß hierzu. Das, was bis jetzt von dieſer Einheit und Uebereinſtimmung geſagt worden iſt, bezieht ſich mehr auf die Zuſammenſetzung der verſchiedenen Charaktere, auf die mehr oder mindere

An-

Aneinanderpaſſung und Wahrheit der einzeln Eigenſchaften, als auf die Aeußerung dieſer verſchiedenen Perſonen, in Handlungen. Von dieſer iſt nun hier die Rede!

So wie es ungereimt ſeyn würde, einen **ganzen** Charakter aus einer **einzeln** Eigenſchaft zu machen (denn in der ganzen Natur findet ſich nicht **eine** Eigenſchaft, **eine** Leidenſchaft allein, und keine Miſchung iſt mannichfaltiger, und anders, als ſie, nach den Umſtänden, worinn der Menſch ſich von je her befunden hat, und noch befindet, hat möglich werden können. Clima, Nahrungsmittel, Erziehung, Religion, Stand, Geſetzgebung und tauſend größere und kleinere Umſtände mehr kommen zuſammen, den Menſchen dazu zu bilden, was er iſt) —

So wie ſich die verſchiedenen Eigenſchaften, die der Dichter ſeinen Perſonen giebt, in **einem** Charakter müſſen finden laſſen, mit einander vertragen, und vereinigen können, ſo daß nicht eine gerade die andre ausſchließt; — Ferner

So wie die, mit einander vereinten Eigenſchaften, ſich eine in die andre fügen, und nur nach den Abänderungen und Einſchränkungen erſcheinen können, die eine durch die andre erhält, und beſonders nach denen, die ſie durch die Haupteigenſchaft der Perſon erhalten — (Ulyß iſt

 tapfer,

tapfer, Neſtor iſt tapfer, Achill iſt tapfer; wenn ihre Tapferkeit ſich aber auf ähnliche Art äußerte, ſo wüßte ich nicht, daß Ulyß und Neſtor auch auſſerdem weiſe, kluge Männer wären. Wenn Achill einen ſeiner getödteten Krieger, den er liebte, hätte rächen wollen, würd' er nicht mit der Vorſicht, die Ulyß dabey gebraucht, in die erſten Reihen hervorgetreten ſeyn [l]). Auch ſteht es nur dem Ulyß allein, ſeines übrigen Charakters wegen, zu, daß er, da die Rede vom Zweykampf mit dem Hektor iſt, der lezte unter denen iſt, die da aufſtehen, um ſich zu dieſem Zweykampf anzubieten. Und würde der weiſe Neſtor, ſo wie der weiſe Ulyß, wenn er ſich auch gebrauchen laſſen, den Philoktet ins Lager zu bringen, von dem Theater verſchwunden ſeyn, wenn Philoktet, die Waffen in Händen, im Zorn entbrennt [m])? Aber, ſo wie ſich die Weisheit des Neſtors von der Weisheit des Ulyß darinn unterſcheidet, daß jene natürlich, und offen; dieſe aber Künſteley und Liſt iſt; eben ſo erhält auch die Tapferkeit dieſer beyden Perſonen, durch die Hauptzüge ihres Charakters, durch ihre Weisheit und Klugheit, ihre Abänderungen und Einſchränkungen; Neſtors Tapferkeit zieht immer Erfahrung zu

l) Iliad. Δ.

m) Soph. Phil. Act. V. Sc. 3.

zu Rathe; und die Tapferkeit des Ulyß geht beſtändig mit der größten Vorſicht zu Werke) —

Eben ſo ſollen nun auch billig im Roman die Aeußerungen der verſchiedenen Perſonen, in Thaten und Worten, **Wirkungen** ſeyn, von welchen ihr Charakter die Urſache iſt. Charakter, und Rede oder That müſſen in dem genaueſten Verhältniß dieſer Art, mit einander ſtehen. Der Menſch muß nichts thun, als was er, zufolge ſeines, aus verſchiedenen Eigenſchaften zuſammengeſetzten Charakters thun **muß**, oder wenigſtens thun **kann**. —

Wider dieſe Wahrheit, wider dieſe Nothwendigkeit nun, wird nirgends mehr verſtoßen, als in den **gewöhnlichen** Romanen. Die Romanendichter ſcheinen es ſich, als ein Vorrecht, zugeeignet zu haben, daß ihre verſchiedenen Perſonen, ohne Uebereinſtimmung zwiſchen Mann und That, auftreten dürfen; und glauben dadurch vielleicht das Wunderbare, das heißt, nach den gewöhnlichen Begriffen, das Anziehende in ihren Werken, zu vermehren. Und wo könnten ſie auch die ſeltſamen Begebenheiten und Vorfälle hernehmen, wenn ſie nicht, zu dieſer Erfindung, ihre Zuflucht hätten? Wenn es ihnen um eine Wirkung, um einen Vorfall, eine Begebenheit in ihren Werken zu thun iſt: ſo iſt ihnen die Perſon ſehr gleichgültig, die ſie hervorbringt; genug, wenn die Wirkung erfolgt. Wie ſtimmt

es

es mit dem Charakter eines alten, wollüſtigen Kriegers, z. B., zuſammen, daß, wenn er ein jung Mägdchen behorcht, für welche er ungefähr das empfindet, was der hungrige Magen, um mich mit Fieldingen auszudrücken, für ein Stück gekocht Rindfleiſch fühlet, daß, ſage ich, er ein Lied, das dies junge Mägdchen eben, und nur einmal ſingt, (ein Lied, das noch dazu gar nicht in ſeinen Kram taugt, und für ſeine Denkungsart paßt) — auswendig lerne, oder gar aufſchreibe? — Er, der alte Wollüſtling, ſieht das Mägdchen überdem das erſtemal. — Wenn dies etwann Wirkung der Schönheit und Liebe ſeyn ſoll: ſo iſt Charakter und Situation der Perſon, — gerade die beyden wichtigſten Sachen! — ganz dabey vergeſſen worden. Eben ſo iſts, wenn Perſonen, welchen der Dichter buchſtäblich viel Zurückhaltung zugelegt hat, bey der erſten, beſten Gelegenheit, auf die erſte Bekanntſchaft mit ihrer Geſchichte, heraus platzen. — Ich enthalte mich fernerer Beyſpiele. Exempla ſunt odioſa. Nur hüte ſich der Romanendichter, der uns mit Wahrheit und Natur unterhalten, — der unſer Lehrer werden will, vor ähnlichen Abſchweifungen!

---

20. „Durch

20.

„Durch welche Mittel wird der Romanendichter am ſicherſten unſre Empfindungen, unſre Theilnehmung, erregen können?“

Es iſt bereits öfter, als einmal bemerkt worden, daß es nicht eigentlich die Thaten und Unternehmungen der Perſonen in einem Roman, ſondern die Eigenſchaften und der Charakter derſelben ſind, an welchen wir vorzüglich Theil nehmen. **Wie** muß uns der Dichter dieſe zeigen, wie muß er die verſchiednen Gegenſtände behandeln, damit dieſe Theilnehmung deſto gewiſſer erfolge?

Im Home finden ſich (im erſten Theil des zweyten Kapitels) ſehr viel richtige Bemerkungen über die **ideale Gegenwart**, und die Nothwendigkeit derſelben, wenn die Gegenſtände der Nachahmung unſre Leidenſchaften erregen ſollen. Nur was ſich dort **nicht** findet, ſoll hier mitgenommen werden. Aber auch dies ſind ſchon bekannte Sachen. —

Die Romanendichter ſchränken ſich gewöhnlich aufs bloße Erzählen der Leidenſchaften und Empfindungen ihrer Perſonen ein. Wenn dieſe lieben, ſo erzählen ſie uns, daß ſie lieben; und damit iſt die Sache gemacht. Es hat ſich eine gewiſſe Reihe von Formelchen und Ausdrücken eingeſchli-

ſchlichen, wodurch man uns den Zuſtand der Perſonen anſchauend zu bezeichnen glaubt; und es iſt möglich, daß ſie im Anfange, da ſie gebraucht wurden, noch einigen Eindruck machten; aber jetzt ſind wir ſo ſehr mit ihnen bekannt, ſie ſind ſo allgemein, daß wir unmöglich noch etwas bey ihnen fühlen können. Sie ſagen uns höchſtens die Sache ſelbſt, und wir wollen mehr ſehn, als dies. Der Eindruck iſt ſehr verſchieden, den es macht, wenn wir eine Wirkung vor unſern Augen erfolgen ſehen, oder wenn wir ſie erzählt hören. Und dieſen flachen, kahlen Eindruck, den die bloße Erzählung der Begebenheit macht, und der unſre Leidenſchaften gar nicht erregt, kann nun der Romanendichter vermeiden, wenn er dieſe Erzählung in Handlung zu verwandeln weis.

Eigentlich iſt dieſe Verwandlung nichts, als die vorher ſchon vorgeſchlagene Behandlung der Begebenheiten, ſo daß wir dieſe nämlich, im Roman, **werdend**, mit einem Wort, ſo ſehen, wie z. B. die Liebe Agathons **wird**. Die Sache ſelbſt aber, wird hier von der Seite angeſehen, wo ſie gerade den Eindruck macht, den der Dichter machen muß, wenn ſein Leſer nicht kalt bleiben ſoll.

Diderot, der den Unterſchied im Eindruck ſehr gewiß fühlte, den das Erzählen einer Wirkung,

und

und das Hervorbringen derſelben macht [n]), ſcheint den Romanendichter von dem letztern freyzuſprechen. Wie ſehr ſich aber eben dadurch das angeführte Wielandſche Werk von allen übrigen Werken ähnlicher Art unterſcheide, und um wie viel mehr die Illuſion des Leſers dadurch befördert, und alſo der Endzweck des Dichters erreicht werde, iſt ſchon vorhin genug bemerkt worden. Es giebt ſo gar Dichter, die bey ſolchen Gelegenheiten, und wenn ſie uns das Warum ihres Darums vorenthalten, von geheimen Sympathien, von dem unbekannten je ne ſçais quoi u. ſ. w. reden. Das heißt dem edlen Titel, eines Schöpfers im Kleinen, entſagen. Denn der muß alle Kräfte ſeiner geſchaffenen Perſonen, mit all' ihren Wirkungen kennen und überſehen. —

Doch dies Erfolgen der Wirkung ſelbſt, vor unſern Augen, iſt noch nicht genug, wenn der Romanendichter unſre Leidenſchaft bis zu dem Grade zu erregen wünſcht, warum er eigentlich gedichtet hat. Es iſt nicht genug, daß wir eine Leidenſchaft haben werden, daß wir ſie haben entſtehen ſehen, um Theil an ihr zu nehmen; es iſt nicht genug, daß wir, z. B. wiſſen, dieſer oder jener liebt nun: — wir

n) Quelle différence de *peindre* un effet, ou de le *produire*. *Oeuvr. de Did.* T. 2. p. 196. (Ed. de Berl.)

— wir wollen dieſe gewordene Liebe nun als eine Urſache anderer Wirkungen ſehen. Man laſſe von einem gewöhnlichen Liebhaber, zehn Seiten hindurch, erzählen, daß er ſeine Geliebte aufs innigſte liebe, daß er aus Liebe ſterben, daß er zu den Schatten gehen, mit einem Wort, alles, alles aus Liebe thun wolle; und man höre dagegen vom St. Albin (Im Hausvater) daß er mit einemmal ganz verändert iſt von dem, was er war. Er iſt weniger ſorgfältig in der Wahl ſeiner Bedienten, ſeiner Pferde, ſeiner ganzen Equipage; weniger gewählt in ſeinem Anzuge, als ſonſt; er geht allen Zerſtreuungen und ſeinen jugendlichen Freunden aus dem Wege; er bringt ganze Tage in ſeinem Zimmer mit Leſen, Schreiben, Denken zu. Und in der Folge hören wir noch mehr. Er hat ſich in ein viertes Stockwerk eingemiethet; er hat ſich in einen armen Handwerksmann verkleidet; er ſchleicht ſich des Abends aus dem Hauſe ſeines Vaters, damit er ſeine Sophie ſehen und ſprechen könne, die er auf keine andre Art ſonſt ſehen oder ſprechen kann: — man halte dies, ſag' ich, gegen alle nur mögliche Erzählungen von Liebe, Treue, Zärtlichkeit; und ſage dann, wobey man mehr von der Liebe, geſehn habe, wobey man mehr beſchäftigt, — und wobey folglich unſre Empfindungen lebhafter erregt worden? ob bey dieſen Handlungen

der Liebe, oder bey jenem Geſchwätz von ihr? — Eben ſo laſſe man den Prinzen, in Emilia Galotti, an Statt, daß er das Gemälde ſeiner Emilia gegen die Wand drehet, wenn Marinelli kommt, damit dieſer Marinelli es nicht ſehen ſolle, — ſehr viel zärtliches von ſeiner Liebe ſagen; und ſehe zu, ob ſich irgend etwas finden könne, das, indem es den liebenden Italiener ſo vorzüglich charakteriſirt, unſre Einbildungskraft ſo beſchäftigen, uns ſo in Bewegung ſetzen werde, wie dieſer Zug? — Ich glaube einiger Auftritte aus Minna von Barnhelm ſchon gedacht zu haben, wo Minna, nachdem ſie ihren Tellheim wieder gefunden, der Franciska Geld aufdringt, dann ihr Geld für den erſten verwundeten Soldaten giebt, den ſie antreffen würde u. ſ. w. Was konnte Minna ſagen, das ſo gut ihre glückliche Liebe ausdrückte, als dies; und das alſo unſre Theilnehmung ſo ſtark zu erregen vermochte, als eben dieſe Handlungen einer wahrhaft Liebenden? —

Natürlich muß das, was unſre Theilnehmung erregen, unſre Empfindungen lebhaft beſchäftigen ſoll, uns viel, und beſtimmte Dinge ſehen laſſen. — Und ſollte dem Romanendichter nicht ſo gut, wie dem dramatiſchen Dichter der Gebrauch ſolcher Züge frey ſtehen? Zwar hab' ich ſelbſt die Beyſpiele aus dramatiſchen Dichtern genommen; aber gewiß

andrer Urſachen wegen, als weil ich glaubte, daß ſie nur dem Schauſpiel allein zukommen. Denn auch aus erzählenden Werken hätt' ich ſie nehmen können. Der Dichter der Muſarion ſagt uns ſehr wenig davon, daß Phanias verliebt iſt, und Phanias ſelbſt erzählt es nicht; aber ein

— „er ſtockt, er ſchwieg“ —

oder die Thränen

— „die wider Willen
In runden Tropfen ihm die Augenwinkel füllen“ —

ſagen mehr, mehr als zehn Erzählungen und zehn Liebeserklärungen hätten ſagen können. Freylich werden wir die Sache immer nicht ſo lebhaft vor uns ſehen können, als im Drama; aber um ſo mehr der Romanendichter Raum und Zeit in ſeinem Werke hat, um ſo ehe wird er uns, an ſtatt von ſeinen Perſonen zu erzählen, daß ſie lieben oder haſſen, Handlungen der Liebe und des Haſſes zeigen; — und um ſo mehr wird er dann auch unſere Theilnehmung erregen. —

Auch dann, wann die Rede von der bloßen Beſchreibung einer Wirkung iſt, kann der Dichter nie bildlich, nie beſtimmt genug ſeyn. Auch wenn er nur in Proſa ſchreibt, iſt die erſte Foderung an ihn, daß er das Abſtrakte ins Concrete verwandele; daß er uns das, in einem einzeln Fall zeige, was er ſagen will. Und die Sache iſt ja

auch

auch ſo bekannt, ſo allgemein angenommen! Aber vielleicht eben, weil ſie ſo bekannt iſt, wird ihrer weniger, auch in der Ausübung, gedacht. Oder wird man ihren Mangel nicht gewahr? — Nichts iſt, wie gedacht, kahler, nichts macht einen flachern Eindruck, als die allgemeinen Formeln und Ausdrücke; und in keiner Sprache ſind ſie häufiger und keiner ſind ſie eigenthümlicher als der franzöſiſchen. Daher leſen ſich denn auch die franzöſiſchen Werke des Witzes ſo höchſt langweilig; beſonders wenn man einmal mit den Werken der Engländer bekannt iſt. Ich würde hier dieſes Umſtandes nicht erwehnen, wenn ich nicht überzeugt zu ſeyn glaubte, daß auch dieſe flache Manier des Ausdrucks in unſrer Sprache, von den Franzoſen ſich herſchreibt. — Home ſagt: (Im 21ſten Kap.) „Jeder Menſch von einigem Nachdenken muß gemerkt haben, daß ein Vorfall einen weit ſtärkern Eindruck auf einen Augenzeugen macht, als auf dieſelbe Perſon, wenn ſie von einem dritten ihn erſt erfährt. Scribenten von Genie, welche wiſſen, daß das der beſte Zugang zum Herzen iſt, ſtellen jedes Ding ſo vor, als ob es vor unſern Augen vorgienge, und verwandeln uns gleichſam aus Leſern und Zuhörern in Zuſchauer. Ein geſchickter Scribent verbirgt ſich und läßt nur ſeine Perſonen ſehen; mit einem Wort, alles wird dra-

matiſch, ſo ſehr es nur immer möglich iſt. — — Aus dieſem glücklichen Talent enſpringt der Nachdruck des Styls " u. ſ. w. Dies wird nun zum Theil dadurch mit erreicht, daß uns der Dichter ein beſtimmtes Bild giebt, in welchem wir die Wirkung einer Leidenſchaft, in einem einzelen Fall, in welchem wir die Aeußerung, beſtimmt, ſehen, die, z. B. der allgemeine Ausdruck: er liebte ſie mit der innigſten Zärtlichkeit, enthalten kann. Denn dieſe Aeußerung, dieſer Ausdruck kann vielleicht, unter hundert verſchiedenen Geſtalten und Bildern, je nachdem die Perſon iſt, von welcher er gebraucht wird, erſcheinen. Welchen ſoll nun der Leſer ſich gedenken? Und einen einzeln Fall muß ſich der Leſer denken, in ein Bild muß er dieſen Ausdruck verwandeln, wenn er die Sache ſinnlich faſſen, wenn er ſie ſich anſchauend darſtellen, — mit einem Wort, wenn er in Bewegung geſetzt werden ſoll. Er wird, wenn ſeine Einbildungskraft auch lebhaft genug iſt, ſich das Bild zu ſchaffen, doch dem Dichter wenig Dank wiſſen, der ihm unter allen möglichen Fällen ſich zerſtreuen, und eine Arbeit überläßt, welche nicht zu haben, er nun eben den Dichter in die Hände nahm. Doch wie viele ſind unter den Leſern der Dichter, die dieſe Arbeit ſelbſt übernehmen, und dem Dichter nachhelfen können? — Vielleicht ſehr wenige. —

Und

Und daher kommt es denn nun ſehr natürlich, daß die mehrſten dieſer Leſer, nach Endigung des Romans nicht eine Sache beſtimmt wiſſen, und ſich vorſtellen können, die ſie, nach der Meynung des Dichters, aus ihm hätten lernen ſollen. Dieſes einzele Bild eines allgemeinen Falls, gewährt uns allein diejenigen Kenntniſſe, die wir im Dichter überhaupt ſuchen, die Kenntniß des Menſchen, indem wir die beſtimmten Aeußerungen und Geſtalten ſehen, die der Menſch in den angenommenen Fällen haben kann. —

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß das Bild genau das darſtellen muß, was es ſoll; daß es weder über, noch unter, noch ſeitwärts der ſich zugetragenen Wirkung iſt. Ein Dichter, der, z. B. ſtatt: „er liebte ſie mit der innigſten Zärtlichkeit,“ zu ſagen, dieſen Ausdruck in ein und daſſelbe Bild kleiden wollte, es ſey die Rede von der Zärtlichkeit eines ſüßen Schwärmers, oder eines üppigen Wollüſtlings, würde noch beſſer thun, wenn er die erſte allgemeine Formel beybehielte. Denn beyde, der Schwärmer und der Wollüſtling, können mit der innigſten Zärtlichkeit lieben; aber ein Ovid °) äußert ſeine Zärtlichkeit, indem er Corinnen entkleidet, und ein Agathon zieht, ſo gar über eine

°) Amor. Lib. I. El. V. Deripui tunicam &c.

ſchlafende Danae, „mit der leichten Hand eines Sylven das ſeidene Gewand wieder her, das Amor verrätheriſch aufgedeckt hatte.“ — Oder, wenn ein Dichter, anſtatt zu ſagen: „er war entzückt, wenn er ſie nur ſah,“ unter einem und demſelben Bilde, die Entzückung zweyer ſehr verſchiedenen Perſonen zeigen, und z. B. das, was Petrarca von ſich ſelbſt, in dieſem Zuſtande ſagt:

Coſi carco d'oblio
Il divin portamento,
E'l volto, e le parole, e'l dolce riſo
M'aveano, e sì diviſo
Da l'imagine vera,
Ch'i' dicea ſoſpirando:
Qui come venn'io, ò quando?
Credendo eſſer in Ciel, no là dov'era.

als ein Bild jeder Entzückung anſehen, und nicht denken wollte, daß, z. B. ein Polydor, in der Waiſe des Otway, unter ganz andern Bildern, ſeine Entzückung, im ähnlichen Falle, ausdrük-ken muß:

— when a Heav'n-born Maid, like you, appeard,
Strange pleaſures fill'd his (Men's) Eyes, and fir'd his heart.
Monimia Act. I.

Der Unterſchied, der ſich zwiſchen dem Eindruck der allgemeinen Formel, und dieſes bildlichen, beſtimmten Ausdrucks findet, iſt nur zu groß, als

daß

daß wir nicht mit Recht auf die Foderung dieſes letztern beſtehen ſollten, wenn der Dichter unſre Theilnehmung zu erregen verlangt. Dies wird ſich in einigen Beyſpielen am beſten zeigen. Man ſage: „ach! wenn ich doch mit ihm geſtorben wäre,“ oder mit der Julie p):

> Oh churl, drink all, and leave no friendly drop
> To help me after? —

Oder: „das Mägdchen war entzückt, da ſie mit ihm tanzte,“ — und halte dagegen:

> Wie ſchwebte das glühende Mägdchen im himmliſchen Tanze daher!
>
> Weißens Romeo u. Julie.

hier haben wir eine beſtimmte Vorſtellung, an welcher unſre Einbildungskraft ſich halten kann, ein Bild, das uns die Handlung darſtellet, die uns in Bewegung ſetzen ſoll; dort eine allgemeine Beſchreibung, bey der ſich nichts ſehen, folglich nichts empfinden läßt. —

Das, was zum Vortheil dieſes beſtimmten, bildlichen Ausdrucks, in Anſehung der Leidenſchaft der Liebe und ihrer Wirkungen geſagt worden iſt, gilt von ihm in allen Fällen. Home bemerkt ganz

p) Oder auch mit Weißens Julie: „O warum konnteſt du mir nichts in dem unglücklichen Becher laſſen? geliebter — Meyneidiger! nicht etliche tödtliche Tropfen?“

vortreflich, daß in der Stelle des Addiſons, wo dieſer die Bedienten des Ritters Roger von Coverley beſchreibt:

„Man ſollte ſeinen Kammerdiener für ſeinen Bruder anſehen, ſein Kellermeiſter hat graue Haare, ſein Stallknecht iſt einer der ernſthafteſten Männer, die ich noch geſehn habe, und ſein Kutſcher hat die Miene eines geheimen Raths“ —

die Beſchreibung des Stallknechts, der Beſchreibung der übrigen Perſonen an Werth nicht gleich ſey, weil der Ausdruck weitſchweifig und allgemein iſt, und kein beſtimmtes Bild machen kann. —

Einige, aus dem Home genommene Beyſpiele, mögen den Werth der bildlichen, beſtimmten Ausdrücke noch mehr aufhellen. Zu dem Ende will ich die gewöhnlichen Beſchreibungen dagegen ſetzen. Im Shakeſpear heißt es vom Fähndrich Piſtol:

„Er iſt kein Polterer; — ein frommer Schelm, wahrhaftig, ihr könnt ihn ſtreicheln, wie einen jungen Hund; er wird nicht mit einer türkiſchen Henne poltern, wenn ſie die Federn nur mit einem Scheine von Widerſtand aufſträubt.“

2ter Th. Heinr. IV. 2 Aufz. 9 Auftr.

Man ſetze an deſſen ſtatt:

„Er iſt ein ſtiller, furchtſamer, guter Menſch; er thut keiner Seele Leids“ — und ſehe ... aber man ſieht nichts mehr! die beſtimmte Geſtalt iſt

weg,

weg, und man hat ein Formelchen, bey welchem man ſich hundert beſondre Vorſtellungen machen kann, und von einer zur andern ſchwanken muß. —

Auf folgende Beſchreibung würde ſich mancher Romanendichter ſchon ſehr viel zu Gute gethan haben: „Der Ort iſt wüſte und leer, und in eine Einöde verwandelt, wo nur Thiere wohnen und Unkraut wächſt.“ Eine Stelle aus dem Oſſian mag ihn überführen, wie Unrecht er hätte:

„Die Diſtel ſchüttelt da ihr einſames Haupt, das Moos fliſterte in den Wind. Der Fuchs ſah aus den Fenſtern hervor, und das Unkraut des Gemäuers flatterte um ſeinen Kopf.“

Fingal.

Man ſage von einem Sterbenden: „Er ſtarb in der größten Verzweiflung,“ oder denke ſich dies unter folgendem einzeln Fall q):

„Lord Kardinal, wenn ihr Gnade vom Himmel hofft, ſo hebt die Hand in die Höhe, gebt ein Zeichen eurer Hoffnung. Er ſtirbt, und giebt kein Zeichen.“

2ter Theil Heinr. VI. 3 Aufz. 10 Auftr.

q) Lord Cardinal if thou think'ſt on Heav'ns bliſs,
Hold up thy hand, make ſignal of thy hope;
He dies and makes no ſign!

und vergleiche nun die verſchiedenen Eindrücke!

Und eben ſo die folgende Stelle:

„Er ſieht aus wie ein geſetzter, ehrbarer Mann, und giebt ſich ein Anſehn von Weisheit und Würde; und weil er wenig redet: ſo halten ihn die Leute für ſehr klug.“

mit dieſer aus dem Shakeſpear r).

„Es giebt eine Gattung Leute, deren Geſichter, wie ein ſtehender Pfuhl, unter einer finſtern Haut ſtecken, die immer eigenſinnig ſtill ſind, in der Abſicht, den Namen weiſer, ernſthafter Leute, von tiefer Einſicht zu gewinnen, wie, wenn einer ſagen wollte, ich bin Herr Orakel, und wenn ich den Mund öffne, ſo muß kein Hund bellen!“ u. ſ. w. —

Man folgere aus dieſen Vergleichungen, um wie viel tiefer der Eindruck gemacht, um wie viel mehr die Illuſion befördert, und alſo unſre Theil-neh-

r) There is a ſort of men, whoſe viſages
Do cream and mantle like a ſtanding pond;
And do a wilful ſtillneſs entretain,
With purpoſe to be dreſs'd in an opinion
Of wiſdom, gravity, profound conceit;
As who ſhould ſay, I am Sir Oracle,
And when I ope my lips, let no dog bark!
March. of Ven. Act. I. Sc. 1.

nehmung erregt werde, wenn wir, ſtatt des allgemeinen Ausdrucks, ſtatt einer unbeſtimmten Vorſtellung, die Sache in einen einzeln Fall, in ein beſtimmtes Bild verwandelt ſehen. Meine Abſicht bey dieſen Vergleichungen und Beyſpielen, iſt keine andre geweſen, als die Vorzüge des individuellen Ausdrucks der Sache, und derjenigen Vorſtellung, die uns durch das Kleid, um mich ſo auszudrücken, alle Züge und die beſondre Geſtalt des Körpers hindurch erblicken läßt, — anzupreiſen. Ich habe nicht etwann den Gebrauch der eigentlichen, künſtlichen Figuren der Rede überhaupt behandeln, oder jene räthſelhafte Schreibart empfehlen wollen, die, unter den Händen eines Meiſters von vortrefflicher Wirkung iſt, in der wir aber auch oft, um mich mit dem Dichter auszudrücken, zwey Garben Stroh durchwühlen müſſen, um zwey Körner Weitzen zu finden. Eine Abhandlung über jene (die eigentlichen Redefiguren) muß man vielleicht in einer Theorie der Dichtkunſt überhaupt, ſuchen; und dieſe räthſelhafte Schreibart möchte ich ehe abrathen, als empfehlen, da ſie oft mehr Dunkelheit, als Licht, über die vorzuſtellenden Gegenſtände verbreitet. Auch will ich nicht die, als Beyſpiele angeführten Stellen, gerade zur Nachahmung aufgeſtellt haben. Die Situation, in welcher ſie gebraucht worden, die Perſon, die ſie gebraucht hat, und

die Sprache ſelbſt, aus welcher ſie genommen ſind, können ſehr leicht manches zu ihrer Wahrheit und Vortrefflichkeit beytragen. Man ſoll nur von ihnen die Anwendung auf andre Fälle, machen, nur die Vorzüge der bildlichen, beſtimmten Vorſtellung der Sache, folgern lernen. — Unſre Sprache hat ihre Eigenthümlichkeiten ſo gut wie irgend eine andre; und dieſe Eigenthümlichkeiten müſſen, beym Ausdruck, zu allererſt zu Rathe gezogen werden. Aus ihnen können dem Dichter unendlich viel Vortheile zuwachſen. Kein Dichter ſcheint bis jetzt noch ſo ſehr dieſe Eigenthümlichkeiten gekannt, und ſie in wahre Vorzüge unſrer Sprache vor andern, verwandelt zu haben, als H. Leſſing. Sein Styl iſt original deutſch.

Ich weis, daß manche Leute dieſe Lebhaftigkeit des Ausdrucks nicht eben für einen Vorzug erkennen werden. Sie kann ihnen leicht den Verfeinerungen zu widerſprechen ſcheinen, die ſie mit unſern Sitten, unſerm Geſchmack, unſrer Sprache vorhaben. Denn gar zu gern möchten ſie uns ehrliche Deutſche in kalte, manierirte, feine, artige Geſchöpfe verwandeln, die in Allem den bon ton haben, die in Allem ſage, das heißt immer nüchtern ſind; — gerne möchten ſie unſre Sprache mit H. Herdern zu reden, entmannen. — Mein Vorſatz iſt hier nicht, das Ungereimte dieſer vermein-

meinten Verbeſſerung zu zeigen, oder eine Abhandlung über die Vorzüge und Eigenthümlichkeiten unſrer Sprache zu ſchreiben; ich will, wie gedacht, nichts, als das Studium dieſer Sprache, und jenen bildlichen Ausdruck, jene, von dem Dichter gefoderte lebende Vorſtellung der geſchehenden Dinge, empfehlen.

Es iſt der Mühe werth, über das Letztere, das angeführte Kapitel im Home, durchzugehen. Die Fehler, in die der Schriftſteller hierbey verfallen kann, finden ſich eben dort angemerkt.

21.

Wenn es, zur Erregung unſrer Leidenſchaften, und unſrer Theilnehmung überhaupt, höchſt nothwendig iſt, daß uns der Dichter die vorzuſtellende Sache in Handlung zeige, und nicht beſchreibe oder erzehle: ſo läßt die Sache ſich noch aus verſchiedenen Geſichtspunkten betrachten.

Man hört ſo oft die Leſer ſelbſt über die guten Dichter klagen, daß dieſe ihnen Bemerkungen und Urtheile vorgemacht und vorgefällt haben, die ſie ſelbſt auch wohl hätten machen können, wenn ihnen der Dichter nur dazu Gelegenheit gegeben, das iſt, die Gegenſtände, an welchen er ſeine Bemerkungen machte, von der Seite gezeigt hätte, von welcher

er ſie ſah, als er Gelegenheit hatte, dieſe Bemerkungen zu machen. Hätte er ihnen die Handlung gezeigt, und in dem Lichte gezeigt, worinn ſie die Leſer ſehen mußten, um das Bemerkende gewahr werden zu können: ſo würden ſie ſchon ſelbſt das abſtrahirt, und mit Vergnügen davon abſtrahirt haben, was er ihnen vordocirt.

Von dem wenigen Nutzen, den das bloße Moraliſiren des Dichters hat, und haben kann, iſt ſchon vorher die Rede geweſen. Ich geſteh' es gerne zu, daß folgende Stelle ſehr gute Bemerkungen enthält:

„Karl Grandiſon redet mit Frauenzimmern, als Frauenzimmer, und nicht als Göttinnen. — Andre Mannsperſonen, die nichts beſſers zu ſagen wiſſen, machen ganz auf einmal Engel aus ihnen. — Wenn ihre Bolzen einmal verſchoſſen ſind: ſo können die armen Seelen nicht weiter fort. – – Und das Uebrige machen ſie dadurch voll, daß ſie uns ins Geſicht lachen, um uns von ihrer Aufrichtigkeit zu überführen.“ —

Die Sache iſt wahr; die Anmerkungen ſo richtig, und die Anwendung könnte ſo nützlich werden, wenn die Vorſtellung nicht, von dem größern Reiz der Vorfälle und Begebenheiten verdunkelt würde,

und ſo ihr ganzer Nutzen verloren gehen müßte. Die Erfahrung mag dieſes entſcheiden! Von hundert Leſern des Grandiſons werden neun und neunzig ſich auf den geringfügigſten Vorfall des Werks ſehr leicht beſinnen; aber kaum der hundertſte wird ſich darinn erinnern können, ſo was jemals im Grandiſon geleſen zu haben. Die Stelle ſteht einzeln, verwaiſt da, ohn' Urſach, und bleibt ohne Wirkung; ſie muß ſich verlieren, weil wir durch nichts auf ſie zurück gerufen werden. Aber es war ein Mittel da, die Aufmerkſamkeit, wenigſtens der allermehrſten Leſer, auf die Sache weit mehr zu heften, und ſo einen weit tiefern Eindruck damit zu machen. Der Dichter konnte ihnen die Gelegenheit verſchaffen, die Bemerkungen ſelber zu abſtrahiren. Dies Mittel verträgt ſich mit dem Plan des Grandiſon zu gut, als daß ich fürchten dürfte, es ſo gar von den Partiſanen des Richardſon verworfen zu ſehen. Die Perſonen, die zur Ausführung dieſes Mittels nöthig ſind, finden ſich im Werke; und ſie erſcheinen auch handelnd. Nur läßt der Dichter uns das nicht gerade an ihnen ſehen, was ſeine Henriette an ihnen ſah, um dieſe Bemerkungen machen zu können. Und vielleicht ſollen wir es, damit ſie die Ehre allein habe, nicht an ihnen ſehen. Denn es könnte leicht ſeyn, daß ſich der Dichter es, als ein größer Verdienſt ange-

angerechnet habe, wenn er ſeine Welt- und Menſchenkenntniß uns auf dieſe Art zeige, als wenn er nur uns Gelegenheit gäbe, ſie zu erwerben. So müßten wir es wenigſtes ſehen, daß er ein guter Beobachter ſey. Die Eitelkeit, die ſo gern eine nahe, baldige Befriedigung ſucht, kann einem Schriftſteller leicht dieſen Streich ſpielen. Und wenn ſie ihn gerade nicht dem Richardſon geſpielt hat: ſo könnt' es doch bey Manchem ſchon zugetroffen ſeyn. Das heißt dann aber auch dichten, um zu dichten; das heißt, nicht Mittel einer höhern Abſicht wegen, ſondern um ihrer ſelbſt willen, wählen; das heißt, die Dichtkunſt von einer ſehr unrechten Seite anſehen; — die Schale nehmen und den Kern liegen laſſen. Schwerlich gewinnt der Dichter dadurch in unſern Augen; oder dünkt uns größer. —

Doch die Sache hat noch eine andre Seite. Denn — damit ich mich recht begreiflich erkläre — es kann mehr Mühe koſten, einen Fenwich, Hargrave, Greville (Mannsperſonen, welche Henriette unſtreitig in Gedanken hatte, als ſie einige mit dem Grandiſon contraſtiren ließ) in ſolche Situation zu ſetzen, ſolche Handlungen thun zu laſſen, von welchen wir gerade das hätten abſtrahiren können, was Henriette von ihnen bemerkt hat. Aber dieſe Mühe würde dem Dichter reichlich belohnt

ſohnt worden ſeyn. Alsdenn nämlich hätten wir, um mich ſo auszudrücken, einen Stamm gehabt, an welchem ſich unſre neu erworbenen Kenntniſſe hätten anhalten können; und ſo wären ſie nicht, wie jetzt, unter dem Gedränge der herzueilenden und folgenden Begebenheiten, zu Boden getreten und vernichtet worden. Und um wie viel unſre Theilnehmung mehr erregt, um wie viel unſer Vergnügen vermehrt worden wäre, wenn wir, zuerſt eine Handlung, ſtatt dieſer Anmerkungen vor uns geſehen, und dann ſie ſo vor uns geſehen hätten, daß wir ſelbſt dieſe Bemerkungen hätten abſtrahiren können; das heißt, Wirkungen geſehen hätten, von welchen die, in jenen Mannsperſonen getadelten Eigenſchaften, die Urſachen geweſen wären; — das wird wohl jeder Menſch von Gefühl ſelbſt bemerken. Freylich müßten wir dieſe Verbindung von Urſach und Wirkung, **anſchauend** ſehen; wir müßten an der Handlung, eines Greville z. B. die Eigenſchaften **lebendig** erkennen, die uns das an ihm ſehen ließen, was Henriette an ihm und ſeines gleichen bemerkte. Solch ein Charakter müßte, durch ſeine hierher gehörigen Eigenthümlichkeiten, bey ſchicklichen Gelegenheiten und auf ſchickliche Perſonen, **Wirkungen** hervorbringen, die uns gleichſam nöthigten, zu der Urſache derſelben zurück zu kehren, und ſie gewahr zu werden.

den. In dieſen Wirkungen müßten wir all das Unanſtändige, all das Lächerliche jener Schmeicheleyen, und jenes Betragens gegen das Frauenzimmer, mit ſeinem ganzen Einfluß auf daſſelbe ſehen; und dann würden wir es lebendig und gewiß, ſo gut, und beſſer wie Henriette, geſehen haben. Und hätten wir dann es nicht bemerkt, ſo war es nicht die Schuld des Dichters; es war unſre. — Wie dieſe hervorgebrachte Wirkung, zur Urſache anderer Wirkungen hätte werden können, und überhaupt, als ein beſondrer, einzeler Theil eines Ganzen, hätte behandelt werden müſſen: — das gehört nicht hierher! —

Wenn eine ſolche Handlung nicht mit den übrigen wirkenden Urſachen des Richardſonſchen Plans zu verbinden war; wenn ſich die Begebenheiten, die nöthig waren, ſo bald der Leſer jene Bemerkungen ſelbſt machen ſollte, nicht mit der Abſicht des Dichters, uns nur Handlungen gewiſſer Art zu zeigen, zuſammen paßten: — ſo kann ich nichts anders, als den Dichter beklagen, der ſich die vergebliche Mühe genommen hat, Bemerkungen einzuweben, die unter den Begebenheiten verloren gehen, und, ohne daß man ſie vermißt, weggeſchnitten werden können. Aber ich begreife ſehr gut, wie ſie ſich mit einem Plan vertragen könnten, in welchem man den, in allen Fällen anſtändigen, edlen Mann ſchil-

ſchildern wollte. Doch das gehört nicht hierher! — Auch iſt mein Vorſatz nicht, den Richardſon geradezu zu tadeln. Ich habe dies Beyſpiel nur gewählt, um den Vorzug, den die Handlung vor der Erzehlung hat, auch von dieſer Seite, ins Licht zu ſetzen.

22.

Die Erregung unſrer Leidenſchaften hängt ſo ſehr davon ab, daß wir die vorzuſtellenden Gegenſtände ſo lebhaft, ſo anſchauend ſehen, als möglich, daß ich hier, mit Recht, Gebrauch von einer Stelle aus dem Home machen zu können glaube. Er ſagt (Ch. 22.) der Dialog ſchicke ſich vorzüglich zum Ausdruck der Empfindungen. Man hat es verſucht, indem man die Perſonen ſelbſt ſchreiben läßt, den Roman ſo dramatiſch zu machen, als möglich. Sollte es nun nicht erlaubt ſeyn, an Stellen, wo die Rede von Empfindungen iſt, ſelbſt in dem Roman, wo nur der Dichter ſpricht, eine Anwendung von dieſer Bemerkung zu machen? Der Wahn wenigſtens, daß man die verſchiedenen Gattungen der Dichtkunſt nicht mit einander vermiſchen müſſe, und der wohl mit der Lehre, von den drey berühmten Einheiten einerley Urheber hat, ſollte den Dichter nicht davon abhal-

ten. Wenn der Dialog natürlich herbeygeführt würde; wenn die Perſonen ſich ſo zuſammen finden müßten, daß es nun nicht anders ſeyn könnte, wenn ihre ganze Situation dieſe, dem vollen Herzen ſo natürliche Ergießung erfoderte: ſo ſehe ich nicht ab, was den Romanendichter abhalten ſollte, zwey Liebende z. B. in Unterredung aufzuführen? Der Leſer würde dadurch gleichſam in den Zuſchauer verwandelt; und der Dialog, als ein nothwendiges Stück mit dem Ganzen verbunden ſeyn. — Das, was ich in verſchiedenen angenehmen Schriften dieſer Art, bis jetzt noch von ſolchem Dialog gefunden habe, iſt nicht das, was ich mir davon vorſtelle; aber doch beweiſt es die Möglichkeit der Sache. Man ſieht übrigens ſchon, daß ich hier nur von der Einführung dieſes Dialogs in erzehlenden Romanen rede. — In den andern findet er ſich ſchon. Mit welchem Erfolg will ich hier nicht beſtimmen.

Ich verlange übrigens lange nicht alles geſagt zu haben, was dazu beytragen kann, den Roman dramatiſcher zu machen, und unſre Empfindungen lebhafter zu erregen. Das Studium der Muſter, und einiger bekannten Kunſtrichter, als des Home u. a. m. mag das lehren, was ich nur habe anmerken, nur als ein Mittel, intereſſanter zu werden, empfehlen wollen. — Ohne dieſe Kunſt wird

nie

nie der Dichter ſeinen Endzweck mit ſeinen Leſern erreichen, — ſie nie bis zu dem Grade täuſchen, als er es wünſcht: er wird, mit einem Wort, nie für ſie das ſeyn, was er ſeyn will — Dichter.

Hier wird es die Gelegenheit ſeyn, Etwas von der Erzehlung zu ſagen, die der Dichter oft genöthigt iſt machen zu laſſen, um uns mit den, vor Eröffnung der Scene, ereigneten Begebenheiten bekannt zu machen. Hier ſind gewöhnlich die Perſonen ſelbſt die Erzehler. Zuvörderſt müſſen dieſe Perſonen in einer Situation ſeyn, daß dieſe Erzehlung für ſie, das heißt, für ihre jetzige ganze innre und äußre Lage nothwendig ſey. Es muß ihr Bedürfniß, und nicht das Bedürfniß des Dichters ſeyn, daß ſie die vergangenen Begebenheiten erzehlen. Den Unterſchied, der hieraus entſteht, kann man ſehn, wenn man die Erzehlung Heinrich des Vierten [s]) in der Henriade, gegen die Erzehlung des Engels, im verlornen Paradieſe [t]), oder gegen die Erzehlung des Agathon [u]) hält. Agathon iſt in einer Gemüthsverfaſſung, wo es ihm, ſo zu ſagen, nothwendig wurde, ſich ſeiner Geſchichte zu

s) Henriade Ch. 2.
t) Paradiſe loſt Book V. ſeq.
u) Agathon, Sieb. Buch.

zu entledigen. Er konnte Danaen ſeine vorigen Begebenheiten nicht länger vorenthalten, wenn ſeine Situation ferner das Anſehn von Wahrheit und Natur haben ſollte. Ermüdet, und zum Theil erſchöpft, iſt er in einer Art von Ruheſtand, wo ſeine Ideen ſehr natürlich auf ſein voriges Leben zurück geführet wurden. Der Dichter hat alles gethan, was möglich iſt, ihn aus einem Theil ſeines ſüßen Traums erwachen zu laſſen, und an ſeine vorigen Tage zu erinnern. Die paar Worte des Sophiſten, — das Feſt ſelbſt, — der Traum von ſeiner Pſyche. Und ſeine Müdigkeit (es war nicht bloß körperliche) öffnete dieſen Ideen, ſo zu ſagen, den Weg; oder vielmehr ſie war nicht im Stande, ſie im Herzen zurück zu halten. Er ſuchte Beruhigung und Erleichterung; ſein Herz hatte ſie nöthig; was iſt natürlicher, als daß er es Danaen ausſchüttet? Nur in der Erinnerung an ſein vergangenes Leben, nur in der Erzehlung konnte er ſeine Beruhigung finden. — Nicht aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, aber aus einem andern, iſt die Erzehlung des Engels im Milton, eben ſo nothwendig. Nicht des Engels willen, aber Adams willen mußte ſie geſchehn. Der erſte Menſch mußte von dem Vergangenen unterrichtet werden, wenn nicht ſein Schutzgeiſt den Vorwurf verdienen ſollte, daß er ihn ſehr unvorbereitet, ſeinem bevorſtehen-

den

den Schickſal überlaſſen. — Heinrich der vierte erzehlt, weil der Dichter eine Erzehlung nöthig hat; und von der Nothwendigkeit des Dichters allein wollen wir gar nichts wiſſen.

Nur wann die Erzehlung ſo erfolgt, wird dann auch der Leſer glauben, daß er dieſe Erzehlung hören müſſe; er wird glauben, dabey zu verlieren, wenn er ſie nicht hört; er wird die Erzehlung wünſchen. Und eine natürliche Folge hiervon wird es ſeyn, daß er ſie mit vieler Theilnehmung hören wird.

23.

Ueber die äußere Einrichtung eines Romans weis ich dem Romanendichter ſehr wenig zu ſagen. Die Verſchiedenheiten, die darinn ſtatt finden können, ſind gern ſeiner Willkühr überlaſſen. Ich habe mich zwar ſchon darüber erklärt; aber ich will es wiederhohlen! Der Dichter wähle ſeine Perſonen, aus welcher Claſſe er wolle; — er führe uns von der Wiege des Helden, bis zu ſeiner fertigen Ausbildung, wie Fielding; oder bringe einen Theil dieſer Begebenheiten, wie Wieland, in Erzählung; — er zeige uns einen ganzen werdenden Menſchen; oder nehme ihn, ſo zu ſagen, bey einer gewiſſen Periode, in einem gewiſſen innern Zuſtande, auf, um ihn in einen andern zu bringen: ich glaube,

daß er den Leſer immer gleich angenehm unterhalten wird. Es ſey ferne, den Dichter hierinn einſchränken; oder all die verſchiedenen äußern Geſtalten des Romans für etwas anders anſehen zu wollen, als für — Kleinigkeiten. Eine Traungs-Ceremonie mehr oder weniger macht die Sache nicht aus. Nur am Weſentlichſten laſſe er es nie fehlen! Nur ſey das Aeußere und das Innere ſeines Werks, aus allen Geſichtspunkten betrachtet, in der vortreflichſten Uebereinſtimmung!

Die Nachtheile, die die Einkleidung der Geſchichte in Briefe hat, iſt bereits bemerkt worden. — Ich ſetze noch hinzu, daß ich, ſo ein dramatiſches Anſehn ſie auch immer haben mögen, in ihnen doch nur immer Erzählung höre, weil ich nur immer vergangene Begebenheiten hören kann. Und da die Perſonen ſelbſt ihre Geſchichtſchreiber, ſelbſt die Erzähler ihrer Vorfälle ſind, ſo ſcheint es ſehr ſchwer zu ſeyn, ſie in einem Tone davon ſprechen zu laſſen, den ſie uns nicht, als Prahler, als zu ſehr beſchäftigt mit Ihrem Selbſt darſtellt: ein Umſtand, der allein einen Menſchen unerträglich machen kann; wenn wir nämlich ſonſt nichts von ihm wiſſen. — Die Romane in Briefen, die wir haben, möchten ſchwerlich meine Meynung ſo ganz widerlegen. Geſchwätz und Prahlerey legt man ihnen faſt durchgängig zur Laſt. — Auch noch

aus

aus einem andern Geſichtspunkte läßt ſich die Sache anſehen. Zugeſchweigen daß die Illuſion des Leſers ſehr oft geſtört wird, weil wir immer, mehr oder weniger, den Dichter durch ſeine Perſonen durchgucken ſehen, findet ſich in den mehrſten Briefen aller Romane ein Mangel von Wahrſcheinlichkeit und Widerſpruch, der meines Wiſſens, noch gar nicht bemerkt worden iſt. Ein Brief fängt ſich oft ſehr ruhig an, und wird immer unruhiger, (ohne daß die Perſon ihre Stelle verändert habe) ſo daß wir am Ende eine Begebenheit erfahren, wodurch ſie natürlich in ihren Kummer, in ihre Unruhe geſtürzt worden iſt: eine Situation, in welcher ſie ſich aber alſo ſchon befand, da ſie anfieng zu ſchreiben, und nach welcher ſie alſo ihren Brief, weil ſie eben in voller Bewegung war, ganz unruhig, ihrem Zuſtande gemäß, hätte anfangen müſſen. Ein Beyſpiel aus dem Grandiſon wird dies klärer machen. Ich nehme den erſten, beſten Brief. In heftigen Situationen ſind ſich die mehrſten hierinn gleich. Man ſieht aus dem Ende des ſiebenten Briefes im vierten Theil, daß ſich Henriette niederſetzte, dieſen Brief zu ſchreiben (den ſie in einem Zuge fortſchreibt), nachdem Sir Grandiſon ſie verlaſſen hatte, und ſie, mit Augen roth von Weinen, und mit einem: **es iſt vorbey! es iſt alles vorbey!** aus der Geſellſchaft ihrer

Freunde gegangen war, um eben dieſen Brief anzufangen. Wie hätte nun der Brief, ihrer Situation zufolge, in welcher ſie ihn anfieng, ſeyn müſſen? Zwar eine Einleitung ſteht da, die es entſchuldigen ſoll, daß ſie an das kältere, vorhergehende zuerſt denkt; aber, — ich überlaſſe die Entſcheidung einem Jeden, — ob in ſolcher Situation, und bey einem empfindlichen Charakter, wie Henriettens, ſie nur an dieſe kalte Einleitung einmal denken konnte? Auf die paar Worte: O Lucia! ich hab' eine ſolche Unterredung zu erzählen, — folgt ein Brief, als ob Henriettens Gemüthsfaſſung, in der ſie, ihrer eigenen Beſchreibung nach, ſich befand, da ſie den Brief anfieng — nichts weniger als die trübe, melancholiſche geweſen wäre, die ſie, mit Wahrheit, nach einer ſolchen Unterhaltung mit dem Grandiſon, auch ſeyn mußte. In dieſer Gemüthsfaſſung nun, mit der ſie, ihrem eigenen Geſtändniß zu Folge, ſchon war; da ſie anfieng, und in welcher ſie alſo, am Ende des Briefs, der Natur der Leidenſchaften zu Folge, nicht mehr ſeyn ſollte, weil ſie ihr Herz ausgeſchüttet hatte, und ihr Kummer leichter geworden war, — in eben dieſer Gemüthsfaſſung endigt ſie nun den Brief, mit einer Ergebung in alles, mit einem: „ich weis, Sie werden mich bedauern,“ mit der ſie geradesweges, nach Anlage des menſchlichen Herzens, und

ihrer Situation, und ihres empfindlichen Charakters, den Brief anfangen mußte x). —

Man ſagt vom Richardſon, daß er ſeine Perſonen ſo vortreflich charakteriſtiſch habe ſchreiben laſſen. Es mag ſeyn! aber gewiß ſelten nach denen Situationen, in welchen ſie ſich befanden, da ſie anfiengen. Und wenn das charakteriſtiſch heiſſen kann: ſo weis ich nicht, was es heißt. Wie der

x) Ich beſinne mich, in einem Engländiſchen Schriftſteller (mich dünkt, im Addiſon) eine Bemerkung über den Ovid geleſen zu haben, die zu wahr iſt, und zu gut ſich auf das Obige anwenden läßt, als daß ich ſie nicht herſchreiben ſollte. Es iſt bekannt, und die Erfahrung kann Jeden davon überführen, daß ein großer Theil der Elegien, die der unglückliche Dichter aus ſeinem Verbannungsorte ſchrieb, ſich weit rührender, weit mehr im Tone eines bekümmerten, wahrhaft klagenden Geiſtes anfangen, als ſie ſich enden, mit einem Wort, daß ſie im Anfange mehr Elegie ſind, als beym Ausgange. Dies ſchien der angeführte Schriftſteller mir ſehr glücklich dadurch zu erklären, daß er annahm, der Dichter habe ſich, mit einem wahrhaft bewegten Herzen, niedergeſetzt; allein das Geſchäft des Dichters ſelbſt habe ſeinen Kummer zerſtreut; er habe ſeine Leiden, über der Arbeit ſie auszudrücken, vergeſſen; und ſo ſey er natürlich in den, ihm eigenthümlichen Ton wieder zurück gefallen; er ſey der bloß witzige Ovid wieder geworden, der er überhaupt war. — Das, was von ſeinem Leiden, von ſeinem Unglück zeugen ſollte, wurde zum Mittel, ihn wieder aufzuheitern. — Man mache hiervon die Anwendung auf den angeführten Brief Henriettens und andre von der Art! In der Natur des menſchlichen Herzens liegt nichts, das der vorigen Bemerkung widerſpräche. Sie wird ehe durch alles beſtätigt.

der Dichter in dieſen Fehler verfallen iſt, begreife ich leicht. Wenn die Perſon nämlich den Brief in dem Tone angefangen hätte, in welchen ihre Gemüthsfaſſung, da ſie ſich zum Schreiben niederſetzte, geſtimmt war: ſo würde der Leſer natürlich nicht durch die verſchiedenen Vorſtellungen, durch die die Perſon hindurch gegangen iſt, um in ihren letztern Gemüthszuſtand zu kommen, geführt werden können; er würde das letztere zu erſt erfahren, die Wirkung ehe, als die Urſache gewahr werden müſſen. Daraus würden, dem Anſehn nach, Lükken oder Sprünge im Werke entſtehen. Und um dies zu vermeiden, hat denn wohl der Dichter die Perſon erſt vor den Augen des Leſers das **werden** laſſen, was ſie ſchon **war**, da ſie anfieng. Vergeſſen kann er dies unmöglich haben. — Ich will es zugeben, daß eine Perſon auf dieſe Art ihre Geſchichte erzählen könne, wenn ſie ſich nicht im heftigſten Affekt niederſetzt: — wenn der Dichter ſie nicht ehe anfangen läßt, als bis ihre aufgebrachten Leidenſchaften ruhiger geworden ſind; aber, zugeſchweigen, daß es natürlicher iſt, ſie in jenem Zuſtande anheben zu laſſen, weil dann das beunruhigte Herz vor allen Dingen Linderung und Erleichterung, und Entledigung ſeines Kummers ſucht: ſo kann auch in jenem Fall, nie dieſe Unruhe wieder bis zu dem Grade ſteigen, in welchem ſie, im

Augen-

Augenblick der Handlung ſelbſt, war. Und um dieſen Zuſtand iſt es doch dem Dichter vorzüglich zu thun. —

Es ſey ferne von mir, dem Genie Gränzen vorzeichnen zu wollen! Es kann vielleicht auch dieſe Einkleidung der Geſchichte in Briefen ſo behandeln, — ob ich es gleich nicht abzuſehn vermag — daß der kaltblütigſte Unterſucher nicht Anlaß zum Tadel erhält. —

Wenn der Dichter ſelbſt der Erzähler iſt: ſo kann ich ihm, über den Ton, in dem er erzählen ſoll, und über die Schreibart, nichts ſagen, als was er nicht in allen guten Kunſtrichtern beſſer geſagt fände. Er hüte ſich nur, daß er uns die Thaten und Begebenheiten ſeiner Kinder, in einem Tone erzähle, der ihn in den Verdacht der ekelhafteſten Schmeicheley bringen kann; denn keine Schmeicheley iſt lächerlicher, als die der Vater ſeinem Kinde macht. Und wir würden dadurch nur an das Daſeyn des Dichters ſelbſt erinnert werden; und von ihm wollen wir ſelten gern etwas wiſſen. Wir haben es mit ſeinen Perſonen zu thun. — Das größte Lob, das er erhalten kann, iſt, — daß wir ihn ganz über ſeinem Werke vergeſſen haben.

In Anſehung des Styls will ich Deutlichkeit zuerſt, und dann Richtigkeit und Nachdruck em-

pfeh-

pfehlen. Wenn, nach der Sage der Kunſtrichter und Journaliſten, unſre beſten Köpfe noch den Vorwurf verdienen, daß ſie ſich oft unrichtig, unbeſtimmt, oder gar affektirt ausdrücken: ſo wird der Romanendichter nicht mit Sorgfalt und Behutſamkeit genug zu Werke gehen können. — Die Vorzüge der Schreibart ſind von ſo guter Wirkung, daß einige der Romanendichter der Lebhaftigkeit ihres Styls, — und vielleicht ihrem Witze, — einen großen Theil des Beyfalls zu danken haben, mit welchem ihre Werke aufgenommen worden ſind. Dieſe Eigenſchaften fühlt jeder Leſer, der aber die höhern und wichtigern Schönheiten nicht einzuſehn vermag.

Uebereinſtimmung zwiſchen der Materie und der Schreibart iſt eine höchſt wichtige, höchſt nothwendige Erfoderniß, aber es iſt ſo viel ſchon darüber geſagt worden, daß ich nichts hinzuſetzen darf, um den Werth der Sache zu zeigen.

Die Vorzüge des launichten Schriftſtellers ſind bekannt. Außer dem Reiz, den die launichte Erzählung gewährt, hat der Schriftſteller dieſer Art vielleicht vorzüglich das Recht, vor ſeinen Perſonen hervorzutreten, und uns mit Bemerkungen und Aufklärungen über die Reihe der Begebenheiten zu unterhalten. Altägliche Dinge aber werden

wir

wir freylich auch von ihm nicht hören wollen. — Den Mißbrauch der Laune aber, kann ich nicht genug widerrathen. Unter den Händen der Yörickſchen Nachahmer hat die gute Laune zu ſo abentheurlichen Verdrehungen in Gedanken und im Styl Anlaß gegeben, daß ſich nichts poßierlicher leſen läßt, als ein Theil unſrer Reiſeſchreiber. Und das, was die Yörickſchen Reiſen charakteriſirt, Kenntniß des menſchlichen Herzens, findet ſich nun in ihnen ſo wenig, daß ſie uns durch nichts, der ſeltſamen Sprünge wegen ſchadlos halten, die ſie mit unſrer Einbildungskraft vorgenommen haben. — Auch an einzeln Stellen kann zu viel Laune unangenehme Wirkungen machen. Der weiſe Dichter des Agathon hat, in der neuen Auflage, das Gleichniß, das ſich unten auf Seite 6. der erſten Ausgabe findet, weggeſchnitten. Und eben ſo iſt eine andre Stelle von der 169 Seite der erſten Ausgabe zurück gelaſſen worden; vielleicht weil beyde, für die Wichtigkeit der bezeichneten Sache, zu launicht waren. In heftigen, ſehr rührenden Situationen kann Laune eben ſo unſchicklich ſeyn. Vielleicht verträgt ſie ſich aber deſto beſſer mit unwichtigen, gleichgültigen Begebenheiten und Perſonen, indem ſie natürlich den weniger anziehenden Innhalt aufſtutzt. —

Hier

Hier endige ich dieſen Verſuch. Dies Wort ſelbſt wird es erklären, was die ganze Schrift ſeyn ſoll. Ich habe nicht etwann den Geſetzgeber machen wollen; nur meine Meynung hab ich, frey ſagen zu dürfen, geglaubt, — und um deſto ehe, da weder beym Lobe, noch beym Tadel, eine andre Abſicht geweſen iſt, als dieſe. Nicht um des Dichters, ſondern um mein ſelbſt willen, hab' ich das Gute gelobt. Ich geſteh' es, daß ich zu ſtolz bin, um ſchmeicheln zu können; aber eben ſo gewiß bin ich es auch, um aus niedrigen Abſichten, tadeln zu wollen!

E N D E.

Verbeſſerungen.

Seite 7. Linie 9. lies, ſtatt vermittelten, — verwickelten.

Seite 22. Linie 7. lies, ſtatt neuern, — Neuern.

Seite 87. Linie 2. lies, ſtatt die Henrietten ſo reden machen, — die aus Henrietten auf dieſe Art rede. Das erſte würde ein Gallicismus ſeyn.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Georg Konrad
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Blankenburg, Christian Friedrich <<von>>,

Versuch über den Roman

Leipzig ; Liegnitz 1774

L.eleg.g. 51 h
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10573438-1
VD18 14406500-001